

27452 [1,2]



*E. Doebel del.*

*Lopzig, d. Englische Kunst Anstalt.*

*A. H. Payne sc.*

DER SINAI.

21.

Des Wagners E. Ch. Döbel

# Wanderungen

im

# M o r g e n l a n d e .

Herausgegeben

von

L u d w i g S t o r c h .

Fünfte Auflage.

Zweiter Band.

Mit Stahlstichen.

E. Ch. Döbel's Selbstverlag.

Druck von C. F. Hofffeld in Leipzig.

1845.

Des Königs v. Preußen

Verordnung

1845



27.452 [2]

1845

1845

1845

NH-47377/TMK

## Zu den Stahlstichen.

### Erster Theil.

#### E. Ch. Döbels Portrait.

(Als Titelbild.)

Mit einer Daguerrotype aufgenommen. Im Hintergrunde sieht man Konstantinopel. Die *Aja Sophia*, Moschee, (ehmalige Sophienkirche. Seite 126) tritt vorzüglich hervor.

#### Skavenmarkt in Alexandrien.

(Zu S. 241.)

Auf derselben Platte:

#### Mahumed Ali auf dem Wege nach Schubra.

(Zu Seite 24 des zweiten Theils.)

### Zweiter Theil.

#### Der Sinai.

(Als Titelbild.)

Die höchste Bergspitze im Hintergrunde ist der Sinai. Auf dem Gipfel sieht man die beiden Kapellen, links die christliche, rechts die muhamedanische. An der linken Seite des aufwärts führenden Felsenpfades dicht hinter dem rechten Gipfel des Horeb sieht man die beiden verfallenen christlichen Kapellen. Die Berge im Vordergrunde dicht

hinter dem Kloster sind der Horeb. Zwischen den beiden Hauptgipfeln desselben steigt der enge Felsenpfad nach dem Sinai hinauf. Dort sieht man auf unserm Bilde die besprochene Cypresse und weiter unten die Grotte des heiligen Sargarius. Den Mittelgrund des Bildes füllt das kastellartige St. Katharinenkloster aus. Links, mit hoher Mauer umgeben, die Klostergebäude, rechts mit niederer Mauer der Klostergarten. Da das Bild vom gegenüberliegenden Berge aus der Vogelperspective aufgenommen ist, so sieht man im Innern die große Klosterkirche und an der innern Hinterseite die Zellen der Mönche. Das kleine viereckige, auf dem Hofe einzeln stehende mit einem runden Dache überwölbte Gebäude ist der große Klosterbrunnen. Am obern Theile der vordern und rechten Mauer sind die Schießscharten zu sehen, und vorn der kleine Anbau mit dem Flaschenzuge, durch welchen man in das Kloster befördert wird. Am Boden außerhalb dem Kloster hinter den Kameelen ist der viereckige Brunnen angedeutet, den die Beduinen benutzen. Im Garten haben wir rechts das Wachhäuschen und dahinter in der bogigen Mauer den Eingang von außen in den Garten. Wir sehen endlich den Blumengarten mit dem Gottesacker und links den unterirdischen Gang in das Kloster. Rechts im Hintergrunde erhebt sich neben dem Sinai der St. Katharinenberg und am Fuße desselben das unbewohnte und verfallende Kloster Erbayin.

## J e r u s a l e m.

(Zu Seite 54.)

Auch dieses Bild ist aus der Vogelperspective vom Delberge aus aufgenommen. Aber gerade dieser Umstand erlaubt uns die ganze heilige Stadt und ihr Inneres zu übersehen. Im äußersten Vordergrund ist das Thal Josaphat. An der dem Beschauer zugekehrten östlichen Mauer ist rechts das Stephansthor, links das zugemauerte goldne Thor. Links hinter dem letztern erhebt sich sogleich die prachtvolle Moschee el Sakara auf der Stelle des salomonischen Tempels. Links von ihr auf demselben Plage die kleinere Moschee el Akfa. Auf der linken Seite des Bildes im Hintergrunde erhebt sich der Berg Zion mit seinen Gebäuden und dem hohen Minaret. Ihm zunächst in der Stadtmauer das Davids- oder Zionsthor. Gerade in der Mitte des Hintergrundes ragt die Citabelle oder Davidsburg empor. Daneben das Thor von Jassa oder Bethlehems thor. An der nordwestlichen Mauer, an der rechten Seite des Bildes, das Ephraims- oder Damaskusthor. Die vom

Stephansthore ziemlich gerade aufwärts führende Straße ist die via dolorosa (der Schmerzensweg). Gleich hinter dem Thore links beim Beginn des Schmerzensweges die viereckige Vertiefung ist der Teich Bethesda. Unmittelbar dahinter das Haus des Pilatus. Gegenüber an der rechten Seite der Straße das Haus des Herodes. Fast in der Mitte der Stadt, etwas nach der rechten Seite des Bildes springt ein hohes mit einem runden Dache versehenes Gebäude in die Augen. Es ist die Kirche des heiligen Grabes. Der Häuserquadrat darüber ist das lateinische Kloster. Die in der Stadt zerstreuten hohen Thürme mit Halbmonden auf der Spitze sind türkische Minarets.

### Kapelle über Golgatha in der heiligen Grabeskirche.

(Zu Seite 66.)

Links die Kapelle mit der Stelle, wo das Kreuz stand, rechts die Kapelle der Kreuzeserhöhung. Die drei kleinen Kapellen darüber sind 1) die Erscheinungskapelle mit der Säule der Geißelung (S. 69); 2) das „Gefängniß des Herrn“ (S. 70); 3) Kapelle der Kleiderloosung (S. 70).

### Kapelle über dem heiligen Grabe.

(Zu Seite 67.)

Das Aeußere dieses Gebäudes innerhalb des großen Domes ist im Buche selbst so genau beschrieben, daß hier nichts weiter hinzuzufügen ist. Auch eine im Buche erzählte merkwürdige Begebenheit ist auf dem Bilde angedeutet.

### Das Innere der Kapelle über dem heiligen Grabe.

(Zu Seite 68.)

Auf dem folgenden Bilde erblicken wir sechs Darstellungen. Die mittlere obere zeigt das heilige Grab selbst. Zur Linken die Engels-Kapelle. Und diese beiden bilden das Innere der Kapelle des heiligen Grabes. Außerdem sind noch hinzugefügt das Grab des heiligen Nicodemus oder der Stein der Salbung (S. 67.). Das mittlere Bild der untern drei zeigt die Säule der Beschimpfung (S. 70). Links die Große Pforte der heiligen Grab-Kirche (S. 85). Rechts die Kapelle, wo die heilige Helena das Kreuz Christi fand (S. 70).

**Der Oelberg.**

(Zu Seite 93).

Wie die Ansicht Jerusalems vom Oelberge aus, so ist die vom Oelberge umgekehrt von der Stadt aus aufgenommen und zwar von der Stelle des Stephansthores. Im Vordergrunde haben wir hier, wie dort das Thal Josaphat mit dem Bache Kidron. Links jenseits des Baches das viereckige Gebäude ist das Grab der heiligen Jungfrau Maria (S. 91). Im obersten Ende der bogigen Umzäunung davor: die Grotte der Todesangst (S. 92.) Die viereckige größere Umzäunung am Fuße des Berges in der Mitte des Bildes ist der Garten Gethsemane (S. 93). Dicht darüber die Felsen, auf denen Petrus, Jakobus und Johannes schliefen. Die drei Gebäude, auf der rechten Seite des Bildes, am Fuße des Berges sind die Grabmäler des Absolon (das auf der linken Seite), des Josaphat (in der Mitte) und des Zacharias (auf der rechten Seite) (S. 96). Den Gipfel des Oelberges krönt die türkische Moschee. Der Berg zur Linken ist der „Berg der galiläischen Männer,“ die letzte Bergspitze zur Rechten der „Berg des Aergernisses.“ Zwischen ihm und dem Oelberge führen rechts der Weg nach Bethphage, links nach Bethanien.

**Kapelle über der Geburtsstätte Christi. Rahels Grab. Bethle-  
lehem. Berg Thabor. Main.**

Auf einem Blatte.

(1. zu Seite 108. 2. zu Seite 106. 3. Bethlehem zu Seite 106.)

Links auf dem Bilde ist das große Kloster über der Geburts-  
stätte Christi zu sehen; rechts am Berge die Stadt.

(4. und 5. zu Seite 50 und 51.)

**Beschneidungszug in Aegypten.**

(zu Seite 157.)

**Hochzeitzug in Aegypten.**

(Zu Seite 155.)

**Leichenzug in Aegypten.**

(Zu Seite 158.)

Diese Bilder bedürfen keiner besondern Erklärung, (da diese sich  
im Buche ausführlich findet.

## Inhalt des zweiten Bandes.

### Anblick des Sinai.

Seite

Anblick des Sinai und des St. Katharinenklosters. — Guter Empfang von den griechischen Mönchen. — Das Kloster. — Der Garten. — Marsch um den Sinai. — Der Horeb und der Sinai. — Das Vostanthal. — Der Katharinenberg. — Abreise vom Kloster. — Der wallachische Mönch. — Wadi Elaf. — Der Serbal. — Tor. — Das Wadi. — Jagd = Ungeschicklichkeit des schwedischen Naturforschers. — Ein Unglück. — Sammeln von Naturmerkwürdigkeiten. — Krankheit des Württembergers. — Schlechtigkeit und Unwissenheit des Schweden. — Rückreise von Tor nach Suez. — Backfurst der Beduinen. — Ebene Kaa. — Wadi Rasseb. — Der Wasserbeutel. — Sandsturm. — Ueberfahrt über den Meerbusen. — Kriegsschiffe. — Suez. — Aegyptische Militärzüge in der Wüste. — Das Kameel. — Versteinertes Holz. — Heftiger Streit zwischen dem Schweden und dem Württemberger. — Ankunft in Kairo. 1

### In Aegypten.

Aegyptische Rekruten. — Mein Landsmann Hempel und dessen Frau. — Ratten- und Mäusejagd. — Der deutsche Naturforscher Ruppel. — Ruppels Neger und des Schweden Geiz. — Mehemed Ali und Schubra. —

Wanderung nach den Pyramiden. — Der Nismesser auf der Insel Rudah. — Spuren der letzten Nilüberschwemmung. — Gizeh. — Große Lebensgefahr. — Die Pyramiden. — Die Pyramide des Cheops. — Die Sphinx. — Das Mumienfeld. — Saï ara. — Die Kammern der Thiermumien. — Probekampf eines Infanteristen mit zwei Kavalleristen. — Abreise von Kairo und Ankunft in Alexandrien. — Der dänische Generalconsul Dumreicher. — Ein Brief aus der Heimath. — Doctor Koch. — Jagdpartien. — Neue und stärkere Sehnsucht nach dem gelobten Lande. . . 21

## In Palästina.

Abreise aus Aegypten. — Ein ägyptisches mit Schießpulver beladenes Schiff. Unvorsichtigkeit der Officiere und Matrosen. — Meine Angst. — Ankunft in Esur. — Eintritt in das heilige Land. — Koptische Christen. — Aere. Ein deutscher Schlosser. — Reise auf den Berg Karmel. — Kaifa. — Der Karmel. — Anfertigung einer Walze. — Wanderung nach Nazareth. — Thal und Wald. — Ein Meierhof und ein reizend gelegenes Dorf. — Nazareth. — Franciskanerkloster. — Grotte des englischen Grusses. — Die Werkstätte des heiligen Joseph. — Der „Tisch des Herrn.“ — Der Berg des Abgrundes. — Der Mariabrunnen. — Wölfe und Schakale. — Kana. — Thal von Hittin. — Liberias. — Das galliläische Meer. — Die Kirche des St. Petrus. — Die deutschredenden Juden. — Erwartung des Messias. — Das Haus eines arabisch christlichen Priesters. — Das Bad Salomos. — Ibrahim Pascha. — Der Jordan. — Der Thabor. — Nazareth. — Reise nach Jerusalem mit einer Pilgerkarawane. — Nablus. — Eine kalte, schlaflose Nacht. — Anblick von Jerusalem. . . 36

## In Jerusalem.

Einzug in Jerusalem. — Das lateinische Kloster und die Casanuova. — Ein deutscher Maurer. — Lage und Umfang der heiligen Stadt. — Ihr Inneres. — Die Stadtmauer. — Umfang der alten Stadt. — Einwohner. — Die Thore — Die Moschee el Sakara. — Via dolorosa. — Die heilige Grabkirche. — Die beiden Kapellen auf Sogatha. — Der Stein in der Salbung. — Die Kapelle des heiligen Grabes. — Die Erscheinungskapelle. — Zubräng zur Säule der Geißelung. — „Das Gefängniß des Herrn.“ — Kapelle der Kleiderloosung. — Kapelle der heiligen Helena. — Die Säule

der Beschimpfung. — Die christlichen Religionsparteien in der heiligen Grabkirche. — Die Fastenzeit. — Die Charwoche. — Tod eines Pilgers aus begeisterter Andacht. — Prügelei der frommen Väter. — Vereitelte Rache des mecklenburgischen Maurers. — Der Palmsonntag. — Der grüne Donnerstag. — Der Charfreitag. — Der Charfsamstag. — Das heilige Feuer. — Die Nacht vom Osterheiligenabend zum Ostersonntage. — Der Ostermorgen. — Das griechische Kloster. — Das lateinische Kloster. — Das armenische Kloster . . . . .

54

### Nächste Umgebung von Jerusalem.

Das Thal Josaphat. — Grabmal der heiligen Jungfrau Maria. — Grotte der Todesangst. — Garten Gethsemane. — Der Delberg. — Moschee auf dem Gipfel des Delbergs. — Bethphage. — Bethanien. — Grab des Lazarus. — Der Berg des Aergernisses. — Die Grabmäler des Absalom, des Josaphat und des Zacharias. — Die Höhle des Jakobus. — Der Felsen des Judas Ischarioth. — Siloah. — Der Brunnen Siloah. — Der Maulbeerbaum des Jesaias. — Der Brunnen des Nehemias. — Das Thal Gehinnom. — Hakeldama, der Löpferacker. — Der Berg des bösen Raths und der Weg nach Bethlehem. — Der Berg Zion. — Das Grab Davids. — Der heilige Speisesaal. — Die Citadelle. — Das Bethlehemer Thor. — Der Berg Sion. — Das Damaskusthor. — Die Grotte des Jeremias. — Die Ebene des Jeremias. — Die Gräber der Könige. — Die Gräber der Richter. — Rundgang um die Stadt. . . . .

80

### Heilige und berühmte Orte in der Umgegend Jerusalems.

Weg nach Bethlehem. — Die Stelle des Sterns der heiligen drei Könige. — Kloster des Propheten Elias. — Ruhestätte des Elias. — Der Erbsenacker. — Rahels Grabmal. — Bethlehem. — Das Kloster der Geburtsstätte des Herrn. — Die Grotte des heiligen Hieronymus. — Grabstätten des heiligen Eusebius, der heiligen Paula und der heiligen Custochia. — Die Grotte der unschuldigen Kindlein. — Die Grotte der Geburt Christi. — Die heilige Krippe. — Das Händchen eines unschuldigen Kindleins. — Die Grotte der Hirten. — Das Dorf der Hirten. — Einackern der Fellah. — Die

Milchgrotte. — Mein Zeugniß des Guardian. — Wanderung von Bethlehern nach St. Johann in der Wüste. — Die Lustgärten Salomos. — Ein kleines Abenteuer. — Die drei Leiche Salomos. — Das Dörfchen St. Johann. — Das Kloster St. Johann. — Guter Empfang meiner vom Guardian. — Schöne Aussicht vom Altan des Klosters. — Der Delbaum. — Geburtsstätte St. Johann des Täufers. — Die Wüste St. Johann. — Der Ort der Heimsuchung. — Die Grotte des Täufers. — Das Terebintenthal. — Drei Polen. — Das Kloster zum heiligen Kreuz. — Ein Versuch, die Moschee el Sakara in der Nähe zu betrachten. — Meine Gefühle und Gedanken an den heiligen Orten. — Abreise von Jerusalem. — Ramla. — Jassa. — Reizende und fruchtbare Gegend. — Der wunderbar gekleidete österreichisch: Consul — Kloster der spanischen Franziskaner. — Die zwei Söhne des Consul. — Die Reisegesellschaft. — Abschied von Palästina. 104

## Abermaliger Aufenthalt in Aegypten.

Meerfahrt. — Kampf des Nilwassers mit dem Meerwasser. — Festsetzen auf einer Sandbank. — Strenges Examen. — Verzweifelte Widersetzlichkeit des Mohren. — Schauderhafter Aufenthalt im Quarantänehaufe. — Neue Einrichtung meines Geschäfts. — Nothwendigkeit des Badens. — Tod eines badenden Soldaten durch ein Seeungeheuer. — Die Schlachtbank. — Speculation der gem. inen Frauen auf Koth. — Schreckliche Armuth der untern Volksklassen. — Bettelkinder. — Eselstreiber. — Das Reiten auf Eseln. — Ausfahrten des Vicekönigs. — Ausfahren und Reiten der Frauen des Pascha. — Die Posten in Aegypten. — Nothwendiger Besitz einer Laterne. — Strenge Strafen. — Rache des Vicekönigs an seinem grausamen Schwiegersohne. — Straßenpolizei. — Die Körperbildung der Aegyptier. — Die Kinder der Armen und die der Reichen. — Die Kleidung der Aegyptier. — Die Lebensart der Aegyptier. — Die Frauen. — Einfachheit des Handels. — Große Bequemlichkeit im häuslichen und öffentlichen Verkehr. — Unreinlichkeit. — Gartüchen. — Unanständige Deffentlichkeit. — Große Wohlfeilheit der Lebensmittel. — Die geschlechtlichen Verhältnisse. — Die Alme. — Ein deutscher mit einer Negerin verheiratheter Schlosser. — Schwarze Sklavinnen. — Schließung der Ehe. — Hochzeitsgebräuche. — Die Beschneidung. — Dürftige Geistesbildung. — Begräbniß-Ceremonien. — Kaffeehäuser. — Begrüßung. —

Bäder und Badehäuser. — Jagd. — Aerzte und Chirurgen. — Blindheit. — Eine merkwürdige Kur in Bethlehem. — Betrügereien deutscher Quacksalber. — Das Trinkwasser. — Die Milch. — Der Nil. — Das große Nilfest. — Aussaat und Ernte. — Die Feldfrüchte. — Künstliche Bewässerung. — Kleefeldern. — Der Reis. — Die Baumwolle. — Das Zuckerrohr. — Der Kaffeebaum. — Der Weinstock. — Die Dattelpalme. — Der Granatapfelbaum. — Der Paradiesapfel. — Der gemeine Feigenbaum. — Der Pharaonis-Feigenbaum. — Der indische Feigenbaum. — Die Akazie. — Aegyptens vegetativer Reichthum. — Die Religion der Muhamedaner. — Der Fatalismus. — Sekten der Muhamedaner . . . 126

## Die Pest in Aegypten.

Ungewöhnlich heißer Sommer. — Seuche unter den Hausthieren. — Besorgnisse und Gleichgültigkeit hinsichtlich der Pest. — Ausbruch der Pest in Alexandrien. — Allmähliges Steigen der Krankheit. — Errichtung eines Pesthospitals. — Andre Vorsichtsmaßregeln. — Befehl des englischen Consuls. — Entfernung der europäischen Schiffe. — Andre Unglücksfälle. — Scheitern zweier Schiffe. — Steigende Wuth der Pest. — Auswanderung der Europäer. — Meine Abreise nach Kairo. — Sturm und jagende Juden. — Lustige Streiche auf dem Schiffe. — Ankunft in Kairo. — Neue Einrichtung. — Ein alter französischer Arzt. — Glott-Bei. — Georg Müller aus Darmstadt. — Ausbruch der Pest in Kairo. — Reichard nach Abusabel. — Einzelne Pestfälle. — Häufung der Sterbefälle. — In Glott-Beis Hause. — Der Leibkutscher des Vizekönigs. — Steigende Wuth der Pest. — Doktor Leopold. — Versuche Glott-Beis. — Höhepunkt der Seuche. — Mangel. — Seltsamer Befehl des Pascha. — Aussterben einer mir bekannten Familie. — Tod meiner Reisegefährten und des Leibkutschers. — Vertilgungskrieg gegen die Katzen. — Vorsichtsmaßregeln. — Tod eines sehr Vorsichtigen. — Tod des schlesischen Tischlers Franz Kunisch. — Krankheit und Genesung des Würtembergers Keller. — Meine Vorsichtsmaßregeln. — Nachlassen der Pest. — Mein Anfall der Seuche. — Immer größerer Mangel und Noth. — Fortpflanzungsmittel der Krankheit. — Zwei deutsche Barone. — Reise nach Abusabel. — Das Misttairhospital. — Unterredung mit Glott-Bei. — Abreise von Kairo. . . . . 186



## Anblick des Sinai.

---

Anblick des Sinai und des St. Katharinenklosters. — Guter Empfang von den griechischen Mönchen. — Das Kloster. — Der Garten. — Marsch um den Sinai. — Der Horeb und der Sinai. — Das Bostanthal. — Der Katharinenberg. — Abreise vom Kloster. — Der wallachische Mönch. — Wadi Elaf. — Der Serbal. — Tor. — Das Wadi. — Jagd = Ungeschicklichkeit des schwedischen Naturforschers. — Ein Unglück. — Sammeln von Naturmerkwürdigkeiten. — Krankheit des Würtemberger's. — Schlechtigkeit und Unwissenheit des Schweden. — Rückreise von Tor nach Suez. — Backfurst der Beduinen. — Ebene Kaa. — Wadi Kasseb. — Der Wasserbeutel. — Sandsturm. — Ueberfahrt über den Meerbusen. — Kriegsschiffe. — Suez. — Aegyptische Militärzüge in der Wüste. — Das Kameel. — Versteinertes Holz. — Heftiger Streit zwischen dem Schweden und dem Würtemberger. — Ankunft in Kairo.

---

Es war wieder ein Sonntag in unserm einförmigen Reiseleben angebrochen, und wir wurden von einer fromm feierlichen Spannung erfüllt; denn heute noch, recht zur Sonntagserhebung, sollten wir den heiligen Berg des Herrn erblicken und das St. Katharinenkloster an seinem Fuße erreichen. Bis her waren uns die höchsten Gipfel des Gebirges, der Horeb und der eigentliche Sinai immer von andern Bergen verdeckt

worden. Plötzlich, bei einer Wendung des steilen Weges, schrielen unsere Kameeltreiber auf eine im Hintergrunde hervortretende imposante mehrgipfliche Bergmasse deutend: „Schull de jebel Mosche!“ (Schaut, das ist der Berg Moses!), und ein freudiger Schreck durchzuckte mich. Es ist mir unmöglich, die Gefühle zu beschreiben, die mich in diesem Augenblicke durchstürmten. Ich faltete die Hände zum wortlosen Gebete, und meine Augen füllten sich mit Thränen der Rührung.

Das rege Verlangen unsers Gemüths ließ uns heute keine Mittagsrast halten, und so sahen wir denn gegen 3 Uhr Nachmittags von der letzten Berghöhe in das Wadi Bostan (Gartenthal), auch Wadi Naha genannt, hinab und erblickten das große Kloster in seinem ganzen Umfange und dicht darüber die sieben Gipfel des steil aufsteigenden Horeb. Unsere Augen hafteten mit sprachlosem Entzücken lange auf dem reizenden Thale mit seinem hochummauerten Klosterfrieden und auf dem majestätischen Berge, bevor wir hinabritten.

Unsern Dolmetscher hatten wir mit den Empfehlungsschreiben nach dem Kloster vorausgeschickt, um uns die Erlaubniß auszubitten, einige Tage daselbst verweilen zu dürfen. Sie wurde uns gewährt, und Nachmittags nach 3 Uhr (27. October 1833) zogen wir in das Kloster ein. Am meisten fiel mir auf, daß das Gebäude weder Thore noch Thüren hatte. Aus einem hohen Fenster wurde ein Strick herunter gelassen, an dessen Ende ein großer Ring angebracht war. In diesen mußte sich Einer nach dem Andern setzen, und so wurden wir mittels eines Flaschenzuges bis zum Fenster gezogen, das vom Boden an wohl gegen 40 Fuß hoch war. Wir wurden äußerst gastfreundlich von den Klosterbewohnern aufgenommen.

Den ersten Tag brachten wir damit zu, uns von den Anstrengungen der Reise zu erholen und das Kloster in Augenschein zu nehmen. Es hat ganz das Ansehen einer Festung;

denn hohe, starke Mauern aus großen Granitblöcken und Backsteinen umgeben es ringsum im unregelmäßigen Viereck. Auf jeder Ecke steht eine Kanone und oben durch die Mauer geht ein Gang, in welchem Schießcharten für das leichte Geschütz angebracht sind. Die Geschütze dienen zur Abwehr der Beduinen, die sonst, bevor Mehemed Ali hier herrschte, der den Christen kräftigen Schutz angedeihen läßt, sehr oft Raubüberfälle auf das reiche Kloster versuchten. Auch jetzt noch ist das Kloster stets für den Fall einer Belagerung auf 2 Jahre mit Proviant versehen. Das Innere ist ein Hausen unregelmäßiger, auf unebenem Boden aufgeführter Gebäude. Sehr wohlthätig spricht überall in den Gemächern und auf den Höfen die sorgfältigste Reinlichkeit an. Mir vorzüglich gewährte sie nach der heißen Wüstenfahrt, in die wir leider nicht allein mit Staub und Sand zu kämpfen hatten, unaussprechlichen Genuß. Das merkwürdigste Gebäude ist die Kirche, die der oströmische Kaiser Justinian erbauen ließ; das Kloster selbst soll von der heiligen Helena, der Mutter Kaiser Konstantin des Großen, gestiftet worden seyn. Die Kirche ist nicht groß, aber von ausgezeichnete Schönheit, und hat drei Schiffe. Das blau gemalte, den Himmel mit seinen Sternen darstellende Gewölbe ruht auf zwei Reihen von Granitsäulen, der Fußboden sowie die Wände bestehen aus schwarzem und weißem Marmor; an letzteren prangen in herrlichen goldnen Rahmen viele Gemälde und Heiligenbilder. Zur Erleuchtung der Kirche dienen eine Menge goldener und silberner Lampen. Der Gottesdienst in derselben beginnt 12 Uhr Nachts und endet 6 Uhr Morgens, und ich habe ihm mit meinem Dolmetscher beigewohnt, der alle Ceremonien mitmachte, so daß die Mönche, weil er auch sehr gut griechisch sprach, glauben mochten, er sei ein Christ. In der Kirche ist eine Kapelle gerade über der Stelle erbaut, wo Moses einst den brennenden Busch erblickte, durch welchen Gott sich ihm

offenbarte. Bevor wir sie betraten, zogen alle Mönche und Fremde die Schuhe aus, dem Bibelverse zu Folge, in welchem der Gott Israels aus dem Busche dem erstaunten Moses zuruft: Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus von den Füßen, denn der Ort, da du aufstehest, ist ein heilig Land (2. Buch Moses 3, 5.). Ich war von dem Gefühle durchschauert, daß dies ein urheiliger Boden sei.

Das Kloster, zur Verklärung genannt, ist jetzt im Besitz griechischer Mönche, die vor mehreren Jahrhunderten in kirchlichen Streitigkeiten die Katholiken daraus vertrieben. Außer der Kirche hat das Kloster nur wenig Merkwürdiges; die übrigen Gebäude dienen den Mönchen zur Wohnung. Aus dem Kloster führt ein unterirdischer Gang nach dem Klostergarten, der ebenfalls mit einer Mauer umgeben ist. Auf der einen Seite derselben befindet sich ein Loch, das zum Ausgange dient, wo man sich an einem daran angebrachten Stricke herunterläßt. Der Garten hat kein sehr fruchtbares Erdreich, doch bauen die Mönche darin ihre Gemüse, auch gedeihen Südfrüchte, die jedoch von keinem guten Geschmacke sind.

Am zweiten Tage ging ich mit meinen Reisegefährten in etwa 6 Stunden rings um den Berg Sinai meist durch das denselben umgürtende Postanthal, und am dritten Tage früh 6 Uhr bestieg ich den Berg in Begleitung eines Mönchs. Anfangs wanderten wir über hingefäete Felsstücke hinweg, das Steigen fängt erst etwa 500 Schritte vom Kloster an. Viele Stufen, in blätterigen Porphyr gehauen, führen zwischen den Felsen in einer engen Schlucht hinauf, doch sind sie wegen ihres schlechten Zustandes nur mit großer Vorsicht zu betreten. Es ist kein Wunder, wenn sie verfallen sind, denn die Kaiserin Helena oder der Kaiser Justinian der Große soll sie haben einhauen lassen, und seit jener Zeit ist schwerlich etwas für ihre Ausbesserung geschehen. Indem wir auf ihnen emporstiegen,

entstand unversehens über unsern Köpfen ein großes Brausen, das uns erschreckte. Uns umschauend, wurden wir inne, daß es von einem Paar durch den Engpaß flatternder Tauben herührte. Eine gute Viertelstunde Wegs höher steht links eine Grotte mit einer frischen klaren Quelle. Es ist die Quelle des heiligen Sangarius. Dieser fromme Mann war vor sehr langer Zeit Abt des Klosters. In einem sehr heißen Jahre ging den Mönchen alles Wasser in den Cisternen aus, da rief der Abt durch sein inbrünstiges Gebet diese herrliche Quelle aus dem Felsen hervor. So erzählte mir der mich begleitende Klosterbruder. Das Emporsteigen wird durch die mehr und mehr verengerte Schlucht und auf den ausgebrochenen Felsstufen und Blöcken immer mühsamer; eine Strecke höher tritt man durch einen verfallenden steinernen Bogen. Wir näherten uns nun, ziemlich warm geworden, der ersten Hochebene zwischen den zwei Hauptgipfeln des Horeb, aus dieser erhebt sich der eigentliche Sinai, ein noch höherer Gipfel. Der Horeb bildet sonach die Grundlage des Sinai, die erste Bergstufe desselben, seine Gipfel sind die Brüste des Berges, dessen Haupt der Sinai ist. Bevor man das Plateau des Horeb durch ein Felsenthor erreicht, sieht man am engen Wege zwei gemauerte Brunnen, von denen der eine jedoch ohne Wasser ist. Nicht weit davon steht, wie mitten aus den Felsen gewachsen, ein Cypressenbaum, rings mit einer kleinen Mauer umgeben. Die Aussicht von diesem Plage auf das starre Felsengebirge umher überrascht durch ihre Seltsamkeit. Auf dem Berge selbst ist keine Spur von Vegetation zu erblicken. Auf der Gebirgsplatte selbst kamen wir gleich zu einer Kapelle, die den Namen des Propheten Elias trägt; daneben ist eine Felsenhöhle im Berge, welche Elias, der todesmuthige Streiter Gottes, vor der Verfolgung des Königs Ahab und der verruchten Isabel gestücht, bewohnte und mit Gott sprach, der sich ihm hier in einem

stillen sanften Säusen offenbarte. \*) Wir bestiegen nun den eigentlichen Sinai, den bis diese Stunde, aus frommer Scheu und eingedenk des in der Wüste seinen Vätern gewordenen Verbots Gottes\*\*), kein Jude betritt, noch seinen Fuß berührt. An zwei christlichen Kapellen vorüber, in denen sich Altäre befanden, langten wir gegen zehn Uhr auf dem Gipfel des Berges an. Zwei Kapellen zieren denselben, links eine christliche, rechts eine muhamedanische. In der ersten findet man auf dem Altare die Namen derer aufgezeichnet, die den Sinai bestiegen haben, in der andern steht man Fetzen von Kleidungsstücken an einer Schnur aufgehangen, die die Türken zum Andenken ihres Besuchs hier zurücklassen, denn der Berg ist auch ihnen ein sehr heiliger. Neben der Kapelle führen in einer Vertiefung einige Stufen zu einem Kamine hinab, woselbst die Türken und Araber ihren Kaffee zu kochen pflegen. Ein Brunnen, der in solcher Höhe sich zwischen den zwei Kapellen befindet, liefert das Wasser dazu. Mächtig bewegt sowohl von den großartigsten Erinnerungen an die uralte Herrlichkeit dieses Gipfels, der da rauchte, als der Herr mit Bosauenschall unter Blitz und Donner zu Moses sprach und ihm das Gesetz verkündete, als auch von der unvergleichlich hehren und fremdartigen Aussicht auf die Wüste der zackigen Felsenberge, auf das Meer und in die Ferne nach Arabien und Aegypten, eine Aussicht, die im Umfange 200 deutsche Meilen betragen soll, verweilte ich gegen eine Stunde in Staunen und Anbetung versunken. Ich war hier, wie mich mein Führer versicherte, fast 7000 Fuß über der Meeresfläche. Die Nüßung verließ mich lange noch nicht, als wir wieder in das Kloster zurückgekehrt waren.

\*) 1. Könige 19, 9—12.

\*\*) 2. Mose 19, 12.

Dem Sinai gegenüber ragt der Katharinenberg, der höchste unter den Nebenbergen des Sinai. Am Fuße desselben liegt ein halb verfallenes und unbewohntes Kloster, Erbayin genannt. Zwischen ihm und dem Katharinenkloster stießen wir am Ausgange des Wadi Raha oder Bostan auf eine kleine Klosterruine, el Bostan genannt. Dergleichen Klosterruinen giebt es noch viele im Gebirge, die ich jedoch nicht gesehen habe. Wegen des äußerst schlechten Zustandes der Wege ist der Katharinenberg nur mit großer Mühe zu besteigen. Zwischen dem Sinai und dem Katharinenberge zieht sich das reizende, mit Delbäumen und Südfrüchten angebaute und mit einzelnen Hütten geschmückte Bostanthal hin, an welches das steinige Erbayenthal mit dem gleichnamigen verlassnen Kloster stößt. Aus einem Felsen am Ausgange des Bostanthales springt noch heutiges Tages die Quelle, welche Moses einst mit seinem Stabe daraus geschlagen haben soll und deren Wasser bis in das Kloster geleitet ist.

Das Klima des Klosterthales ist nicht gesund, im Sommer drückend heiß, im Winter eben so kalt. Zwischen zwei sehr hohen Gebirgen liegend, wird es zur Winterszeit täglich nur 3 Stunden, von 11 bis 2 Uhr, von der Sonne beschienen. Daher fränkeln die Mönche fast das ganze Jahr hindurch, doch befand sich einer unter ihnen, der schon 40 Jahre in dieser Einöde lebte. Nächst den klimatischen Einflüssen mag das viele Fasten und die sonstige körperliche Lebensart der Mönche sehr zu ihrem fränklichen Aussehen beitragen. Ihre Regel ist streng und der Genuß des Fleisches ihnen durchaus untersagt. Zu ihrer Nahrung dienen getrocknete Fische, Butter, Käse, Reis und getrocknete Früchte. Unser Frühstück bestand gewöhnlich aus Butter, Käse, Datteln, abgekochten Mandeln und einem Glas Krystwasser. Es wurde schon am Abende zuvor bereitet, weil wir früh, ehe noch der Gottesdienst vollendet war,

auf die Jagd gingen, die größtentheils unsere einzige Beschäftigung war. Während der zehn Tage, die wir im Kloster zubrachten, schossen wir zwei Steinböcke, mehrere Rebhühner, Tauben und anderes Geflügel. Wir ließen uns dieselben zubereiten, und einige Mönche schlugen es nicht aus, unsere Tischgäste zu sein, und aßen, unbekümmert um die Fasten und die Ordensregel, von den verbotenen Gerichten, jedoch nicht eher, als bis sich alle Uebrigen entfernt hatten.

Am Tage vor unsrer Abreise beschenkten uns die Vorsteher des Klosters mit einer Ziegenhaut voll Datteln und einem Sacke voll Granatäpfel, außerdem erhielten wir Brod, Käse und einige Flaschen Goldwasser, wofür wir ihnen Gegengeschenke machten, theils in Geld, theils in kleinen Utensilien. So beschenkte ich einen aus der Wallachei gebürtigen Mönch, mit dem ich mich am meisten unterhalten hatte, weil ich das Wallachische besser sprechen konnte, als das Griechische, beim Abschiede mit einem Taschenmesser, um welches er mich gebeten hatte. Zum Dank dafür hatte er mein Kameel heimlich mit einem Sacke voll Mandeln und Granatäpfeln beladen, die mir auf der Rückreise herrliche Dienste leisteten.

Am Morgen des 6. November brachten uns die Mönche das Stammbuch des Klosters, um unsre Namen einzuschreiben. Unter vielen andern fanden wir nur die Namen von zehn Europäern. Nachdem wir auch die unsrigen hinzugesügt hatten, verließen wir 2 Uhr Nachmittags mit dem innigsten Dank für empfangene Gastfreundschaft das Kloster und traten unsre Reise nach dem Dorfe Tor am rothen Meere an, das drei Tagereisen vom Sinai entfernt ist. Ich hatte vor dem Kloster noch eine Weile mit dem wallachischen Mönche geplaudert, während die Andern schon eine Strecke vorausgeritten waren. Als ich nun mein Kameel bestieg, fand ich dasselbe so schlecht gefattelt, daß ich nicht darauf reiten konnte. Ich sagte dem Treiber, den ich

an seinem rothen Kleide als den Scheikh (Herrn) der Kameele erkannte, daß ich nicht gut sitze, er aber meinte, ich säße für heute gut genug, und nahm auf meine Worte keine Rücksicht. Auf eine abermalige Beschwerde erfolgte dieselbe trotzige Antwort. Jetzt schlug ich die Flinte auf ihn an, und diese stumme Drohung half auf der Stelle. Er zog das Kameel auf die Kniee, um es umzusatteln. So muß man mit den Arabern verfahren; nach ernstlichen Drohungen oder einer gehörigen Tracht Prügel sind sie die besten Leute. Nach kurzem Aufenthalte bei der Gesellschaft wieder angekommen, erzählte er den andern Kameeltreibern, daß ich ihn habe erschießen wollen, und, da sie ihn nicht bedauerten, sondern vielmehr auslachten, wurde er so zornig, daß er sich Abends, ohne etwas zu genießen, niederlegte. Am andern Morgen kam er aber mit freundlichem Gruße zu mir, fragte, ob ich gut geschlafen habe, und befahl seinen Knechten mein Kameel aufs Beste zu satteln. Wir zogen unsers Weges, jedoch meist zu Fuße, weil die Gegend zu felsig und unwegsam war und öfter die Kameele mit dem Gepäcke kaum durch die steilen, wunderbar gewundenen Engpässe hindurch konnten. Wir waren am ersten Tage durch das Wadi Garba, am zweiten in das Wadi Slaf gekommen, der Weg war meist sehr abschüssig und zu beiden Seiten starrten die nackten schroffen Felsen in seltsamen Gebilden empor. Abends als wir an einer Quelle unser Zelt aufgeschlagen hatten und eben unser Abendbrod verzehrten, trat jener wallachische Mönch, dem ich mein Messer geschenkt, mit einem freundlichen „guten Abend!“ zu uns und erkundigte sich nach meinem Wohlbefinden. Ich fragte ihn, wohin er zu gehen gedenke, und erfuhr von ihm, daß er denselben Weg, wie wir, einschlage. Hierauf erzählte er uns, daß er uns die vergangene Nacht schon eingeholt haben würde, wenn er nicht, etwa eine Stunde vom Kloster entfernt, von einer Beduinenhorde angefallen worden wäre, die ihn nicht eher

habe losgeben wollen, als bis er ihnen das Geld, welches die Mönche ihnen für Butter, Käse und andere Lebensmittel schuldig waren, bezahlt habe. Erst auf seine Versicherung, daß das Geld im Kloster für sie bereit liege, und sie es dort in Empfang nehmen könnten, ließen sie ihn ruhig seines Weges weiter ziehen.

Am dritten Tage zogen wir durch das enge, erhabene schöne Wadi Gebran, das letzte Thal des Gebirges nach Westen, das in die Ebene el Kaa, in der Bibel die Wüste Sin genannt, mündet. Den hohen majestätischen Serbalberg hatten wir zur Rechten. Die letzte größere Hälfte des Tages brachten wir damit zu, die sandige Ebene zu durchziehen, und langten gegen 6 Uhr Abends in Tor an. Es ist ein kleiner, nur aus einem Duzend Häusern bestehender Flecken, und liegt dicht am westlichen Arme des rothen Meeres, am südlichen Theile des Busen von Suez. Die Häuser sind schlecht gebaut, aber darum nicht minder sehenswerth und merkwürdig; denn ihre Wände bestehen meist aus den grellfarbigen Muscheln und Korallen, an denen das rothe Meer überreich ist. Man kann sich denken, welches buntes seltsames Ansehen diese Hütten haben! Sie gleichen den mit kleinen Muscheln überzogenen Tabaks- und Schmuckkästchen, die man in Europa oft sieht. Die Gegend Tors ist angenehm und für den Naturforscher äußerst interessant.

Wir hielten uns hier über einen Monat auf, und unsere einzige Beschäftigung des Morgens und Abends war die Jagd auf Wasservögel. Wir erlegten viele, deren Felle abgezogen und einbalsimirt wurden, darunter auch Bekassinen von verschiedener Größe, die wir uns zu Duzenden zubereiteten, und die mir und dem Schweden zur täglichen Mahlzeit dienten. Der Würtemberger war stets krank, so daß er keinen Theil daran nehmen konnte, und unser Dolmetscher hielt zu streng an den Vorschriften seiner Religion, die ihm verbietet, von

einem Thiere zu essen, dessen Kopf nicht abgeschnitten ist, wenn es noch lebt.

Etwa eine Stunde nördlich von Tor liegt dicht am Meeresufer ein Berg, der vom Meere angeschwemmt ist, da er schichtweise aus Versteinerungen und Muscheln besteht, die man da selbst in den schönsten Exemplaren findet. An diesem Berge hin zieht sich ein sehr schöner, den Mönchen vom Berge Sinai gehöriger, mit Dattelbäumen und andern Südfrüchten angebauter Garten, in welchem eine warme, zu einem Bade eingerichtete und mit einem steinernen Hause überbaute Quelle sprudelt. Um das von einem Mönche des St. Katharinenklosters bewohnte thurmartige Gebäude haben sich mehrere Landhäuser der Bewohner von Tor und Beduinenhütten angesiedelt. Dies ist das Mosesbad (Hamam Musa), und das freundliche Palmenthal, über welches der Mönch die Aussicht führt, hat den Namen el Wadi, das Thal. Nicht weit von dem Garten finden sich noch andere Quellen, die mit Gebüsch umgeben sind und kleine Teiche bilden. In ihrer Nähe erbaute ich mir eine kleine Hütte, in welcher ich früh und Abends mehrere Stunden zubrachte, um Vögel und andere Thiere zu schießen, die hierher nach dem süßen Wasser ziehen. Es waren See- und Landvögel, unter letzteren besonders Rebhühner mit den schönsten Farbenzeichnungen und in großer Menge. Ihr Flug ist sehr hoch und derselbe wie bei der Taube; man hört sie schon aus der Ferne, und ihr Geschrei ist dem der Kränneiche nicht unähnlich. Das Männchen hat fünf verschiedene Farben, dem Paradiesvogel ähnlich, zwei lange Federn im Schwanz und einen schönen gelben Ringel um den Hals. Eines Morgens sah ich über einem der Teiche einen Raubvogel schweben, der zu meinem großen Aerger mir alles andere Geflügel verjagte. Ich ging ihm nach und hatte das Glück, ihn in dem Augenblicke, als er gerade auf seine Beute herunterschoss, zu treffen.

Zu meiner Freude sah ich, ihn aus dem Wasser ziehend, daß er eine Ente in den Fängen hatte, der ich schon am vorigen Morgen nachgegangen war. So hatte mir ein Schuß eine doppelte Beute geliefert, und ich ließ mir den Entenbraten vorzüglich schmecken. An demselben Tage verfolgte ich eine wilde Gans, die weit kleiner als unsre Hausgänse, auf den Flügeln dunkelgrau, am Bauche weiß und schwarz gefleckt und auf dem Kopfe mit einer weißen Bläse gezeichnet war. Der Vogel ließ sich mir gegenüber nieder, und wie ich durch das Gebüsch schleiche, um ihn zu erlegen, läuft ein Beduine in derselben Absicht an mir vorüber. Schnell richtete ich meine Flinte auf ihn, er flog, und die Beute, die er schon zu haben glaubte, ward mir zu Theil. Der Schwede war über mein Jagdglück sehr erfreut, da er selbst nicht schießen konnte und nur mit der Beute Andrer seine Sammlung bereicherte. Zwar reiste er auf königliche Kosten, aber er war so geizig, daß er nicht einmal Geld für Nahrungsmittel ausgeben wollte und begnügte sich mit dem Fleische der Beute, die ich ihm zubrachte. Er war ein unglücklicher Schütze, dem jeder Schuß mißlang, und der immer die Schuld davon auf das Pulver, den Schrot oder die Flinte schob. Einst schoß er nach einem Raben, der sich mehrere Male in der Luft umdrehete und dann wieder davon flog. Jetzt lief er ärgerlich dem Meere zu, um sein Gewehr hineinzuwurfen. Scherzend rief ich ihm nach, daß es an der Stelle zu tief sei, um es wieder herauszuholen, und versprach ihm von meinem Pulver laden zu lassen, vielleicht, daß er dann mehr Glück hätte. Er that es, schoß eine Bekassine und war nun wieder zufrieden.

„Habe ich es nicht längst gesagt, daß mein Pulver nichts taugt!“ rief er freudig aus, und ich gab ihm lächelnd Recht, obwohl mein Pulver ganz dasselbe war, wie das feinige.

Am 30. November früh 6 Uhr ging ich abermals am

Meeresküfer jagen und hatte das Unglück, daß sich meine Flinte während des Ladens entlud und ich dabei die vordern Glieder meines rechten Zeigefingers verlor, bei allem Unglücke ein Glück, daß ich nicht die ganze Hand einbüßte. Doch hindert mich der Mangel dieser Fingerglieder gar sehr bei der Ausübung meines Handwerks. Indessen erkannte ich die Ursachen des Schusses. Durch das tägliche Jagen war die Flinte etwas abgenutzt, der Hahn stand nicht fest in der Ruhe, und das Unglück war dadurch herbeigeführt worden, daß durch das etwas zu große Zündloch Pulverkörner in die Pfanne gerathen waren, die sich entzündeten, als das Schloß aus der Ruhe sprang. Der Schwede geberdete sich bei meiner Heimkehr über meinen Verlust wie unsinnig, nicht etwa aus Theilnahme für mich, sondern aus Eigennutz, weil ich ihm die meiste Beute geliefert hatte; er wollte auf der Stelle zurückreisen und hätte gewiß den frankten Keller zurückgelassen, wenn er Kameele hätte bekommen können.

Meine Wunde heilte indessen, ohne mir große Schmerzen zu verursachen, und schon am dritten Tage ging ich wiederum nach meiner Hütte bei den Teichen und schoß wie früher, nur daß ich mit dem Mittelfinger abdrückte, obgleich durch denselben ein Schrot gegangen war. Jetzt gab sich der Schwede wieder zufrieden über die Beute, die ich ihm nach Hause brachte und unter seiner Aufsicht einbalsamirte. Ja, er wollte mich nicht wieder zurückreisen lassen, ich sollte in Tor bei ihm bleiben, ihm Fische und Krebse sammeln helfen und mich endlich mit einigen Matrosen nach den Inseln des rothen Meeres begeben, um dort Vögel und andere Thiere für ihn zu erlegen. Ich hätte gern seine Vorschläge angenommen, aber er scheuete die Kosten der Ueberfahrt, und so wurde nichts daraus.

Unterdessen war unser würtemberger Reisegefährte von Tag zu Tag kränker geworden, und ich fing an, an seinem Auf-

kommen zu zweifeln. Dazu kam, daß, als ich eines Mittags nach Hause kehrte, der Schwede mich mit der Nachricht erschreckte, unser Dolmetscher sei an der Pest erkrankt, wie er sich selbst überzeugt habe. Dabei verbot er mir, den Janitscharen zu besuchen, und machte mir den abscheulichen Vorschlag, ohne die beiden Kranken, die feinetwegen verhungern konnten, da er doch nur Schaden von ihnen gehabt, abzureisen. Es wäre das Schlechteste gewesen, was ich hätte thun können, wenn ich meine Reisegefährten, meinen Landsmann, auf fremder Erde hätte verschmachten lassen. Ich besuchte sowohl den Tischler, als auch den Dolmetscher, und überzeugte mich gleich beim Eintritte in die Stube, daß sich der gelehrte schwedische Naturforscher, der auch zugleich Arzt war, in der Krankheit geirrt hatte. Er hätte als solcher wissen sollen, daß die Pestbeulen nur unter den Armen der Schultern aufschwellen. Die Krankheit des Dolmetschers war nichts weiter, als eine starke Entzündung des Ellenbogens, in Folge deren er den Arm in einer Binde trug und mehrere Tage nicht ausging. Bald war er wieder hergestellt, und auch Keller genas so weit, daß wir uns zur Weiterreise anschicken konnten.

Am 10. Dezember verließen wir Tor und gingen auf dem Landwege, den Meerbusen zu unsrer Linken, von Suez zurück. Wir hätten zu Wasser eher dahin gelangen können, allein der Meerbusen von Suez ist wegen der vielen Klippen und Untiefen schwer zu befahren, und wir wählten auch außerdem den Landweg, um unsre Sammlungen zu vergrößern. Unser Weg führte durch eine tagelange sandige, felsige Wüste, el Kaa genannt, und hier sah ich zum ersten Male, wie die Kameeltreiber ihr Brod backen. Sie sammeln nämlich den dünnen Kameelkoth, zünden ihn an, und lassen ihn zur Kohle brennen. Unter der Zeit bereitet ein Amdrer in einem hölzernen Gefäße einen Teig aus Mehl und Wasser, drückt ihn zu einem

Kuchen, breit und scharret ihn so lange in die glühenden Kohlen ein, bis er ausgebacken ist. Zu diesem Zwecke wird der Kameelkoth von den Treibern sorgfältig gesammelt, weil in der Wüste kein Holz zu finden ist, das zu diesem Behufe taugt. Oft traten unsre Kameeltreiber des Morgens noch ganz nüchtern ihre Reise an und hungerten bis zum Abend und waren doch heiter und guter Dinge. Ebenso wie ihre Herren sind auch die Kameele an Entbehrungen gewöhnt; sie mußten sieben Tage ohne Wasser gehen, da auf unserm Wege kein Brunnen zu finden war. Auch mit unserm Wasser ging es sehr knapp zu, und nun kamen mir die Granatäpfel, die ich von dem wallachischen Mönche im Sinai Kloster für mein Taschenmesser erhalten hatte, trefflich zu statten.

Nach drei Tagen kamen wir in ein Thal, Wadi Nasseb, das ganz mit Mannabäumen und anderem Gebüsch angepflanzt war. Dieser Baum schwißt zu gewissen Zeiten einen Saft aus Stamm und Aesten, der in Tropfen auf die Erde fällt und dann als Manna gesammelt und verschickt wird; er ist ein Theil des Nahrungszweiges der Einwohner von Tor und ich habe öfters welchen genossen. An demselben Abende stürzte unser Dolmetscher von seinem Kameele und so heftig, daß wir ihn anfangs für todt hielten. Es war jedoch nicht so gefährlich, wie wir fürchteten; er erholte sich bald wieder; doch mußten wir unsere Zelte in einer Gegend aufschlagen, in der wir vor Räubern nicht sicher waren.

Am folgenden Abende ging der Schwede, sobald das Zelt aufgeschlagen und die Mahlzeit eingenommen war, nach dem Ufer des Meeres, wo er einen Pelikan sah. Mehrere Male hatte er sowohl mit Schrot als auch mit Kugeln nach ihm geschossen, ohne daß er fortgeflogen wäre. Endlich traf eine den großen Wasserbeutel, und der Vogel fiel rückwärts um. Sogleich lief der Schwede auf ihn zu, versetzte ihm mit der

Kolbe seines Gewehres noch einige Schläge und kehrte freudig zu uns zurück. Wir hatten ihm von Weitem zugesehen und glaubten, er probire seine Flinte, als er immer so hin und her lief. Der Vogel maß mit ausgebreiteten Flügeln von einer Spitze derselben zur andern  $10\frac{1}{2}$  Fuß, und seine Körperlänge von dem langen Schnabel bis zu den Füßen war, wenn er ausgestreckt dalag, 7 Fuß. Das Merkwürdigste an diesem schwanenartigen Vogel ist der große Wasserbeutel am Unterschnabel, in welchem er, wenn sein Weibchen landeinwärts in Felsenklüpfen brütet, oder wenn die Jungen ausgekrochen sind, eine solche Menge Wasser zum Neste trägt, daß auch das dürstende Kameel der Wüste, das daran vorbeigeht, öfter davon gelabt wird.

Beschäftigt, dem Vogel das Fell abzuziehen, um es einzubalsamiren, äußerte ich gegen den Schweden, es komme mir sehr sonderbar vor, daß am Vogel keine Verletzung zu bemerken sei. „Entweder ist er vor Schrecken gestorben, oder er war nahe daran, zu enden, ehe Sie noch schossen.“ Sogleich eilte er herbei, um mir zu helfen, machte, ohne daß ich es merken sollte, mehrere kleine Schnitte in das Fell und sagte zu mir:

„Sehen Sie, hier sind Schroten durchgegangen.“ — „Schroten?“ erwiderte ich; „dieser Vogel ist wahrscheinlich vor mehreren Tagen von Räubern angefallen worden und hat im Kampfe mit ihnen diese Stiche davon getragen. Da er nun vermuthlich gehört hat, daß eine Karawane von Tor im Anzuge sei und sich darunter ein berühmter Arzt befinde, so hat er gewartet, bis Sie ankamen, um sich von Ihnen curiren zu lassen, ist aber zu seinem Unglücke zum Unrechten gekommen.“

Schweigend entfernte sich der Naturforscher.

Von unsrer letzten Lagerstätte aus wendete sich der Weg rechts, wir fielen wieder in den Weg ein, den wir herwärts gemacht hatten, und nach drei Tagen kamen wir eines Abends

Suez gegenüber am Ufer des Meerbusens wieder an. Mit einem Male erhob sich ein so großer Sandsturm, daß keiner von der Reisegesellschaft ein Auge öffnen konnte. Im Augenblicke drehten sich die Kameele, stürzten zur Erde nieder und waren nicht eher wieder von der Stelle zu bringen, als bis der Sturm vorüber war. Zum Glück war er kurz, aber dabei sehr heftig. Um die Augen gegen den feinen ägenden Sand zu schützen, trägt man Sandbrillen, die in Leder gefaßt, mit gewöhnlichem Glase versehen und so gemacht sind, daß sie das ganze Auge bedecken und keinen Sand durchdringen lassen.

Auf dem rothen Meere sahen wir mehr als 40 Kriegsschiffe, die zum Kriege ausgerüstet wurden, den der Pascha von Aegypten mit den Meekanern führte. Am diesseitigen Ufer waren viele Menschen und mehr als 2000 Kameele beschäftigt, Wasser aus dem sechs Stunden entfernten Gebirge zu holen und es nach der Meerenge zu bringen. Von da wurde es in kleinen Schiffen nach der Flotte oder zum Verkaufe nach der Stadt gebracht. Zwar befindet sich in der Nähe derselben ein Brunnen, aber von so schlechtem, abscheulich riechenden und schmeckenden Wasser, daß mir noch immer übel zu Muthe wird, wenn ich daran denke, wie ich auf der Hinreise nach dem Sinai mich damit begnügen mußte. Auf einem solchen Wasserschiffchen fuhren wir nach Suez über, welches mit Militär besetzt war. Der Güte eines arabischen Soldaten, den ich darum ansprach, verdankte ich den ersten frischen Labetrunk.

Wir verweilten einige Tage in der Stadt, und ich benutzte die Zeit, am Ufer des Meerbusen, theils auch im Meere selbst, Conchilien zu suchen, um meine und des Schweden Sammlung zu bereichern. Zur Zeit der Ebbe kann man sich ziemlich weit ins Meer hineinwagen, nur muß man, wie ich oben schon bemerkt habe, wegen der oft schnell und unerwartet eintretenden Fluth, stets auf einen eiligen Rückzug bedacht sein.

Am 21. December Morgens traten wir unsre Rückreise nach Groß-Kairo durch die Wüste wieder an und brauchten dazu drei Tage. Fast täglich begegneten uns Militärzüge, bei denen sich oft mehr als 1000 Kameele befanden. Die unbarmherzigen Soldaten ließen die zum Tod ermatteten und kranken Thiere auf der öden Straße liegen, ohne sie zu erstechen oder zu erschießen und so ihrer Qual ein Ende zu machen. Sie mußten elendiglich verhungern und verschmachten. Der Anblick der hinsterbenden Thiere rührte mich zu Thränen. Ich konnte die grausame Undankbarkeit der Menschen gegen ein Thier nicht begreifen, das ihnen von so unendlichem Nutzen und ein Schatz ist, den sie werther halten sollten, als Gold und Edelstein. Das Kameel, das „Schiff der Wüste,“ wie es von den Arabern genannt wird, ist schon durch seinen Körperbau und seine besondern Eigenschaften dazu eingerichtet, Menschen und Lasten durch die Wüste, die seine Heimath ist, zu fernem Ländern zu bringen. Es wandert tagelang, ohne einen Tropfen Wasser zu genießen; um jedoch die Zunge und den Schlund feucht zu erhalten, nekt es sich dieselbe durch eine Feuchtigkeit, die sich in einem drüßigen Beutel an seinem langen Halse befindet, oder durch einen Schluck Wassers, das sich in dem zweiten Magen des Thieres mehrere Tage lang erhält. Zur einzigen Nahrung dienen ihm einige harte Dornen- und Distelgewächse, zu deren Zermalmung seine Kinnladen und Zähne besonders eingerichtet sind. Die Sohlen seiner Füße sind breit und weich und so beschaffen, daß sie nicht zu tief in den Sandboden treten, sondern leicht darüber hingleiten, und der ganze Bau seines Körpers ist äußerst muskulös und knochig. Und somit ist es recht eigentlich zu den Mühseligkeiten eines Lastträgers der Wüste geschaffen. Sein aus einer fetten Masse bestehender Buckel dient zum Lasthalten, und darüber ist ein Sattel gelegt, der vorn und hinten etwas vorsteht, ohne jedoch auf den Buckel

zu rücken. Mittels zweier Gurte wird er um den Leib festgehalten, damit die Lasten, welche auf dem Sattel und zu beiden Seiten desselben befestigt sind, beim Auf- und Niedersteigen des Kameels weder vor- noch rückwärts fallen können. Ist das Thier einmal beladen, so trägt es seine oft 6 bis 7 Centner schwere Last willig und läßt sich dieselbe nur ungern wieder abnehmen. Während der Nacht schläft es oft unter derselben. Nur das Beladen des Thieres geschieht nicht ohne Mühe und Schwierigkeit, und wenn die Last, die ihm aufgebürdet wird, seine Kräfte übersteigt, so ist es selbst nicht durch Schläge zu bewegen, von der Erde aufzustehen, sondern stößt ein erbarmungswürdiges Geheul aus. Das Aufstehen, so wie das Niederlassen des Thieres geschieht in vier regelmäßigen Bewegungen. Wird es während des Tagemarsches genöthigt, sich auf die Kniee niederzulassen, damit sein Reiter absteige, so läßt es meist auch jene Jammer- und Klageöne hören. Uebrigens ist es die Sanftmuth und Geduld selbst, trabt ruhig fort, wenn ihm sein Führer nur etwas vorsingt oder vorspielt, und überläßt sich oft der Leitung eines Kindes. Auch in den Städten wird das Kameel als Lastträger benutzt, z. B. bei Bauten, zu welchen es Holz und Steine herbeischafft. Kleine Steine werden auf ein zu beiden Seiten des Thieres ausgebreitetes Netz von starken Seilen gelegt, und dieses kann über dem Rücken zusammen gezogen. Schon das junge Kameel, auch wenn es noch an der Mutter saugt, wird zum Lasttragen angehalten, so daß das arme Thier nicht einmal eine freie Kindheit genießt, wie unsere Hausthiere. Die Milch des Kameelweibchen, die nie zum Lasttragen gebraucht werden, ist nahrhaft, das Kameelfleisch von gutem, nur etwas süßlichem Geschmacke; gewöhnlich wird es eingepöckelt genossen.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir wieder zu unsrer Wüstenreise zurück. Den folgenden Tag kamen wir durch

eine Gegend, in welcher wir noch deutlich die Spuren einer Ueberschwemmung sahen, die vor Jahrhunderten, vielleicht vor Jahrtausenden hier stattgefunden haben mußte. Der ebene, wellige Boden war mit versteinerten Baumstämmen übersäet, und es kam mir vor, als sei ein ganzer Wald umgehauen worden. Neben den Stämmen lagen Aeste und Zweige, die noch aneinander paßten, aber alles Stein. Als wir Abends unser Zelt aufschlugen, gerieth der württembergische Tischler mit dem Schweden in einen so heftigen Wortwechsel, daß beide ihre Flinten ergriffen und Miene machten, auf einander loszudrücken. Schnell ergriff auch ich die meinige und trat drohend zwischen die Streitenden, die kaum zwölf Schritte von einander entfernt standen. „Der Erste, der loszudrücken wagt,“ rief ich ihnen zu, „kommt nicht lebend vom Plage, sondern fällt von meiner Hand und wird als wildes Thier der Wüste einbalsamirt und mit der Sammlung nach Schweden geschickt, welches Loos wahrscheinlich den Naturforscher selbst treffen wird.“ Diese Drohung hielt die wüthenden Menschen wenigstens von Mord und Todschlag ab, ihren Groll beschwichtigte sie aber nicht. Zum letzten Male aßen und schliefen wir unter dem Zelte in der Wüste; das Nilthal war nur wenige Stunden noch entfernt.

Kaum graute der Morgen, als uns die Führer weckten, weil wir alle neugierig waren, zu wissen, ob sich die schon in Tor uns zugekommene Nachricht bestätige, daß alle Beduinen aus der Wüste einberufen worden seien, um dem Heere das Gepäck nachzutreiben. Wir zogen rasch vorwärts und bald sah mein Auge die Spitzen der Pyramiden, die sich jenseits des Nils immer majestätischer erhoben, je näher wir ihnen kamen. Gegen Mittag erblickten wir die Citabelle, nach und nach einzelne Minarets und Häuser der Stadt, in die wir am 23sten December 1833 Nachmittags 4 Uhr, nach zehnwöchentlicher Abwesenheit, gesund und munter unsern Einzug hielten.

---

## In Aegypten.

---

Aegyptische Rekruten. — Mein Landsmann Hempel und dessen Frau. — Ratten- und Mäusejagd. — Der deutsche Naturforscher Rüppel. — Rüppels Neger und des Schweden Geiz. — Rehemed Ali und Schubra. — Wanderung nach den Pyramiden. — Der Rilmesser auf der Insel Rudah. — Spuren der letzten Nilüberschwemmung. — Gizeh. — Große Lebensgefahr. — Die Pyramiden. — Die Pyramide des Cheops. — Die Sphinx. — Das Mumienfeld. — Sakkara. — Die Kammern der Thiermumien. — Probekampf eines Infanteristen mit zwei Kavalleristen. — Abreise von Kairo und Ankunft in Alexandrien. — Der dänische Generalconsul Dumreicher. — Ein Brief aus der Heimath. — Doctor Koch. — Jagdpartien. — Neue und stärkere Sehnsucht nach dem gelobten Lande.

---

Wir ritten durch die Stadt bis zum Plage Esbekieh, an dem das Hospital liegt, und der mit Soldaten angefüllt war. Es begegneten uns Abtheilungen von Mannschaft, die aus zwölfjährigen Kindern und sechszigjährigen Greisen bestand. Sie waren wie die Gefangenen gefesselt, die ich im Gefängniß zu Adrianopel gesehen, und wurden zur Stadt hinausgeschleppt, um unter die Waffen gestellt zu werden. War der Anblick der alten härtigen Greise, die sich mit schwachen Kräf-

ten nur mühsam fortzuschleppten, schon traurig und herzerreißend, der einen Frau war Mann und Kind, Vater und Großvater entrisßen worden, so war es der der Väter und Mütter, die ihren Kindern und Enkeln mit lautem Jammer nachliefen, noch mehr. Einige rausten sich mit wüthenden Geberden die Haare aus, zerfleischten sich das Gesicht, zerrissen ihre Kleider, Andre warfen sich auf die Erde und wühlten mit ihren blutigen Nägeln verzweiflungsvoll im Sande. Doch Alles vergebens; sie fanden kein Erbarmen, ihre Angehörigen wieder zu bekommen, und wurden endlich von den Soldaten mit Schlägen nach der Stadt zurückgetrieben. Nicht lange konnte ich den Anblick des Jammers und Elends um mich her ertragen. Rasch eilte ich meinen Reisegefährten nach und stieg in der Frankenstraße in einer Locante de Guerre ab. An der Thüre begegnete ich meinem Landsmanne, dem Musikdirektor Hempel, der eben mit seinem Weibe seine Esel besteigen wollte, um nach Alt-Kairo, wo er wohnte, zurückzukehren. Meine Reisegefährten hatten ihn schon vom Verluste meines Zeigefingers benachrichtigt, und er zeigte mir wahre und aufrichtige Theilnahme. Seine schöne Abyssinierin betrauerte meinen Verlust noch lebhafter und wurde nicht eher wieder ruhig, als bis ich ihr durch ihren Gatten einen Besuch für den morgenden Tag zugesagt hatte. Ich hielt mein Wort und sah mich in Hempels Wohnung als ein willkommenener Gast. Seine Einrichtung war äußerst einfach und hinsichtlich des Ameublements der Zimmer ganz nach morgenländischer Art. Seine schwarze Frau stellte mir ihre artig erzogenen Kinder vor, die ich mit Mandeln und Datteln, mit denen ich noch vom Sinai reichlich versehen war, beschenkte; für den Vater hatte ich einige Flaschen Wein, der in Alt-Kairo nicht zu haben ist, mitgebracht. Beim Genuße derselben und in Erinnerung an die Heimath vergingen uns die Stunden, und die Sehnsucht nach derselben wurde lauter als jemals in mir rege,

als mein freundlicher Wirth mir auf verschiedenen Instrumenten, die er mit großer Kunstfertigkeit behandelte, einige Piecen vorspielte. Ich theilte ihm meine Gefühle mit, aber sie fanden in seinem Herzen wenig Anklang. Ja, er schien sogar zu bereuen, daß er sich vor einigen Jahren vom Heimweh hatte bestimmen lassen, mit großem Kostenaufwand seine Vaterstadt noch einmal zu besuchen, und bezeigte keine Lust, es zum zweiten Male zu thun. Er lebte in günstigen Verhältnissen, und eine zarte Liebe fesselte ihn an sein Weib und seine Kinder. Der Anblick dieser glücklichen Familie erinnerte mich lebhaft an die des tyroler Schlossers in Alexandrien. Erst am späten Abend verließ ich die Wohnung meines lieben Freundes und kehrte auf einem Esel nach Kairo zurück.

Am andern Morgen bat mich der Schwede, mit ihm auf die Ratten- und Mäusejagd zu gehen, und ich verstand mich dazu. Unser Reisegefährte Keller nahm aber keinen Theil daran; er konnte sich mit dem Naturforscher nicht wieder versöhnen und reiste wenige Tage nach unsrer Ankunft nach Alexandrien ab. Die Beute, die wir nach Hause brachten, war kaum der Mühe werth und bestand nur in einigen Mäusearten, deren Felle der Schwede seiner Sammlung einverleibte. Bei unsrer Rückkehr trafen wir in der Locante, in welcher wir abgetreten waren, Ruppels Neger. Der schwedische Naturforscher speculirte auf den Besitz dieses Negers und ging mit dem Plane um, sich als Militärarzt bei den Truppen des Pascha anwerben zu lassen, um auf den Feldzügen seine Kenntnisse und seine Sammlungen ohne weitere Kosten zu bereichern. Dabei sollte natürlich der Neger das Beste thun. In dieser Absicht hatte er ihn zu sich rufen lassen, ihn zu einer Jagdpartie eingeladen und ihn gebeten, die erlegte Beute einzubalsamiren. Dabei hatte er sich von der Brauchbarkeit und Geschicklichkeit des Schwarzen auf das Genügendste überzeugt und bat ihn

nach vollendeter Arbeit zu Tische. Ich war zugegen, als die Mahlzeit aufgetragen wurde; sie bestand aus etwas Kohl und einem halben Ei. Der Nezer nahm daran Theil und wartete lange Zeit auf andere Gerichte, um seinen durch die Jagd aufgeregten Hunger zu stillen, und da nach langem Warten nichts mehr auf der Tafel erschien, stand er unmillig auf, dankte für die Dienste des Naturforschers, in die er nicht treten würde, und sagte mit Stolz:

„Von Müppels Tafel sind mehr Gerichte weg-, als auf die Ihrige aufgetragen worden.“ Mit diesen Worten empfahl er sich. Und so scheiterte der Plan des superklugen Naturforschers abermals an seinem Geize.

Während meines ersten Aufenthaltes in Kairo war es mir nicht möglich gewesen, den Vicekönig von Angesicht zu sehen, weil er im Winter nur wenig in die Stadt kommt und mit dem Beginn des Frühjahrs seinen Sommerpalast zu Schubra bezieht. Es war mir so viel von dieser großartigen Schöpfung Mehemed Ali's erzählt, sie war mir als ein Wunder angepriesen worden, das seines Gleichen im Orient nicht haben sollte, daß ich in der Frühe eines Morgens eine Wanderung dahin beschloß.

Schubra ist ein kleines, eine Stunde von der Hauptstadt, am Nil gelegenes Dorf. Auf dem Wege dahin hatte ich das Glück, von dem Vicekönig eingeholt zu werden, der mit einem großen Gefolge an mir vorbei ritt. Dem Zuge voran eilten zwei Käufer, und Alle, die sich auf der Straße befanden, traten seitwärts in gebeugter Haltung und mit über die Brust gekreuzten Händen, den Gebieter demüthig grüßend. Je zwei mit allerhand Geräthschaften, vorzüglich mit vielen Tabakspfeifen, beladene Kameele eröffneten und beschloßen den Zug, in dessen Mitte der mächtige greise Beherrscher Aegyptens, umgeben von den Großwürdenträgern seines Reichs, auf einem prächtigen

arabischen Pferde ritt. Ein majestätischer schneeweißer Bart schmückte sein Gesicht, das durch die Lebhaftigkeit seiner Augen sehr an Ausdruck gewann, und seine Haltung auf dem Pferde war trotz der Last der Jahre kräftig und würdevoll. Seine Kleidung war, bei aller seiner Vorliebe für europäische Kultur, bis auf das Kleinste orientalisches und von blendender Pracht. Die Straße, auf der er einherzog, führte durch eine schöne, im Schmucke von Dattelpalmen und Trauerweiden prangende Gegend an einem künstlich aufgeworfenen Hügel vorbei, worauf einst Napoleon einen noch stehenden Telegraphenthurm errichten ließ, und bog, ohnweit des Hügel, in eine herrliche Allee von Sykomoren und Akazien ein, die bis nach Schubra führt. Schnell brachte ich, hinter einem Dattelbaume verborgen, die Umrisse des Zugs auf ein Blatt Papier und eilte sodann dem Vicekönig nach Schubra nach.

Der Garten übertraf bei Weitem die mir davon gemachten Beschreibungen und selbst meine Erwartungen. Er ist ein wenig nach türkischem Geschmack angelegt, die Wege mit bunten Steinen gepflastert, so daß man glaubt, es seien prächtige Teppiche darüber gebreitet; und zu beiden Seiten mit Maulbeerbäumen eingefast, unter denen kleine, geschmackvoll verzierte Kiosks und Pavillons versteckt sind. Mein Auge war geblendet von dem Glanze des frischen Grüns der Wiesen, von der Farbenpracht der Blumenanlagen, und mein Sinn betäubt von den lieblichen Düften, die von ihnen ausgingen; ich glaubte in einem Zaubergarten zu wandeln: denn so viel Pracht und Herrlichkeit hatte mein Auge noch nicht gesehen. In der Mitte desselben erhebt sich ein großer prächtiger Palast von weißem Marmor, umschlossen von einem Marmorbecken von gleicher Farbe und so groß, daß mehrere Rähne, ohne an einander zu stoßen, auf dem Wasserspiegel herumrudern können. Ringsherum führen zierliche Gallerien, deren vier Ecken präch-

tige Säle mit reichlich verzierten Divans bilden. In Marmor gehauene Löwen und Krokodille speien unaufhörlich Wasser aus den Nachen in das Marmorbecken, damit das Wasser darin immer von gleicher Höhe bleibt. Ein Theil des Gartens ist für ausländische Gewächse und Obstarten bestimmt, um sie an das Klima von Aegypten zu gewöhnen. Unmittelbar an diesen Garten stößt ein englischer Park, in welchem viele fremde Thiere frei herumlaufen, den man jedoch nicht ohne besondere Erlaubniß betreten kann.

Erst mit der sinkenden Sonne schied ich von dieser Wunderwelt und trat den Rückweg nach Kairo an, das ich noch vor Einbruch der Nacht erreichte, und rüstete mich für den morgenden Tag zu einer schon längst mit einigen Bekannten verabredeten Reise nach den Riesendenkmälern der Wüste, nach den Pyramiden. Wir hatten uns einige Araber als Führer nebst ihren Eseln, die uns tragen sollten, gemiethet und machten uns am nächsten Morgen auf den Weg, der von Kairo aus bis zu den nächsten Pyramiden nur 6 Stunden betrug. Er führte zunächst über Fostat oder Alt-Kairo, und wir setzten daselbst in leichten Kähnen über den Nil nach der Insel Rudah oder Rode, um deren größte Merkwürdigkeit, den Mekias oder Nilmesser, in Augenschein zu nehmen. Es ist dieses eine achteckige Säule aus einem Stücke gelblich weißen Marmors, welche in einem Becken steht, dessen Boden wagerecht mit dem Bette des Nils liegt. Sie ist in Grade abgetheilt und dient seit undenklicher Zeit dazu, das Steigen und Fallen des Nils zu beobachten, um danach die größere oder geringere Fruchtbarkeit des Jahres zu bestimmen. Auf Rudah sind auch sehr schöne und weitausgedehnte Gartenanlagen Ibrahim Paschas, des überkräftigen Adoptivsohns Mehemed Ali's. Hier soll, wie die Einwohner erzählen, Moses als Säugling im Schilfkästchen auf dem Nil geschwommen und von der Tochter des Pharao

gerettet worden sein. Nach dem Dorfe Gizeh zu sah man noch bedeutende Spuren der Ueberschwemmung, die auf der fruchtbaren Ebene große Sümpfe zurückgelassen hatte. Wir gelangten durch dieselbe, indem unsre Führer sich mit den Armen umschlangen und uns auf ihren Achseln hinübertrugen. Wo das Wasser sich verlaufen hatte, standen Gersten-, Linsen-, Bohnensfelder und dergleichen in der üppigsten Vegetation, und auf den Wiesen wogte das in den verschiedensten Arten von Grün spielende Gras meist in solcher Höhe, daß es bis an die Bäuche der darauf weidenden Heerden reichte. Nach einer kurzen Rast in Gizeh bestiegen wir unsre Esel wieder, da das Gehen zu Fuße wegen des vielen lockern Sandes zu beschwerlich war. An dem plötzlichen Aufhören aller Vegetation sahen wir, daß wir uns in der libyschen Wüste befanden.

Wir waren nur noch etwa eine Viertelstunde von den Pyramiden, und dennoch würde ich sie nicht gesehen haben, wenn nicht die schützende Hand Gottes abermals über mir gewacht hätte. Während der langsamen Wanderung unsrer Thiere war ich mit meiner Flinte einigen wilden Tauben nachgeeilt, um eine derselben zu erlegen. Als ich nun bei meiner Rückkehr den Esel wieder besteigen will, um meine vorausgerittenen Gefährten einzuholen, läßt mein Führer den einen Steigbügel, der nach morgenländischer Sitte nicht am Sattel befestigt ist, sondern über demselben in einer Schlinge liegt, los, und derselbe zieht durch die Gewalt meines Trittes den Esel zu Boden. Das Thier reißt mich mit um, und so unglücklich, daß es auf das Schloß des Gewehres fällt, während mein Kopf gerade vor der Mündung desselben liegt. Ein Wunder, daß die Flinte sich nicht entlud und mir den Kopf zerschmetterte. Beide Zündhütchen waren durch den Fall ganz zerdrückt. Mit großer Vorsicht raffte ich mich wieder in die Höhe, aber ich zitterte noch immer an allen Gliedern von dem gehabtten Schrecken,

und meine Füße versagten mir auf Augenblicke den Dienst. Langsam schritt ich weiter in Begleitung zweier Fellahs (leib= eigne Bauern), die sich mir unterwegs als Führer angeboten hatten und einige Schritte vor mir hergingen. So gelangte ich zu den Pyramiden und sah, wie meine Gefährten bereits die Hälfte der größten, der Pyramide oder Cheops, auf deren Gipfel einst Napoleon mit seinen Marschällen ein glänzendes Mahl gehalten haben soll, erklimmt hatten. Die Pyramiden= gruppe von Gizeh liegt auf einem Felsen, dessen Fläche sich nördlich etwa hundert Fuß über die Wüste erhebt und west= lich nach derselben hinneigt. Aus weiter Ferne gesehen waren mir diese drei ältesten und vorzüglichsten aller Pyramiden wie Berge von Wolken umhüllt, erschienen, in der Nähe verschwanden ihre ungeheuern Dimensionen, und ihre Höhe schien kaum mehr beträchtlich, eine Täuschung, welche in dem außerordent= lichen Umfange ihrer Grundlagen, die fünf=, sechs= und acht= hundert Quadrat=Fuß betragen soll, liegt, indem dieser die scheinbare Höhe verkleinert. In Staunen und Bewunderung versunken, stand ich vor dem größten der Wunderwerke des Alterthums, von dem Anblicke desselben überwältigt und in einem Widerstreite der Gefühle, die in meinem Herzen auf= stiegen. Jahrtausende sind an ihnen vorübergegangen, ohne sie zu zerstören und andere werden sie noch unverfehrt finden, alle aber werden fragen, warum es so ungeheurer Schätze, so vieler tausend Menschenleben bedurfte, um mit diesen riesenmäßigen Massen eine Hand voll Staub zu bedecken! Daher waren es auch nur kalte Gefühle der Bewunderung, die mich bei ihrem Anblick ergriffen, denn ich dachte an die Schmach und die Sklaverei der Völker, die auf ihren blutigen Rücken meilen= weit her die Steine zum Bau dieser Denkmäler der Eitelkeit und des despotischen Stolzes ihrer Könige zusammentrug; ich gedachte der unglücklichen Kinder Israel, die in drückend

harter Sklaverei lebend, die Ziegelsteine, aus denen andere Pyramiden bestehen, brennen, und noch dazu das Stroh zum Feuer zusammenlesen mußten. Als ich mein Auge genugsam an den Formen dieser Riesengrabmäler gesättigt hatte, ließ ich mich von meinen Begleitern den vorausgeeilten Gefährten nachführen. Der an der Außenseite auf drei bis vier Fuß breiten und eben so hohen Stufen empor führende Weg war gefährlich, theils wegen ausgebrochener und nur noch mit den andern sehr locker zusammenhängender, theils wegen so glatter Steine, daß man leicht darauf ausgleiten konnte. Daher umschlangen mich die Führer mit beiden Armen und brachten mich auf diese Weise immer höher, bis wir etwa nach einer guten halben Stunde auf der Plattform ankamen. Die Aussicht war über alle Erwartung und Vorstellung großartig. Mein entzücktes Auge übersah das zehn Meilen lange Nilthal, die tausend Dörfer und Ortschaften, gleich Inseln aus dem Flusse ragend, der sich in fast unabsehbarer Breite ausdehnt, es haftete an dem blendenden Gelb der Wüste, aus welcher nah und fern noch andere Pyramiden und Trümmerhaufen untergegangener Städte herüberblickten, es ruhte auf den Kronen der nahen Palmenwalder, auf üppig grünen Wiesen, die aus der Ferne wie Smaragden glänzten, und ergöhte sich an Kairos Pracht, das mit seinen Kuppeln und Minarets am Horizonte auftauchte, bis es sich endlich müde und gesättigt wieder dem Steinkolosse, auf welchem wir standen, zuwandte. Unser Standpunkt, die Plattform, hielt etwa 30 Quadratfuß und ist aus ungeheuern Granitblöcken, deren manche 30 bis 60 Centner wiegen mögen, ohne alles Bindemittel zusammengesügt. Durch welche mechanische Kräfte mögen diese Quader zu dieser Höhe heraufgeschafft worden sein! Der Boden war mit Hieroglyphen, arabischen, persischen und andern Inschriften und den Namen derer bedeckt, welche diese Höhe erklimmt hatten; und mit einem

gewissen Stolze auf der Stelle zu stehen, wo die Eroberer aller Jahrhunderte gestanden hatten, gruben auch wir unsre Namen in den Stein und schickten uns dann zum Herabsteigen an. Dieses ist noch gefährlicher als das Hinaufsteigen, und nur mit der äußersten Vorsicht langten wir am Fuße der Pyramide wieder an. Ueber angewehten Sand, in den wir oft bis an die Kniee versanken, und herabgefallenes Steingerölle hinweg, umgingen wir dieselbe in etwa einer Viertelstunde und stiegen sodann auf der nördlichen Seite wieder einige Stufen zu der Oeffnung hinan, welche in das Innere führt. Nur auf Händen und Füßen kann man hinein gelangen, da der schlotähnliche Eingang nur 4 Fuß weit ist und die Wände so glatt sind, daß sie keinen sichern Halt gewähren. Erst ab- und dann aufwärts folgten wir den Fellahs, unsern Führern, die mit einer Fackel vorankrochen, und kamen etwa nach 40 mühseligen Schritten in eine geräumige, mit Marmor überkleidete Halle, die man den „Saal der Königin“ nannte. Von da aus wurden wir durch ein Loch von unsern Führern in die Höhe in einen andern, eben so niedrigen Gang gezogen, aus welchem wir endlich in das Hauptgemach des ganzen Baues, in den „Saal des Königs“ gelangten. Diese viereckige Halle ist etwa 40 Fuß lang, gegen 16 Fuß breit und 20 Fuß hoch und mit orientalischem, von Fackeldampf geschwärztem Marmor ausgelegt. Nach der Mitte zu steht auf einem steinernen Fußgestelle ein sieben Fuß langer und etwa vier Fuß breiter Sarkophag, der einem Wassertroge sehr ähnlich sieht. Er ist aus einem Stücke Jaspis oder Granit, ohne Deckel und ringsum mit Hieroglyphen beschrieben, und die Masse so fest, daß ich nur mit großer Mühe ein Stück davon abschlagen konnte. Wahrscheinlich diente er nur zur Hülle eines kleinern Sarges, der die Mumie enthielt. Weitere Gänge sind im Innern nicht vorhanden, und nach einem kurzen Aufenthalte in der Königs-

grüßt, in welcher Hunderte von großen Fledermäusen um unsre Köpfe schwirrten, traten wir unsern Rückzug aus der stinkenden Atmosphäre wieder an. Die zweite Pyramide, die des Cephren genannt, ist in neuerer Zeit ebenfalls geöffnet worden, aber wir trugen kein weiteres Verlangen, ihr Inneres in Augenschein zu nehmen. Die dritte dieser drei Pyramiden, die des Mykerinus, ist die kleinste, aber auch die schönste. Sie war mit Steinen von rothem Granit, Porphyr und Sienit von der Insel Elephantine überkleidet, die von den Arabern losgerissen wurden, theils um sie den Reisenden zu verkaufen, theils um damit ihre Häuser auszuschnücken. Am Fuße derselben findet man viele Stücke davon. Bis diese Stunde ist noch kein Versuch gelungen, sie zu öffnen.

Einige Hundert Schritte von der zweiten Pyramide entfernt, ragt aus dem Sande der kolossale Kopf der Sphinx hervor, eine Figur, die halb Mensch, halb Löwe ist. Ihr unterer Theil ist ganz mit Sand überdeckt, der 70 Fuß hoch über demselben liegen soll, und die Größe dieses Ungeheuers läßt sich schon leicht aus dem Umfange des Kopfes begreifen, der 10 Fuß im Durchmesser und vom Scheitel bis zur Fläche, aus der er hervorragt, 30 Fuß mißt. Eine einzige Klaue dieses Steingebildes, die theilweise noch offen liegt, soll 60 und die ganze Figur bis an den Bauch 172 Fuß lang sein. Der Kopf ist sehr verstümmelt, und man erkennt daran kaum mehr die menschliche Gesichtsbildung. Welche Bestimmung die Sphinx hatte, ist bis jetzt noch nicht erwiesen. Unweit der drei großen Pyramiden erheben sich noch sechs kleinere, die aus leicht zusammengesetzten Kalk- und Backsteinen bestehen und von roher unscheinbarer Bauart sind. Hohe, in der Nähe befindliche Sandhügel sind ebenfalls nichts weiter als solche eingestürzte Grab-Denkäler.

Schon in der Nähe der Pyramiden soll die Todtenstadt

oder das Mumienfeld beginnen, das sich in unterirdischen Gängen meilenweit unter dem Boden der Wüste hinzieht. Ich betrat mit meinem Führer auch dieses und ging bis nach Sakfara, einem kleinen am Nilufer gelegenen Dorfe, dessen Einwohner sich hauptsächlich damit beschäftigen, Mumien zu suchen. Die Mumienfelder liegen eine Stunde von diesem Dertchen, und bei jedem Schritte auf denselben stößt der Fuß auf Trümmer von Grabmälern, auf kleine irdene und gläserne Geschirre, Köpfe, Götzenbilder und Stücke zerrissener Leinwand, die man den Mumien abgerissen hat. Eine Viertelstunde von den theils größern, theils kleinern Pyramiden, die sich in der Nähe Sakfaras befinden, sind die Thiergräber, und wir hatten uns schon vorher in einem kleinen Dorfe mit Stricken und Fackeln versehen, um in dieselben hinein zu steigen. Durch einen senkrechten Schacht, der theilweise vom Sande verschüttet, aber immer noch 12 Fuß tief und 4 Fuß weit ist, läßt man sich an einem Stricke hinab und gelangt dann seitwärts in eine lange Reihe unterirdischer Kammern. Wie auf der Ebene oben, so stößt man auch hier bei jedem Schritte an Trümmer von Mumien, Mumienfärgen und Fetzen von alten Gräbtüchern. Diese Kammern sind Backöfen ähnlich, und man findet darin die Leichname der den alten Aegyptern heiligen Thiere, die in irdenen, oben verkitteten Krügen und Urnen aufbewahrt und in einer ungeheuern Menge vorhanden sind. Durch einen niedrigen, etwa 40 Fuß langen Seitengang kömmt man zu einem Sarge, in welchem die Gebeine des Erbauers dieser Todtenstadt geruht haben sollen. Von der Kammer, worin dieser Sarg steht, führen rechts und links labyrinthische Gänge weiter in das Innere, dessen Ausdehnung unter der Sohle der Wüste man noch nicht kennt; man darf sie nur mit hinreichender Beleuchtung und in Begleitung eines kundigen Führers betreten. Zur größern Vorsicht befestigt man am Eingange

eine Schnur, um sich, was nur zu leicht möglich ist, in diesem Labyrinth nicht zu verirren. Einige dieser Gänge und Kammern sind durch ein schieferartiges Gestein gehauen, und die Wanderung in ihnen ist äußerst beschwerlich, da man oft auf Händen und Füßen über Scherbenhaufen hinkriechen muß. Zudem ist die Atmosphäre durch den von den Mumien ausgehenden harzigen Geruch so stark gewürzt und heiß, daß man leicht Kopfschmerzen davon trägt, und ich war froh, als ich wieder das helle Tageslicht erblickte und mich für die Mühe der Anstrengung an der fühlen Milch stärken konnte, die uns die Araber des nächsten Dorfes zum Verkaufe anboten. Wie in diesen, so ist auch in den andern Grabhöhlen, die die Leichname der Hunde, Katzen, Krokodille und anderer Thiere umschließen, dieselbe Einrichtung, aber ich trug kein Verlangen, sie näher in Augenschein zu nehmen und kehrte, zufrieden mit dem, was ich gesehen, nach Kairo zurück.

Hier war nun meines Bleibens nicht lange mehr; ich entschloß mich, nach Alexandrien zurückzukehren. Vor meiner Abreise war ich noch Zeuge eines merkwürdigen Austrittes, der sich auf der Citadelle in Gegenwart des Vicekönigs zutrug. Ein Italiener, der sich jedoch für einen Deutschen ausgab, suchte in einem der Infanterieregimenter des Pascha eine Anstellung, um seine Soldaten im Bajonettfechten zu unterrichten, und bat Mehemed Ali, ihm zwei seiner besten Husarenofficiere zu einem Zweikampfe zu stellen. Der Vorschlag wurde vom Vicekönige angenommen, er bestimmte Tag und Stunde des Zweikampfes, und eine ungeheure Menschenmenge strömte nach der Festung. Ein Husarenofficier, ein Franzose, und ein Uhlanenofficier, ein Deutscher aus dem Elsaß, waren dazu ausersehen und ritten einstweilen auf dem Hofe umher, um ihre Pferde einzuüben. Der Infanterist stand vor dem Palaste mit einem langen hölzernen Stocke, auf welchem ein mit Kreide

angestrichener Knopf befestigt war; die Reiter hatten hölzerne, mit Kreide angestrichene und an den Spitzen ebenfalls mit Knöpfen versehene Säbel. So wie der Vicekönig erschien, begann der Kampf. Der Infanterist stellte sich auf, und die Reiter ritten im gestreckten Laufe gegen ihn, aber ehe sie sich es noch versahen, erhielten sie, ohne daß sie dem Infanteristen etwas anhaben konnten, mehrere Stöße von demselben, wie man an den Kreidestücken auf ihrer Brust deutlich sah. Der Infanterist war Sieger, aber die Besiegten schienen nicht damit zufrieden zu sein; der eine wechselte sein Pferd, und der Kampf begann von Neuem. Sie wollten ihre Schande rächen und drangen mit wahrer Wuth auf ihren Gegner ein, der jedoch abermals Sieger blieb und erst dann von dem einen der Reiter, der zugleich links und rechts fechten konnte, einen Säbelhieb erhielt, als er selbst mehrere Stiche auf dem Rocke sitzen hatte. Der Vicekönig, der dieses öffentliche Schauspiel veranstaltet hatte, um seinen türkischen Officieren zu zeigen, was ein Europäer Alles leisten könne, schien davon sehr befriedigt; er gab einem jeden der Kämpfenden einen Beutel mit Geld und bat sie, sich in einem Kaffeehause bei einer Flasche Wein zu versöhnen. Wahrscheinlich würde der Italiener im Heere des Vicekönigs angestellt worden sein, wenn er nicht kurz darauf in Damiette zu der großen Armee, die die Pest gerade aushob, abgegangen wäre.

Nachdem ich herzlichen Abschied von meinem Freunde und Landsmann Hempel genommen hatte, schiffte ich mich am 4. Januar im Hafen von Bulak nach Alexandrien ein, das ich ohne besondere Erlebnisse am 10ten erreichte. Sonach hatte ich meine Reise nach dem Sinai in 3 Monaten und 7 Tagen vollendet. Meine Ankunft in Alexandrien war trauriger Art, mich schmerzte der Verlust meines Fingers, der mich hinderte, mein Geschäft zu betreiben und mich zum Müßiggehen zwang.

Einen meiner ersten Besuche machte ich bei dem dänischen Generalconsul, Herrn Dumreicher, in dessen Magazinen ich die Kisten mit meinem Handwerkszeuge aufbewahrt hatte. Er hatte mich längst erwartet und empfing mich sehr freundlich, doch seine Blicke trübten sich, als er sah, daß ich den Arm in der Binde trug, und er bezeugte meinem Verluste das herzlichste Mitleid. Zu meiner großen Freude übergab er mir einen Brief aus der Heimath, in welche ich vor meiner Reise nach dem Sinai geschrieben hatte. Anfangs wollte ich ihn in des Consuls Haus nicht erbrechen, doch konnte ich endlich meine Neugierde nicht länger bezähmen und löste das Siegel. Und wie ich daraus sah, daß Alle daheim noch gesund waren und in Liebe meiner gedachten, da mußte ich mich dem Consul empfehlen, denn meine Augen waren von Thränen der Freude getrübt.

Ich nahm mein Quartier wieder in demselben Hause, in welchem ich früher mein Geschäft getrieben. Dasselbst wohnte auch ein geschickter deutscher Arzt, Doctor Koch aus München, erster Arzt der ägyptischen Kriegsflotte. Ihm vertraute ich die Heilung meiner Wunde an, doch auch seine Kunst war nicht im Stande, sie so zu heilen, daß ich mein Geschäft betreiben konnte. Während des Monats, den ich in Alexandrien verweilte, richtete ich mich sehr ökonomisch ein, stand nicht zu früh auf, legte mich aber desto eher wieder nieder und brachte die noch übrige Zeit damit hin, daß ich mit andern Gefährten, die ebenfalls lieber ihrem Vergnügen, als der Arbeit nachgingen, Jagdpartien anstellte. Und diese brachten mir manches Stück Geld ein. Denn wenn einer oder der andere von ihnen nichts getroffen hatte und sich schämte, ohne Beute in die Stadt zurück zu kehren, so kamen sie zu mir, um mir einen Theil der meinigen abzukaufen, theils um damit bei ihren Bekannten zu prahlen, theils um ihre Familien zufrieden zu stellen

und sich Vorwürfe zu ersparen, als hätten sie Pulver und Blei unnütz verschossen. In der meinigen gab es nie Streit, denn mein Wirth sah es gern, wenn ich entweder gar nichts oder recht viel von der Jagd nach Hause brachte. Im erstern Falle mußte ich mein Essen bezahlen, im letztern kam die übrige Beute seiner Küche zu gut.

Trog der angenehmen Unterhaltung, die mir diese Beschäftigung jeden Tag gewährte, bekam ich dieselbe doch bald überdrüssig, und die alte Sehnsucht nach dem heiligen Lande erwachte doppelt stark in mir. Meine Wunde war fast geheilt, und so waren meine Anstalten zur Reise bald getroffen.

---

### In Palästina.

---

Abreise aus Aegypten. — Ein ägyptisches mit Schießpulver beladenes Schiff. — Unvorsichtigkeit der Officiere und Matrosen. — Meine Angst. — Ankunft in Esur. — Eintritt in das heilige Land. — Koptische Christen. — Aere. — Ein deutscher Schlosser. — Reise auf den Berg Karmel. — Kaifa. — Der Karmel. — Anfertigung einer Walze. — Wanderung nach Nazareth. — Thal und Wald. — Ein Meierhof und ein reizend gelegenes Dorf. — Nazareth. — Franciskanerkloster. — Grotte des englischen Grusses. — Die Werkstätte des heiligen Joseph. — Der „Tisch des Herrn.“ — Der Berg des Abgrundes. — Der Mariabrunnen. — Wölfe und Schakale. — Kana. — Thal von Hittin. — Tiberias. — Das galliläische Meer. — Die Kirche des St. Petrus. — Die deutschredenden Juden. — Erwartung des Messias. — Das Haus eines arabisch christlichen Priesters. — Das Bad Salomos. — Ibrahim Pascha. — Der Jordan. — Der Thabor. — Nazareth. — Reise nach Jerusalem mit einer Pilgerkarawane. — Nablus. — Eine kalte, schlaflose Nacht. — Anblick von Jerusalem.

---

Am 8. Februar 1834 ging ich an Bord eines Schiffes, unter dem Kommando des ägyptischen Kapitäns Bedui Abussenab

(d. h. mit dem langen Barte), welches beordert war, eine Ladung Schießpulver nach der Festung Acree zu bringen, die kurz vorher von dem Adoptivsohne Ali's, Ibrahim, erobert und zerstört worden war. Es war meine vierte Seereise, aber vor keiner bangte es mir so sehr, wie vor dieser, einmal weil wir — es war zwar nur eine Küstenfahrt — ohne Kompaß führen, und sodann wegen der großen Unordnung, die auf dem Schiffe herrschte. Denn der Kapitän, sowie die Matrosen, ja sogar die Officiere, welche die Wache hatten, liefen Tag und Nacht mit brennenden Tabakspfeifen im Schiffsraume und zwischen den Pulverfässern umher, in ihrer Unbesonnenheit nicht an die gräßliche Gefahr denkend, in der sie bei jedem Tritte schwebten. Mir war indessen das Rauchen untersagt worden, auch durfte eben wegen des Pulvers kein Feuer in der Schiffsküche angemacht werden. Ich hatte mich daher auf zehn bis zwölf Tage mit trockenem Proviant versehen, an dem ich zuweilen meinen Neger verbiß. Und so ging die Fahrt langweilig und in beständiger Angst, doch ohne Unglück vorüber. Erst am zwölften Tage, als ich am fernen Horizonte die Küsten des gelobten Landes erblickte, erheiterte sich mein Gemüth, und froher Muth zog in meine verzagte Seele ein. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, wann ich meinen Fuß an das Land setzen könnte, und dieser war nicht mehr fern. Wir liefen, da der Kapitän daselbst einige Geschäfte abzumachen hatte, in den Hafen von Esur ein. Sogleich umringte uns eine Menge Rähne mit Lootsen, die uns ausfragten, woher wir kämen, wohin wir wollten, ob wir Fracht und Passagiere an Bord hätten und Lebensmittel bedürften u. s. w. und uns nöthigten, ans Land zu steigen. Wir hatten noch eine Tagesreise bis Acree. Ich dachte an das Unglück, das während dieser Zeit, ja noch in der letzten Minute geschehen könne, wenn die Allmacht Gottes keine bessere Aussicht über das Schiff

führe, als der Kapitän, und beschloß nebst einigen Türken auszu-  
zusteigen und sicher vor allen Gefahren den Weg nach Acre zu  
Fuße fortzusetzen. Und so betrat denn am 20. Februar mein  
Fuß den Boden des heiligen Landes. Knieend küßte ich den-  
selben und faltete die Hände, aber kein Gebet ging über meine  
Lippen, nur eine Thräne der tiefsten Rührung schlich meine  
Wangen hinab. Dann erhob ich mich und rief mit lauter  
Stimme einen freudigen Gruß in das Land meiner Sehnsucht.

Tsur ist ein ärmliches Dörfchen, daß an der Stelle des  
alten Tyrus, der größten und reichsten Stadt Phöniziens, steht.  
Ihre Pracht und Herrlichkeit sind bis auf einige Steinhausen  
verschwunden, über welche das Gras der Vergessenheit wächst.  
Ich rastete, um mich von der Reise zu erholen, einen Tag in  
einem elenden, den Einsturz drohenden Häuschen, das mir von  
einem Christen angewiesen worden war. Gegen Abend besuch-  
ten mich mehrere Christen von der Sekte der Kopten oder Ja-  
kobiten, deren einfache Sitten mir sehr zusagten. Sie begrüß-  
ten mich, indem sie das Haupt neigten und die Hand auf die  
Brust legten, mit dem freundlichen Grusse: „Ackschammhär  
hawake!“ (Guten Abend, Herr!) und erboten sich mir, jeden  
meiner Wünsche zu erfüllen. Am 22sten wanderte ich nach  
Jean d'Acre zu, das wenige Tage zuvor von Ibrahim Pascha  
eingenommen worden war, nachdem er alle Kanonen seiner  
Flotte, mit welcher er der Stadt nicht beikommen konnte, auf  
eine kleine Anhöhe ans Land geschafft und von da aus die  
Festung mit dem besten Erfolge beschossen hatte. Spät des  
Abends kam ich vor das Thor, aber da war an keinen Einlaß  
zu denken, und ich mußte mit meinem Begleiter die Nacht auf  
dem Felde zubringen. Erst am Morgen, als die Thore geöff-  
net waren, betrat ich die nicht unbedeutende Stadt, deren Häu-  
ser durch die letzte Blockade so gelitten hatten, daß sie dem  
Einstürzen nahe waren, und deren Straßen von Soldaten win-

melten. Ich fand hier zufällig einen deutschen Schlosser von Frankfurt am Main, den ich schon in Konstantinopel kennen gelernt hatte, und wohnte bei ihm.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte, der mir nichts Erwähnenswerthes weiter darbot, trat ich mit dem Schlosser eine Wanderung nach dem drei Stunden von Acre entfernten Berg Karmel an. Unweit der Stadt sahen wir die Trümmer eines Schiffes am Ufer, das vor wenigen Tagen hier gescheitert war; zum Glück war die darauf befindliche Mannschaft sämmtlich gerettet worden. Der Anblick der Schiffstrümmer brachte in mir eine trübe Stimmung hervor, denn ich dachte an die überstandnen Gefahren meiner Seereisen und an die, welche ich noch zu überstehen haben würde. Mit dieser Stimmung kam ich in Kaifa, einem unbedeutenden und schlecht gebauten Flecken, an, und wir setzten, ohne uns weiter aufzuhalten, unsern Weg nach dem Karmel fort, der noch eine halbe Stunde von dem eben genannten Dorfe liegt. Abends 6 Uhr trafen wir am Fuße desselben an. Der Karmel ist ein etwa sieben Stunden langer Höhenzug, dessen Gipfel eine ziemlich breite, mit Wald bedeckte Hochebene bildet, in welchem sich wilde Thiere aufhalten. Vorzugsweise nennt man jedoch Karmel denjenigen Berg, welcher Kaifa am nächsten liegt. Am Fuße ist er mit Delbäumen, Weinreben und Lorbeeren bepflanzt, zwischen denen sich hin und wieder einzelne freundliche Häuser finden. Seine Höhe ist nicht beträchtlich, und sein Gipfel läuft in fahle, nur hie und da mit niederem Gestrüppe bestandene Felsen aus. Auf einem Vorsprunge des Berges nach dem Meere hin hat Ibrahim Pascha ein schönes Militärhospital bauen lassen, damit die frankten Soldaten, von der frischen Seeluft umweht, desto eher gesunden möchten. Von dieser Stelle aus genießt man eine reizende Aussicht über das Meer. Auf dem Gipfel des Berges stehen die Ruinen eines während des griechischen Freiheitskam-

pfes zerstörten Klosters, und nicht weit von demselben wird ein neues gebaut, dessen Bau vor etwa 7 Jahren der vertriebene König von Frankreich beginnen ließ, der aber noch nicht vollendet war, da der jetzige König mit dem endlichen Ausbau nur langsam zu Werke geht. Der Karmel wird als der gewöhnliche Wohnort der Propheten Elias und Eliäus genannt, die hier mit feurigen Schwertern die falschen Propheten züchtigten und noch bis auf diese Stunde heißt eine Grotte, die sich im Berge befindet, die Eliashöhle. Die Aussicht von der Höhe herab ist reichhaltig, man sieht in die Straßen von Kaifa mit seinem Hasen, weiterhin die Festung Acre, südlich fällt der Blick auf die Trümmerhaufen einer untergegangenen Stadt und nach Norden auf die schneebedeckten Häupter des Libanon, die den Horizont begrenzen. Unweit des Klosters befand sich eine Schmiedewerkstätte. Wir gaben uns den Arbeitern als Handwerksbursche zu erkennen und wurden von ihnen dringend gebeten, ihnen eine Walze, die zu einer Steinschneidemaschine gehörte, zu fertigen. Wir nahmen das Anerbieten an, um ein Andenken von unsrer Hände Arbeit hier zurückzulassen und brachten sieben Tage lang mit der Fertigung zu.

Am 4. März kehrten wir nach Kaifa zurück. Ich ging daselbst zum Consul, der auch zugleich Consul von Acre war, um meine Papiere zur Weiterreise visiren zu lassen, und fand in ihm einen äußerst freundlichen jungen Mann, der aus Sardinien stammte, und bei dem ich einige Stunden im traulichsten Gespräche zubrachte. Hier verließ mich mein Reisegefährte, der Schlosser, und ging nach Acre zurück, wo er in Ibrahims Arsenal Arbeit gefunden hatte, ich aber zog mit einem Führer landeinwärts dem acht Stunden von hier entfernten Nazareth zu. Eine Stunde von Kaifa kamen wir in ein reizendes wasserreiches Thal, das an einigen Stellen wohl eine Stunde breit war und allmählig nach dem Karmel zu auslief. Die

und da bot es dem Auge überraschende Partien, doch war es nicht angebaut, an manchen Stellen mit Disteln und Binsen bewachsen, an andern mit einem herrlichen Grase, das jedoch wieder verdorren mußte, da sich nur selten ein Hirte mit seiner Heerde hierher verirrt. Nachdem wir das Thal, an dessen sumpfigen Stellen unsre Esel nur mit Mühe fortkommen konnten, der Breite nach durchzogen hatten, traten wir jenseit desselben in einen schönen, etwa eine Stunde langen Wald, worin etliche Schafheerden weideten. Am Ausgange desselben trafen wir einen ärmlichen, nur aus Erde erbauten Meierhof, dessen Bewohner wir um einen Trunk frischen Wassers ansprachen, den wir auch sogleich erhielten. Meine Aufmerksamkeit zogen die Bienenhäuschen auf sich, die neben dem Hause standen. Sie waren kegelförmig, aus Erde erbaut, etwa 5 Fuß breit und 12 Fuß hoch und ringsum voller kleiner Löcher, durch welche die Bienen ein- und auszogen. Es mag in diesen Gegenden viel Honig geben, denn der fruchtbare Boden ist mit Blumen und Blüthen übersäet, und es wurde mir immer mehr klar, warum die heiligen Schriftsteller Palästina das Land genannt haben: „wo Milch und Honig fließt.“ Drei Viertelstunden von diesem Meierhose erblickten wir auf einer Anhöhe ein Dorf, dessen herrliche Lage unser Auge fesselte. Der Anblick desselben wurde immer schöner, je näher wir kamen, und bald sahen wir, daß es von indischen Feigenbäumen wie von einer Mauer umgeben war. Nie hatte ich auf meinen Reisen etwas Schöneres gesehen. Welch einen herrlichen Anblick mußte es erst gewähren, diese Mauer im Schmucke ihrer unzähligen prächtigen gelben Blüthen zu sehen, die wir auch in unsern Gewächshäusern, nur etwas verkümmert, antreffen! Die Früchte dieses indischen Feigenbaumes, die an dem Rande der breiten dicken Blätter oft zu 8 bis 10 Stück wachsen, gleichen einer kleinen Gurke, die mit kleinen Stacheln bedeckte Schale

läßt sich, wenn die Früchte reif sind, leicht abziehen, allein ihr Geschmack ist so widerlich süß, daß man nur wenige auf einmal genießen kann.

In dem Dorfe angekommen, bestellte ich in einem Hause für 10 Para (etwa 7 Pfennige) Milch und war erstaunt über die Menge derselben, die uns in einem großen kupfernen Geschirr vorgesetzt wurde, und an welcher sich leicht sechs Menschen hätten sättigen können. Da weder an einen Stuhl noch an einen Tisch zu denken war, so lagerte ich mich auf den Boden in das weiche Gras. Die Bewohner gesellten sich zu uns und wollten sich vor Lachen ausschütten, als mein Führer, der Gewohnheit gemäß, mit der Faust, in welcher er etwas Brod zusammendrückte, in das Milchgeschirr fuhr und ich sogleich mit einer Pantomime des Ekels andre Milch bestellte, die ich aus dem Geschirr schlürfte und mein Brod dazu aß. Nach kurzer Ruhe setzten wir unsern Weg etwa 5 Uhr Abends weiter fort, und langten gegen 9 Uhr in Nazareth an, wo mich mein Führer sogleich nach dem Franziskanerkloster brachte, da ich außerdem nicht leicht eine Herberge gefunden haben würde. Die gastlichen Mönche nahmen mich sehr freundlich auf, und bewirtheten mich auf das Beste.

Nazareth, wo das Geheimniß der Menschwerdung Christi seinen Anfang genommen hat, ist ein kleines Städtchen, das 8 Stunden vom Berge Karmel und 25 Stunden von Jerusalem entfernt liegt. Es besteht aus kleinen, meist dürftigen Häusern, die sich amphitheatralisch am Abhange des Berges erheben, und zählt etwa 3000 Einwohner, die aus katholischen, griechischen und maronitischen Christen und Türken bestehen, von denen die Ersteren die Mehrzahl ausmachen. Die äußerst gefälligen Mönche zeigen jedem Fremden die Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend, und diese bestehen zuerst in dem Kloster, das sie bewohnen. Es ist ein großes festes Gebäude

mit einer prächtig ausgeschmückten, nur durch ihre Länge und Breite in einem Mißverhältniß stehenden Kirche. Dasselbst befindet sich die Grotte, wo Maria den Gruß des Engels empfing, der ihr die Geburt des Heilands verkündete. Auf einer prächtigen Treppe von weißem Marmor steigt man in ein kleines, reichgeschmücktes Gemach hinab, in dessen Mitte sich ein von einer ewigen Lampe überglänzter Marmoraltar erhebt. Die Heiligkeit des Orts erfüllt den Eintretenden mit frommer Scheu und ladet ihn unwillkürlich zur Andacht ein. Unweit des Klosters befindet sich die Werkstätte des heiligen Joseph, die früher in eine Kirche umgewandelt, in neuerer Zeit aber theilweise von den Türken zerstört wurde. Es ist nur noch eine einfache Kapelle übrig, in welcher täglich von den Mönchen Messe gelesen wird. Eine zweite steht auf der Stelle der Synagoge, in welcher Jesus den Juden die heilige Schrift erklärte, und eine dritte erhebt sich über dem Felsen, den man den „Tisch des Herrn“ nennt, und auf welchem der Heiland oft mit seinen Jüngern gespeist haben soll. Südlich vor der Stadt liegt der Berg des Abgrundes, eine steile Felsenwand, von welcher die Juden Christum herabstürzen wollten. Der Ort ist ebenfalls geheiligt durch die Eindrücke der Hände und Füße des Heilands im Felsen, und an einem daselbst errichteten Altar wird an einem bestimmten Tage des Jahres Messe gelesen. Vor der Stadt führt ein mit Obst- und andern Bäumen eingefasster Weg zu dem Mariabrunnen, wo die Nazarenerinnen den Bedarf ihres Wassers holen, den sie in großen irdenen Krügen auf dem Kopfe nach der Stadt zurücktragen.

Die Umgegend von Nazareth ist mit wilden Thieren, vorzüglich mit Wölfen und Schakals bevölkert, die nicht selten Nachts in die Stadt kommen, um an den todten, auf die Straße geworfenen Thiere ihren Hunger zu stillen und dabei zugleich

mit den Hunden ein Geheul erheben, dessen betäubender Lärm einem kein Auge schließen läßt.

Am 6. März hat ich mir zu meiner Weiterreise vom Guardian des Klosters einen der italienischen Sprache kundigen Führer aus, den ich sammt zwei Eseln um den Preis von täglich 9 Piafter erhielt.

Wir schlugen den Weg nach Kana ein, das wir nach drei Stunden erreichten. Etwa 300 Schritte zuvor kommt man zu einem Brunnen mit hellem vortrefflichem Wasser, der mir als derjenige bezeichnet wurde, aus welchem Christus das Wasser schöpfen ließ, das er auf der Hochzeit zu Kana in Wein verwandelte. Von jeder Seite führen vier Stufen zu dem Brunnen, der etwa acht Fuß lang und drittehalb Fuß breit ist und in ein ausgemauertes Viereck abfließt. Daneben befindet sich ein steinerner Trog, den ein Engländer für alle Reisende, die darin baden wollen, hat herrichten lassen. Das Dörfchen liegt am Abhange eines Hügel und besteht aus ärmlichen Hütten und Ruinen. Nicht weit von dem eben genannten Brunnen steht man die Stelle, wo das Haus des Bartholomäus stand, in welchem die Hochzeit gehalten wurde. Auch zeigt man etwa 150 Schritte weiter die Krüge, in welchen die Verwandlung geschah; sie sind in die Erde gegraben gewesen und bestehen nur noch aus Scherben.

Von Kana aus führte unser Weg weiter durch ein schönes breites Thal, dessen Seitenwände aus Kreidekalk mit vielen Grotten bestehen. Sieben bis acht Stunden lang und an einigen Stellen eine halbe Meile breit, fesselt es das Auge durch seine äußere Schönheit und durch eine Fülle von reizenden Ansichten, die sein Inneres fast bei jedem Schritte darbietet. Das Füllhorn göttlichen Segens schien darüber ausgegossen, und wie viele hundert Menschen konnten in diesem Thale leben und Tausende von Schafen und Rindern das üp-

pige, darin aufspießende Gras abweiden, wenn nur die Bewohner der Umgegend den fruchtbaren Boden anbauen wollten, was ohne Mühe geschehen könnte. So aber versäumen sie dies, und wildes Gestrüpp wuchert auf dem üppigen Boden. Das grüne Gefild dieses Thals wird als dasjenige bezeichnet, auf welchem die Jünger am Sabbath zur Stillung ihres Hungers Aehren rauften \*). In der Mitte des Thals liegt am Abhange eines Hügels ein arabisches Dörfchen, Campo de Specke, auf arabisch: Dunan: Gottesacker, das seinen Namen von den vielen Gebeinen erhalten haben mag, die seit den ältesten Zeiten, wahrscheinlich aus den Kreuzzügen, hier gefunden werden \*\*). Zu Anfang dieses Jahrhunderts gewann Napoleon unweit des Thals mit wenig Mannschafft einen Sieg gegen ein großes türkisches Heer, und in neuester Zeit ist diese Gegend der Schauplatz der mörderischen Kämpfe Ibrahim Paschas geworden, der noch im Jahre 1834 Herr des Landes war \*\*\*) Weiter südlich im Thale bezeichnete mir mein Führer bei drei alten Olivenbäumen den Platz, wo Kain seinen Bruder Abel erschlug, und somit wüßten die Gelehrten, wo das Paradies zu finden wäre, vorausgesetzt, daß jene benannte Stelle wirklich die sei, auf welcher das erste Menschenblut geflossen. Von hier aus gelangt man an einen Berg, der als derjenige bezeichnet wird, an welchem Christus die berühmte Predigt hielt und mit fünf Gerstenbroden und zwei Fischen 5000 Mann speisete. Ersteigt man die mäßige Anhöhe, so fällt der Blick auf das Städtchen Tiberias und das galliläische Meer.

Bald hatten wir den Ort erreicht, dessen ziemlich hohe,

\*) Matthäi 12, 1. — Marci 2, 23. — Lucä 6, 1.

\*\*) Hier besiegte Saladin in der furchtbaren Schlacht bei Hittin das Heer der Christen, und rieb es auf am 4. Juli 1187. D. S.

\*\*\*) Jetzt nicht mehr. Durch Vermittelung Englands gehören Syrien und Palästina jetzt wieder der hohen Pforte an.

mit Thürmen besetzte Mauern ihm das Ansehen einer Festung geben, die, jedoch in der Nähe gesehen, so dürftig erschien, daß sie nach meiner Meinung bei dem ersten Kanonenschusse zusammenstürzen würde. Das galliläische Meer, auch der See Genesareth und der See Tiberias genannt, bespült die Stadtmauern. Seine Länge beträgt etwa sechs und seine Breite zwei Stunden, und sein Wasser ist süß. Seine wilden Wellen beschwichtigte einst ein Wort des Heilands, und mit trockenem Fuße wandelte er darüber hin, als er dem sinkenden Petrus die rettende Hand reichte. An seinem Ufer entfloß seinem Munde das herrliche Gleichniß vom Sämann, und seine Wunderkraft machte daselbst die Blinden sehen, die Lahmen gehen und die Tauben hören. Von hier waren mehrere Apostel gebürtig, und der See war Zeuge, wie Christus den Petrus, Jakobus, Andreas und Johannes zum Apostelamte berief; hier lebten und wirkten sie in ihrem Berufe. Von den vielen Städten und Dörfern, die meist an seinen Ufern standen, ist keine Spur mehr zu finden, die ihn umgebenden Berge spiegeln sich kahl und ihres Wälderschmucks beraubt in seinen Fluthen, aber dennoch gewährt er ein liebliches Bild durch die Lorbeerrosen, die an seinen Ufern wachsen, ihre Zweige über das Gewässer breiten, und ihn so in einen grünen, mit Blumen durchwebten Rahmen einfassen.

Wir waren von dem Regen durchnäßt, der den ganzen Tag angehalten hatte, und sehnten uns nach Obdach und Ruhe, da er in immer größern Strömen herabgoß. Mein Führer war nach dem Priester geeilt, um die Schlüssel zur Kirche zu holen. Willig waren sie ihm eingehändigt worden, und wir schlossen die Kirche auf, um Schutz darin zu suchen. Sie ist auf der Stelle erbaut, wo Christus den Apostel Petrus, die Netze waschend, fand. Ich betrat sie mit frommen Gefühlen und wollte eben ein Gebet verrichten, als ich durch die unhar-

monischen Töne des Esels, den der Führer ohne mein Wissen in das Gebäude gezogen, gestört wurde. Auf mein Befragen, was das Langohr in der Kirche solle, war die Antwort auf italienisch: „Noi dormiere insehme aqua!“ (Wir schlafen zusammen hier.) Leider glichen die schmutzigen Räume der Kirche wirklich einem Viehstalle. Dennoch wollte ich sie nicht entweiht wissen, und fragte den Führer nach einer Herberge, die leider in ganz Liberias nicht gefunden wird. Jetzt hat ich ihn, mir einen Schluck Wein oder Brandwein zu verschaffen, um meine von Kälte und Nässe schlotternden Glieder von innen zu erwärmen, und er brachte mich zu einer Judenfamilie, die nahe am See wohnte und die Pilger mit Speisen und Getränken bewirthete. Wir wurden freundlich aufgenommen, aber leider war ihr Sabbath kurz vor unsrer Ankunft angegangen, und sie waren weder durch Bitten noch durch Geld zu bewegen, uns etwas zu verabreichen. Ich fragte sie, was sie für ein Geschäft trieben, und sie antworteten mir: daß sie den Messias erwarteten, da Christus nicht der rechte gewesen sei. Auf meine weitere Frage: von wannen er kommen sollte, antworteten sie mir: über das Meer, und scherzweise sagte ich, da möchten sie ja die Thüre beständig offen halten, damit er nicht etwa wieder umkehre, wenn er Nachts ankomme. Was mich am meisten wunderte, war, daß die Juden deutsch sprachen, ohne je in Deutschland gewesen zu sein. Ich erfuhr von meinem Führer, daß zwei Drittel der Bevölkerung des Städtchens aus Juden bestanden, deren Voraltern aus allen Theilen der Erde hierher geströmt seien, um den Messias zu erwarten, und daß sich die Sprache des Landes, aus dem sie gekommen, unter ihren Kindern und Enkeln fortgepflanzt habe. Noch alle Jahre kommen ganze Schaaren aus allen Welttheilen hierher, um daselbst ihr Leben zu beschließen, und ihr Glaube an eine Wiederkehr des Messias, der vom galliläischen Meer herkommen solle, ist so



unerschütterlich, daß Einige um die Zeit, in welcher er ihnen verheißen ist, Nachts auf einen Berg steigen, daselbst Wache halten und mit unverwandten Augen nach dem Meere hin blicken, um die Ersten zu sein, die seine frohe Ankunft verkündigen können. — Da wir in dem Judenhause nicht eingelassen wurden, so blieb uns nichts andres übrig, als zu dem arabisch-christlichen Priester zu gehen, dem Bewahrer der Schlüssel zu der oben erwähnten Kirche, und ihn zu bitten, uns ein Nachtlager zu geben, damit wir unsre nassen Kleider trocknen könnten. Wir wurden freundlich aufgenommen und genöthigt, uns auf türkische Manier auf einen Teppich am Fußboden niederzulassen, was mir freilich nicht angenehm war. Jedoch wir setzten uns, und sogleich überreichte mir die Frau meines Wirthes eine lange türkische Pfeife und eine Tasse schwarzen Kaffee, nahm dann an meiner Seite Platz und wurde sogleich durch ihre lieben Kinder, wie ich durch sie bedient, und aus ihrer stattlichen Pfeife blies sie dicke Dampfwolken aus, gleich dem besten Raucher. Ohne es mir jedoch merken zu lassen, konnte ich mich des Lachens nicht enthalten. Nach einer Stunde wurde das Abendessen auf einen runden niedrigen Tisch aufgetragen. Es bestand aus untereinander gekochtem Reis und Linsen und aus geronnener Milch. Auf Rohrdecken ließen wir uns um die dampfende Schüssel nieder und langten fleißig mit freien Händen zu, doch war mein Appetit nicht sehr rege, da ich etwa sechs kleine, eben nicht sehr saubere Kinder auf eben diese Weise an der Mahlzeit Theil nehmen sah. Die Milch wurde mit Stücken zusammengedrückten Brods aus der Schüssel getaucht. Mir war es indessen weniger um das Essen als um das Trocknen meiner Kleider und um die Nachtruhe in einem Bette zu thun, das zwar auch nicht viel werth, doch aber besser war, als der kalte Fußboden der Kirche, in welcher ich nicht einmal eine Bank gesehen hatte.



Am nächsten Morgen verließ ich Tiberias, das aus ärmlichen Hütten, zerstreuten Trümmern und etwa 4000 Einwohnern besteht\*), und ging nach den warmen, in der Nähe befindlichen Quellen, das „Bad Salomo's“ genannt. Sie sind mit einem stattlichen Hause überbaut und im Innern bequem eingerichtet. Unweit davon begegnete mir Ibrahim Pascha, der eben ein Bad genommen hatte. Er war damals ein Mann von etwa vierzig Jahren mit einem ernsten Gesichte, dunkeln blickenden Augen, rothem Barte und trug sich halb orientalisches, halb europäisches. Als ich in seine Nähe kam, bot ich ihm auf französisch einen „Guten Morgen!“ er, ächt tyrannisch, aber erwiderte meinen Gruß nicht, sondern ging kalt und finstern an mir vorüber. Wahrscheinlich hielt er mich für einen Russen, die er nicht leiden mag, weil sie im griechischen Freiheitskampfe dem Sultan zu Hülfe kamen und so seine siegreichen Schritte in Griechenland hemmten. Ich selbst nahm ein Bad, das mich jedoch so ermattete, daß ich lange Zeit brauchte, um mich wieder zu stärken. Dann schritt ich dem Ufer des See's entlang der Stelle zu, wo die gelben schmutzigen Fluthen des Jordan sich in denselben ergießen. Er ist der Hauptfluß des gelobten Landes, der unweit Caesarea in dem kleinen unmauerten Teiche Bhalala (Birket Ram) am Fuße des Antilibanongebirges entspringt, sich sodann durch die Seen Samochonitis (Meromsee) und Genezareth ergießt, ohne sich mit dem Wasser derselben zu vermischen und endlich nach einem Laufe von ungefähr 50 Meilen in das todte Meer fällt. Er theilt, von Norden nach Süden fließend, das Land in zwei Theile, ist weder breit (an den breitesten Stellen kaum 80 Fuß),

\*) Am 1. Januar 1837 wurde Tiberias von einem furchtbaren Erdbeben gänzlich zerstört und ist jetzt ein Trümmerhaufen.



noch tief, aber heilig durch tausend Erinnerungen an große Begebenheiten, deren stummer Zeuge er war. Jeder Pilger begrüßt ihn mit Gebet, jeder sucht in seinem Wasser zu baden, dem eine besondere Heilkraft zugeschrieben wird, jeder trinkt davon, und keiner verläßt ihn, ohne einen Stein oder eine Muschel von seinem Ufer oder ein Fläschchen seines Wassers zum Andenken mit in die Heimath zu nehmen. Seine Ufer, mit Weiden bepflanzt und hin und wieder mit Zuckerrohr angebaut, waren von vielen Tausend Störchen belebt, die in dem Schlamm ihre Nahrung suchten. Auch ich trank einen Schluck seines süßen Wassers und füllte ein Fläschchen zum Andenken meines Besuchs. Da fragte ich einen Araber, wie der Berg an dem einen Ufer heiße und erhielt zur Antwort: „Zor,“ den andern am jenseitigen Ufer nannte er mir auf meine weitere Frage: „Dan,“ und so war mir mit einem Male die Bedeutung des Namens des Flusses klar geworden.

Vom Jordan aus gingen wir nicht nach Liberias zurück, sondern setzten unsre Reise weiter nach dem Berge Tabor fort. Unter allen Bergen Palästinas verdient er den Vorzug durch seine romantische Lage und unvergleichlich herrliche Gestalt und kann mit den schönsten Bergen der Welt in die Wette streiten. Ganz frei, von keinem andern Berge umgeben, erhebt er sich aus der reizenden, fruchtbaren Ebene Esdrälon und gleicht einem Zuckerhute mit abgeschlagener Spitze. Seine Seiten sind schroff und steil und von seinem Fuße an bis zu seinem Gipfel, deren Entfernung von einander gegen 3000 Fuß betragen mag, ist er mit Oliven, Maulbeerfeigenbäumen und anderem dufenden Gesträuch bewachsen, das aus Felsenritzen empordringt. Mehrere Quellen entspringen an denselben und fließen in die Ebene ab, und an den Abhängen, wo Gras gedeihen kann, grünt es in üppiger Fülle, mit tausend herrlichen Blumen gesüßet. Nach einer guten Stunde mühsamen Aufsteigens lang-



ten wir auf dem Gipfel an, der eine Stunde im Umfange hat, mit Bäumen, Gesträuchen, ungeheuer hohem Grase bewachsen und mit den Trümmern der Gebäude bedeckt ist, die die heilige Helena und der Fürst Tankred, einer der tapfersten Helden des ersten Kreuzzuges, hier hatten erbauen lassen. Die Aussicht, die man hier genießt, ist über alle Beschreibung reizend, und ich dachte lebhaft an die Worte des heiligen Petrus: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen.“ Südlich fällt der Blick auf die sieben Meilen lange, herrlich angebaute Ebene Esdrälon, auf den kleinen Hermon, an dessen Fuße das kleine, durch die Auferweckung des Sohnes der Wittve berühmte Dorf Nain liegt. Weiter steht man auf das unwirthbare nackte Gebirge Gilboe, auf den Ort, wo König Saul die Here um sein Schicksal befragte, grüßt in weiter Ferne die Städte Capernaum, Betsaida und Bethulien und verliert sich endlich in den matten Umrissen der samarischen Gebirge, die den Horizont begrenzen. Als wir uns an dem bezaubernden Gemälde satt gesehen, verließen wir den heiligen Berg und gingen nach Nazareth zurück, das nur drei Stunden vom Tabor entfernt ist. Eben so gastfreundlich wie früher wurde ich auch diesmal im Kloster aufgenommen und verweilte zwei Tage darin, um die Gelegenheit abzuwarten, mich einer Pilgerkarawane, die alljährlich aus diesen Gegenden zum Ostersfeste nach Jerusalem zieht, anschließen und in ihrer Gesellschaft sicherer reisen zu können. Zwar sind die Wege in jenen Gegenden nicht so unsicher, wie manche und vorzüglich die Engländer glauben, die ohne große Bedeckung niemals das Land durchwandern können; ich habe oft darin ruhig und ohne alle Bedeckung, als die der unsichtbaren Hand Gottes, unter freiem Himmel geschlafen. Tags vor meiner Abreise ließ ich beim europäischen Consul in Nazareth meine Papiere visiren und war verwundert, dieselben ohne Siegel wieder zurück zu erhalten. Auf

mein Befragen darüber antwortete er verlegen, daß sein Sekretär ausgegangen sei und das Petchaft wahrscheinlich mitgenommen habe, mir aber kam es vor, als wisse er weder etwas von einem Sekretär, noch von einem Siegel. Sodann nahm ich herzlichen Abschied von dem Guardian des Klosters, Herrn J. C. Botta, welcher mir zum Andenken und zum Beweis meines Aufenthaltes in der heiligen Stadt ein Zeugniß ausstellte, und trat am folgenden Tage meine Pilgerfahrt nach Jerusalem an.

Am 10. März verließ ich in Begleitung von mehr als 200 Personen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die aus Griechen, Armeniern, Kopten und andern schismatischen Christen bestanden, das ärmliche Nazareth. Es war ein stattlicher Zug von Maulthieren und Pferden, die theils Menschen, theils das Gepäcke und die Bedürfnisse zum Lebensunterhalt trugen; auch ich hatte mir zur bequemern Fortschaffung meiner Habseligkeiten ein Maulthier gemiethet. Nur die wenigsten und ärmsten Wallfahrer reisten zu Fuß.

Am ersten Tage gingen wir durch die fruchtbare und an immer wechselnden, reizenden Landschaftsbildern reiche Ebene Esdräon und kamen gegen Abend des zweiten Tages in Nabis oder Nablus, dem ehemaligen Samaria, einem kleinen angenehmen und mit reichen Pflanzungen geschmückten Städtchen, an. Ein großer Theil der Karawane war geneigt, sich einige Tage hier auszuruhen und darunter auch der, von dem ich das Maulthier gemiethet hatte. Da jedoch am andern Morgen Mehrere weiter reisten und ich von ihnen erfuhr, daß Jerusalem noch an demselben Tage zu erreichen sei, so entschloß ich mich, ihnen zu Fuße nachzufolgen, weil man mir sagte, daß die Straße nur sehr unbequem zu reiten sei. Deshalb übergab ich mein Gepäc dem Eigenthümer meines Maulthiers, mit der Bitte, selbiges in Jerusalem nach dem katholischen

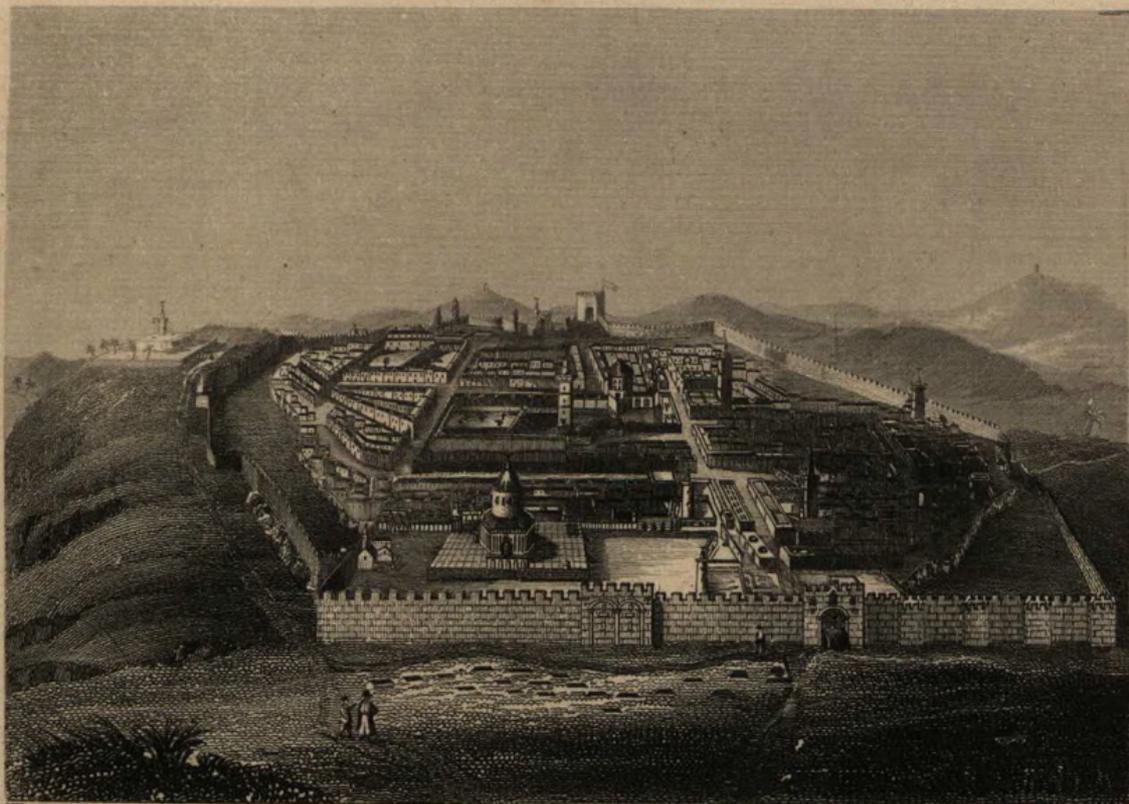
Kloster zu bringen, und eilte den Vorausgegangenen nach. In wenig Stunden hatte ich sie eingeholt, allein wir erreichten unser Ziel nicht und sahen uns genöthigt, die Nacht auf freiem Felde auf einem türkischen Gottesacker zuzubringen. So unangenehm mir dieses war, so suchte ich mir doch ein Ruheplätzchen und bedauerte nichts schmerzlicher, als daß ich meine Decke, die mir während der feuchten kalten Nacht von großem Nutzen hätte sein können, in Nabis zurückgelassen hatte. Ich ging in die kleine geöfnete Moschee, die auf dem Gottesacker stand, und streckte mich, die Füße in einen haarenen Sack gesteckt, den mir einer der Reisegefährten überlassen hatte, und mit dem Kopfe an die Mauer der Moschee gelehnt, auf die feuchte Erde nieder. An Schlaf war wegen der empfindlichen Kälte nicht zu denken, und die Nacht wurde mir unendlich lang. Wir waren nur drei Stunden von Jerusalem entfernt, und die Sehnsucht nach der heiligen Stadt erhielt mich in steter Aufregung. So wie der Morgen dämmerte, brachen wir auf, und gegen acht Uhr erblickte mein glückliches Auge von einer Anhöhe die ersehnte hochheilige Stadt. Es war ein großer, rührender und erhabener Augenblick. Die Karawane hielt einige Minuten an, ein ehrwürdiger Greis rief mit weinenden Augen: „Schuss henne Khoddes!“ (Schau, hier ist Jerusalem!), und Alle sanken betend und mit gefalteten Händen auf die Kniee nieder. Ich konnte meinen Gefühlen keine Worte leihen, aber mein Herz jubelte vor Wonne und hatte mit einem Male alle bisher erduldeten Mühseligkeiten vergessen, meine Wangen näßten Thränen, Zeugen eines göttlichen Gefühls, wie ich es in dieser Stärke noch nicht empfunden hatte. Mir war, als müßte ich mich auflösen in diesem Gefühle.

Als wir den Anblick der Stadt sattfam genossen hatten, zogen wir, heilige Lieder singend, jubelnd und betend ihrem Thore zu.

## In Jerusalem.

Einzug in Jerusalem. — Das lateinische Kloster und die Casa nuova. — Ein deutscher Maurer. — Lage und Umfang der heiligen Stadt. — Ihr Inneres. — Die Stadtmauer. — Umfang der alten Stadt. — Einwohner. — Die Thore. — Die Moschee el Sakara. — Via dolorosa. — Die heilige Grabkirche. — Die beiden Kapellen auf Golgatha. — Der Stein der Salbung. — Die Kapelle des heiligen Grabes. — Die Erscheinungskapelle. — Zubrang zur Säule der Geißelung. — „Das Gefängniß des Heern.“ — Kapelle der Kleiderloosung. — Kapelle der heiligen Helena. — Die Säule der Beschimpfung. — Die christlichen Religionsparteien in der heiligen Grabkirche. — Die Fastenzeit. — Die Charwoche. — Tod eines Pilgers aus begeisterter Andacht. — Prügelei der frommen Väter. — Vereitelte Rache des mecklenburgischen Maurers. — Der Palmsonntag. — Der grüne Donnerstag. — Der Charfreitag. — Der Charfsamstag. — Das heilige Feuer. — Die Nacht vom Osterheiligenabend zum Ostersonntage. — Der Ostermorgen. — Das griechische Kloster. — Das lateinische Kloster. — Das armenische Kloster.

In unbeschreiblicher Gefühlsaufregung traten wir durch das Thor, die sich nur bei dem Morgenländer und bei dem Abendländer auf verschiedene Weise äußerte. Während ich ganz still und in mich versunken fürbaß schritt, jubelte ein Theil der



*E. Doedel del.*

*Leipzig, d. Englische Kunst Anstalt.*

*A. H. Payne sc.*

**JERUSALEM**  
vom Oelberg aus.

6



Gesellschaft in den seltsamsten Tönen und Worten, ein anderer Theil schrie wie besessen, Andre vergossen Ströme von Thränen, Viele zogen vor dem Thore die Schuhe aus und betraten die Stadt barfuß, in tiefster Demuth; und so that jeder nach seiner besondern Stimmung.

Ich fragte mich nach dem am westlichen Ende der Stadt liegenden Franciskanerkloster, gewöhnlich das lateinische Kloster (St. Salvator) genannt, hin und wurde von den Mönchen auf das Freundschaftlichste empfangen, obgleich sie in mir den Protestanten erkennen mußten, weil ich den Priestern den üblichen Handkuß nicht reichete. Der Gedanke, mich an dem Orte zu verstellen und mich für etwas andres auszugeben, wo mein Erlöser den Bund der Wahrheit durch seinen Tod besiegelt hatte, war mir unerträglich. Ich gab mich also als das, was ich war. Dies that jedoch meinem Empfange und meiner Bewirthung keinen Eintrag, und ich überzeugte mich auf der Stelle von der Unwahrheit der Behauptung mancher Reisender, die da meinen, man müsse sich für einen Katholiken ausgeben, um die heiligen Orte besuchen zu können. Im Gegentheil schienen mir die Mönche von einer seltenen Duldung gegen ihre christlichen Brüder, sie mochten zu einer Kirche oder Sekte gehören, zu welcher sie wollten, beseelt zu sein. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen führte mich der Hausmeister in ein besonderes Gebäude, das Pilgerhaus, Casa nuova (das neue Haus) genannt, das sich unweit des Klosters befand, und wies mir daselbst ein Zimmer an, in welchem ich einen Maurer, Namens Müller aus Warin im Mecklenburgischen, dem es sehr wohl gefiel, einen griechischen Matrosen und ein italienisches Weib antraf, das sich schon seit mehreren Monaten daselbst befand und sehr wohl gelitten zu sein schien. Eigentlich darf man die Gastfreundschaft des Klosters nur einen Monat in Anspruch nehmen, während welchem man Kost und

Betten umsonst erhält. Erstere besteht, außer der Fastenzeit; Mittags und Abends in Brod mit Gemüse und Fleisch und einer Flasche guten Wein, während derselben in äußerst schmackhaften Fischgerichten und den andern üblichen Fastenspeisen. Zwischen den vier nackten Wänden meines Zimmers hielt ich es nicht lange aus, und gern hätte ich noch am Tage meiner Ankunft die heilige Stadt in Augenschein genommen, wenn ich nicht zu ermüdet von der Reise gewesen wäre. Und so bezähmte ich meine Sehnsucht bis zum andern Morgen, mit dessen erstem Strahle ich meine Wanderung begann.

Jerusalem, von den Arabern „Beit-el Rhoddes“ (die heilige Stadt) genannt, ist auf den einzelnen Hügeln eines sanft ansteigenden Berghanges erbaut. Das Gebirge, zu welchem er gehört, erstreckt sich bis zum mittelländischen Meere, da man bis nach dem zwei Tagereisen entfernten Jaffa an der Meeresküste immer bergauf steigen muß. Der größere Theil der Häuser liegt auf einem mäßigen Hügel, der nach Ost, Süd und West mit zusammenhängenden tiefen Thälern und dann weiter hinaus mit höheren Bergen umgeben ist, während nach Norden zu eine schiefe Fläche mit einer freien Aussicht in das Land hinstreicht. Die Stadt hat einen Umfang von etwa zwei Stunden und macht, aus der Ferne gesehen, durch die majestätischen Kuppeln der Moscheen und Thürme, welche über die andern Häuser hervorragen, einen imposanten Eindruck. Allein in der Nähe verschwindet jeder Anschein von Größe. Einst war sie groß und mächtig, jetzt gleicht sie einem Grabe in der Wüste. Man glaubt das Reich des Todes zu betreten; das Auge ruht auf einer einförmigen, unfruchtbaren Gegend, in der alle Elemente des Lebens erstorben scheinen. Und eine unerklärliche Traurigkeit beschleicht die Seele des Wanderers beim Anblick der Fülle menschlichen Jammers und Glends, die sich hier angehäuft hat, und man meint die Verwirklichung des

Fluches zu sehen, der auf der unglücklichen Stadt Davids ruht und sie verdammt, in ewigen Todeszuckungen zu leben. Die Straßen sind größtentheils enge und unregelmäßige Durchgänge, die Häuser viereckig, niedrig, und meist aus Lehmbacksteinen und ohne Kunst und Schmuck erbaut, ohne Ordnung an einander gereiht, ohne Fenster nach Außen, von einem flachen, terrassenförmigen Dache überdeckt, über welches sich nur hie und da eine kleine Rotunde erhebt. Aber fast jeder Schritt in ihr gibt Veranlassung zu heiligen Betrachtungen, und jedes Haus, jede Straße, jeder Platz in der Stadt, jeder Stein, jeder Hügel, jede Quelle vor derselben ist geweiht durch den Fuß des Erlösers oder sonstige großartige Erinnerungen aus dem alten und neuen Testamente, die das Herz zu frommen Gefühlen stimmen. Um die Stadt zieht sich eine 30 bis 40, und an den Stellen, wo sie über Felsen hinweggeht, über 100 Fuß hohe Ringmauer, die hie und da mit kleinen Thürmen versehen, aber nicht so stark ist, daß sie eine ernstliche Belagerung aushalten könnte. Sie bildet ein längliches, etwas verschobenes Viereck, dessen Seiten Nordwest, Ost-Nordost, Süd-Südost und Südwest zugekehrt sind, und von denen die zwei längsten nach Nordwest und Süd laufen; sie ist aus den Trümmern der Denkmäler, meist aus denen des alten salomonischen Tempels erbaut, wie sachkundige Gelehrte dieses aus den außerordentlich großen Steinen darthun wollen. Viele türkische Inschriften, die sich an der Mauer befinden, nennen den Sultan Soliman, den Sohn Selim I., als den Erbauer derselben, und man erzählt, daß er den Baumeister habe hinrichten lassen, weil dieser nicht, wie der Sultan befohlen, den Berg Zion mit in den neuen Stadtbezirk eingeschlossen hatte. Das alte Jerusalem soll nach Süden am Fuße der Berge Zion und Morijah, vom Thale Gehinnom bis zum Thale Kidron und bis zu der Stelle, wo beide Bäche zusammenfließen, sich ausgedehnt

haben, ebenso nach Nordwest am nördlichen Fuße des Berges Sion, über die Ebene des Jeremias hin. An der Ost- und Südwestseite konnte die Stadt dagegen niemals einen größern Umfang haben, dort wegen des in das Thal Kidron steil abfallenden Berges, hier wegen des Thales Gehinnom, über welchem die Davidsburg liegt und ebenfalls stark abfällt. Zion lag also in der Stadt, der Hügel Golgatha aber nicht, sondern dicht an der Westmauer, die sich von der östlichen Spitze der Citadelle in fast gerader Linie bis zum Damaskusthore hinabzog. Die ganze Westecke ist also neuer Anbau, und dadurch die Kreuzigungs- und Begräbnisstätte Christi in die Stadt zu liegen gekommen, die doch nach der ausdrücklichen Angabe der Evangelisten außerhalb derselben lagen. Die Einwohner Jerusalems bestehen aus Türken, aus Christen fast aller Kirchen und Secten und aus Juden, die das schlechteste und schmutzigste Stadtviertel inne haben und von Türken und Christen gleich verachtet sind. Die Gesamtanzahl beträgt etwa 20,000, worunter 12,000 Christen. Die Letztern nähren sich leidlich meist durch die Verfertigung von Heiligenbildern und Rosenkränzen, die sie am heiligen Grabe weihen lassen und so dann an die Pilger verkaufen.

Von den zwölf Thoren der Stadt, welche das alte Testament erwähnt, sind jetzt nur noch vier vorhanden, welche nach allen Himmelsgegenden liegen und jeden Abend mit Untergang der Sonne geschlossen werden. Sie heißen:

1) Das Stephans- oder Marienthor, auch das Heerde-Thor genannt, welches sich auf der nordöstlichen Seite nach Morgen zu dem Delberge gegenüber öffnet und seinen Namen vom heiligen Stephan hat, welcher, einer unverbürgten Sage nach, vor demselben gesteinigt wurde, oder von der Jungfrau Maria, weil man durch dasselbe zum Grabmale derselben im Kidronthale kommt.

2) Das Thor Ephraims, oder Damaskusthor, auch Thor der Morgenröthe genannt, liegt gegen Nordwest und öffnet den Weg nach Nazareth und Damaskus. Unweit desselben gelangt man zum Grabe der heiligen Helena, zu den Gräbern der Könige und der Grotte des Jeremias.

3) Das Thor von Jaffa oder Joppe, auch Thor von Bethlehem und Rama, ist das Hauptthor der Stadt, und führt gen Südwesten nach Bethlehem, St. Johann in der Wüste, Hebron, Jaffa und Rama.

4) Das Thor Davids oder Zionsthor, führt südlich zum Gipfel des Berges Zion, in dessen Nähe das Grabmal Davids und die Stelle des Speisesaals gezeigt wird, in welchem Jesus mit den Jüngern das letzte Osterlamm feierte.

Außer diesen gibt es noch drei verschlossene Thore; an der Nordwestseite das vom Damaskusthore weiter nordöstlich gelegene Herodesthor und das an der Südseite am Morija gelegene Mistthor, eigentlich nur eine Pforte, jenes wie diese seit den letzten Unruhen in Syrien geschlossen, und das goldne Thor an der Ostseite des Morija, das sonst zum Tempel führte, seit Jahrhunderten aber zugemauert ist, weil nach einer alten türkischen Prophezeiung die Christen einst durch dieses Thor kommen und die Stadt einnehmen werden. Durch eben dieses Thor, dessen Vordertheil prächtig gearbeitet ist, soll der Heiland am Palmsonntage seinen Einzug in die Stadt gehalten haben.

Unweit des goldenen Thores, auf dem Berge Morija, einer Fortsetzung des Berges Zion, in späteren Zeiten aber geebnet, so daß er sich jetzt nicht über die andern Stadttheile erhebt, liegt das großartigste und herrlichste Bauwerk Jerusalems, die Moschee El Sakara, die der Kalif Omar, als er im siebenten Jahrhunderte Herr von ganz Syrien war, erbauen ließ. Sie steht auf der Stelle des ehemaligen salomonischen

Tempels, die Perle der türkischen Baukunst, an äußerer Schönheit und Pracht die Aja Sophia zu Konstantinopel weit übertreffend. Sie steht auf einem freien erhabenen Plage und hat acht Seiten und vier Thore, die nach den vier Weltgegenden gehen. Jede der mit Säulen verzierten Seiten ist mit acht großen viereckigen Fenstern versehen, deren runde, weiß, blau, grün und gelb gemalte Scheiben das Auge durch die Pracht der Farben blenden. Die auf einer sogenannten Laterne ruhende Kuppel ist mit Blei gedeckt, und unter derselben wölbt sich eine mit einer Brustwehr versehene Terrasse, auf der man rund um die Kuppel gehen kann, und die beste Aussicht auf die Stadt und die sie umgebenden Thäler genießen soll. Das Innere derselben soll über alle Beschreibung prächtig sein, und die Muhamedaner halten sie so heilig, daß sie dieselbe nur barfuß betreten. Den Christen ist der Eintritt in dieselbe bei Todesstrafe untersagt, und selbst christliche fürstliche Personen erhalten die Erlaubniß, sie betreten zu dürfen, nur mit vielen Umständen und Schwierigkeiten.

Unter den Straßen Jerusalems ist die Schmerzensstraße, *via dolorosa*, obgleich sie eng und unregelmäßig ist, dennoch die berühmteste. Sie beginnt am St. Stephansthore, führt an dem, diesem Thore zunächst gelegenen, Teiche Bethesda (einem verschütteten und mit Mauertrümmern umschlossenen, schluchtartigen, trocknen Wasserbehälter, worin einige Bäume und Sträucher wachsen), vorüber nach dem Richt Hause des Pilatus und steigt dann den Calvarienberg hinan. Das eben genannte Haus des Pilatus steht dicht am Vorhofe des salomonischen Tempels, von dem man noch ganz unbedeutende, höchst zweifelhafte Trümmer findet, und sieht dem ursprünglichen Gebäude gewiß nicht mehr ähnlich, da es im Laufe der Zeiten öfter abwechselnd zerstört und wieder aufgebaut worden und jetzt nicht viel mehr als ein Ruinenhaufen ist. Im zwei-

ten Stockwerke des Hauses findet man noch einige Zimmer, die allem Anscheine nach zu Schafställen benutzt worden sind. Von der Terasse des Hauses übersteht man den Platz, auf welchem der Tempel Salomons gestanden hat, er ist 500 Schritte lang und 400 breit und gibt somit einen Begriff von der Größe des berühmten Hauses Jehovas. Weiterhin vom Pilatushause zeigt man die Stelle, wo Christus gezeißelt, und die, wo er vom Volke verspottet, mit der Dornenkrone gekrönt und ins Angesicht geschlagen wurde. Von dem Richthause an zählt man 94 Schritte, bis man in eine Seitenstraße und darin 100 Schritte weiter vor den Palast des Herodes gelangt, dessen ursprüngliche Gestalt durch ein neues stattliches Haus ersetzt ist. Geht man von hier wieder in die Schmerzensstraße zurück und 18 Schritte vom Richthause des Pilatus gerade aus, so kommt man zu einer Thorhalle, die die Stätte bezeichnet, von welcher aus Pilatus dem Volke die Worte: „Ecce homo!“ (Sehet, welch ein Mensch!) zurief. Geht man wieder 170 Schritte vorwärts, so kommt man zu der Stelle, wo Christus zum ersten Male, von der Last des Kreuzes niedergedrückt, ruhte, und wendet man sich von da 46 Schritte südlich, so erreicht man links eine Pforte, welche zu einer kleinen Straße führt, worin die Schaar, welche die heilige Mutter Gottes begleitete, dem Heilande mit dem Kreuze begegnete. Das Evangelium erwähnt zwar dessen nicht, aber auf das Zeugniß des heiligen Bonifacius und Anselmus wird es allgemein geglaubt. Der erstere erzählt, daß die heilige Jungfrau halb todt niedergesunken sei und kein Wort habe sprechen können (nec verbum dicere potuit). Der heilige Anselmus versichert, daß Christus seine Mutter mit den Worten: „Salve mater!“ (sei gegrüßt Mutter!) angeredet habe. Der katholische Glaube verwirft diese mündlichen Ueberlieferungen nicht, und sie beweisen, wie tief sich die wunderbare erhabene Leidensgeschichte dem mensch-

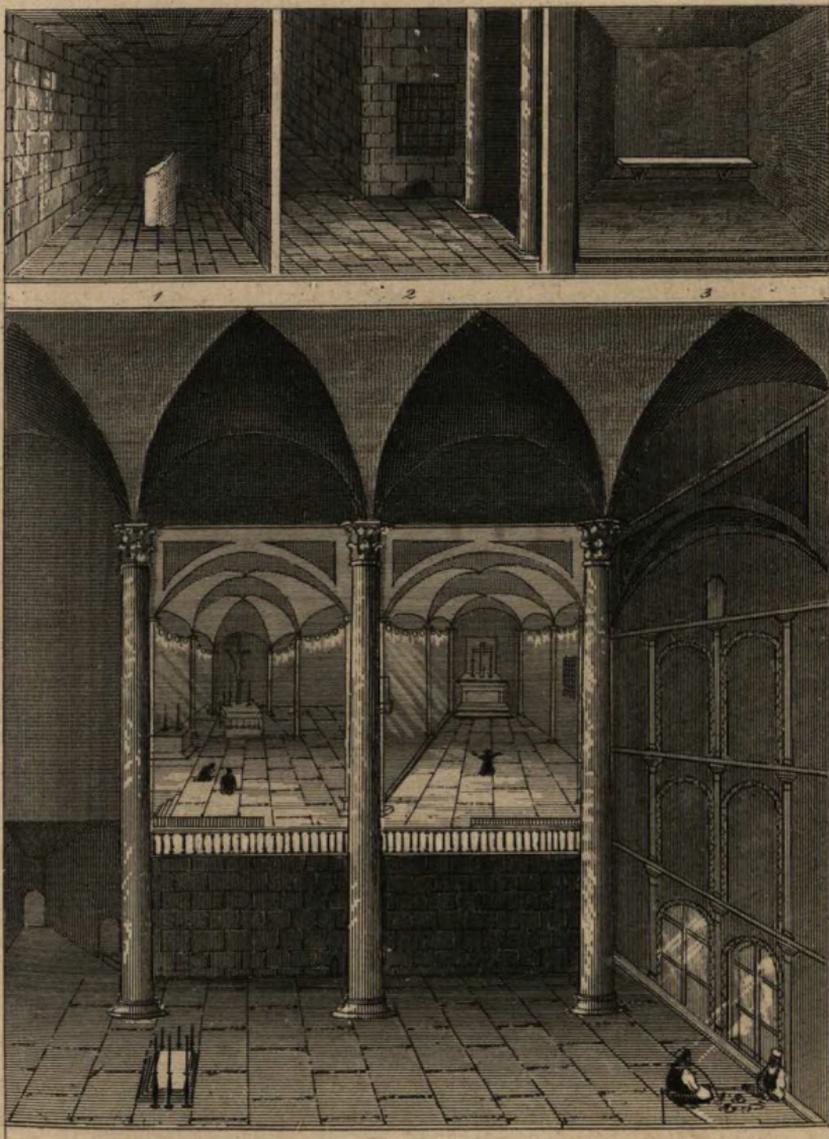
lichen Gedächtnisse eingeprägt hat. Achtzehn dahin geflohene Jahrhunderte, Verfolgungen ohne Ende, ununterbrochene Umwälzungen und immer zunehmendes Einreißen der Gebäude haben das Andenken einer Mutter nicht vertilgen können, welche ihren Sohn beweinte.

Gegenüber dieser Stelle soll der Aufenhalt des armen Lazarus gewesen sein, und etwa 100 Schritte weiter links zeigt man das Haus des reichen Mannes. Von jener Pforte, aus welcher Maria dem Heilande entgegentrat, zieht sich die Straße rechts und mehr und mehr bergan, und ist man 33 Schritte darin fortgegangen, so gelangt man zu der Stelle, wo Simon von Cyrene, der eben vom Felde kam, dem Heilande das Kreuz trug. Wieder 98 Schritte weiter ruhte Christus, der abwechselnd mit Simon das Kreuz trug, zum zweiten Male. Dasselbst zeigt man den Platz, wo das Haus der heiligen Veronica stand, die dem Heilande ihr Schweißtuch reichte, damit er sein Gesicht abtrockne. Wie die Sage erzählt, soll das blutige Bild desselben sich darin abgedrückt haben. Eine große steinerne Säule bezeichnet die Stätte dieser Begebenheit. Der Name jener Frau aber soll zuerst „Bernice“ gewesen und in Folge dieses Wunders in Vera-ikon (wahrer Bildniß) und durch Versetzung zweier Buchstaben in Veronica verwandelt worden sein. Von da gerade aus kömmt man nach 88 Schritten zu der Säule, bei welcher sich der jüdische Pöbel versammelte, um über die Kreuzigung des Erlösers zu berathen. Diese Säule sieht man schon von weitem in einem mit Mauern umgebenen Garten, der sich, nur 6 Schritte nördlich von der eigentlichen Schmerzensstraße entfernt, an einer Kreuzstraße hinzieht. Wendet man sich nun wieder links 40 Schritte von der Säule, so kommt man an den Ort, wo die Weiber standen, die Jesum weinend und klagend nachfolgten, und gegen die gewendet er die Worte sprach: „Ihr Töchter

von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern über euch selbst und eure Kinder.“ Noch 43 Schritte weiter in dieser Straße, und man erreicht zur Linken das Thor des Gerichts, durch welches die zur Hinrichtung bestimmten Verbrecher nach Golgatha geführt wurden. Nach 100 Schritten kommt man an die Stelle, wo Christus zum letzten Male ausruhet; sie ist durch eine steinerne Säule bezeichnet. Von da bis auf den Hügel des Calvarienberges beträgt die Entfernung nur noch 102 Schritte, und so sind wir nun an der Kirche des heiligen Grabes angekommen. Mithin beträgt die ganze Länge der Via dolorosa 838 Schritte vom Thore des Pilatus bis zur Schädelstätte, jedoch ohne die Umwege zu rechnen, die man wegen der hin und wieder vermauerten Pforten machen muß, um die einzelnen Stationen zu erreichen, die ich genannt habe.

Wenden wir uns nun zu der Beschreibung der Kirche des heiligen Grabes, zu welcher seit Jahrhunderten die entferntesten Nationen der Erde pilgerten, um an dieser gottgeweihten Stätte zu beten, an welcher der Heiland durch das Geheimniß seines Todes, seines Begräbnisses und seiner Auferstehung das Werk menschlicher Erlösung vollbrachte. Sie steht an dem Berge Golgatha, der, wie schon angeführt, in früheren Zeiten außerhalb der Stadt lag, sich aber jetzt in derselben, fast in der Mitte, befindet, und ist von Häusern, nördlich vom griechischen Kloster, und außerdem von Ruinen umgeben, wodurch sie etwas verdeckt und entstellt wird. Sie ist ein Werk der neuern Baukunst, einfach, ohne gerade schön zu sein, bildet die Gestalt eines Kreuzes und ist mit einer hohen zirkelförmigen Kuppel überwölbt, die auf 16 marmornen Säulen ruht, wodurch 17 Bogenhallen gebildet werden. Unter dieser aus Cedernholz bestehenden und mit Blei gedeckten Kuppel läuft eine Gallerie rings durch die Kirche, die, von Säulen getragen, sich in eine Rotunde verliert. Durch diese fällt

ein spärliches Licht in die fensterlosen Räume des von unzähligen Lampen erleuchteten Gotteshauses. Diese Mutterkirche aller christlichen Kirchen steht unter dem Schutze der Türken, deren Autorität sämmtliche christliche Sekten anerkennen müssen, und die sich oft mit der Peitsche geltend macht, wenn die ewig unter den christlichen Parteien herrschenden Zänkereien und Zwistigkeiten nicht auf gütlichem Wege beizulegen sind. Auch sind die türkischen Behörden im Besiz der Schlüssel zur Kirche. Während der Fasten- und Osterzeit ist sie fast immer geöffnet, und täglich sitzen acht bis zehn Türken im Innern nahe an der Thüre mit untergeschlagenen Beinen auf einem ungeheuern Divan, rauchen, plaudern und trinken Kaffee, den sie sich auf einem nahe dabei brennenden Kohlenfeuer selbst bereiten. Sonst nahmen sie jedem Pilger ein Eintrittsgeld ab, was gegenwärtig abgeschafft ist; sie sind nur noch da, um Ordnung zu halten. Einige Zeit nach dem Osterfeste ist die Kirche eine Zeit lang verschlossen, und man erhält sie dann nur gegen eine gewisse Summe Geldes geöffnet. Das Innere ist kaum 100 Schritte lang und 70 breit, aber von ungeheurer Pracht. Es zerfällt in drei Abtheilungen: den Calvarienberg, das heilige Grab selbst und in 12 Kapellen, deren jede eine Handlung aus der Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu darstellt. Um diese Kirche auf dem unebenen Boden des Calvarienberges bauen zu können, hat man das Erdreich an einigen Orten abnehmen und es an andern wieder auffüllen müssen; weil man aber die Plätze, wo sich eigentlich das Leiden Christi zutrug, unbeschädigt erhalten wollte, so war man genöthigt, einen Theil des Felsens mit in die Kirche zu fassen, auf welchem das Kreuz errichtet war, wodurch sie ein etwas unregelmäßiges Ansehen erhalten hat. In der Kirche befindet sich ein Kloster, in welchem 10 Franziskanermönche wohnen, die alle Vierteljahre abgelöst werden, wenn sie es

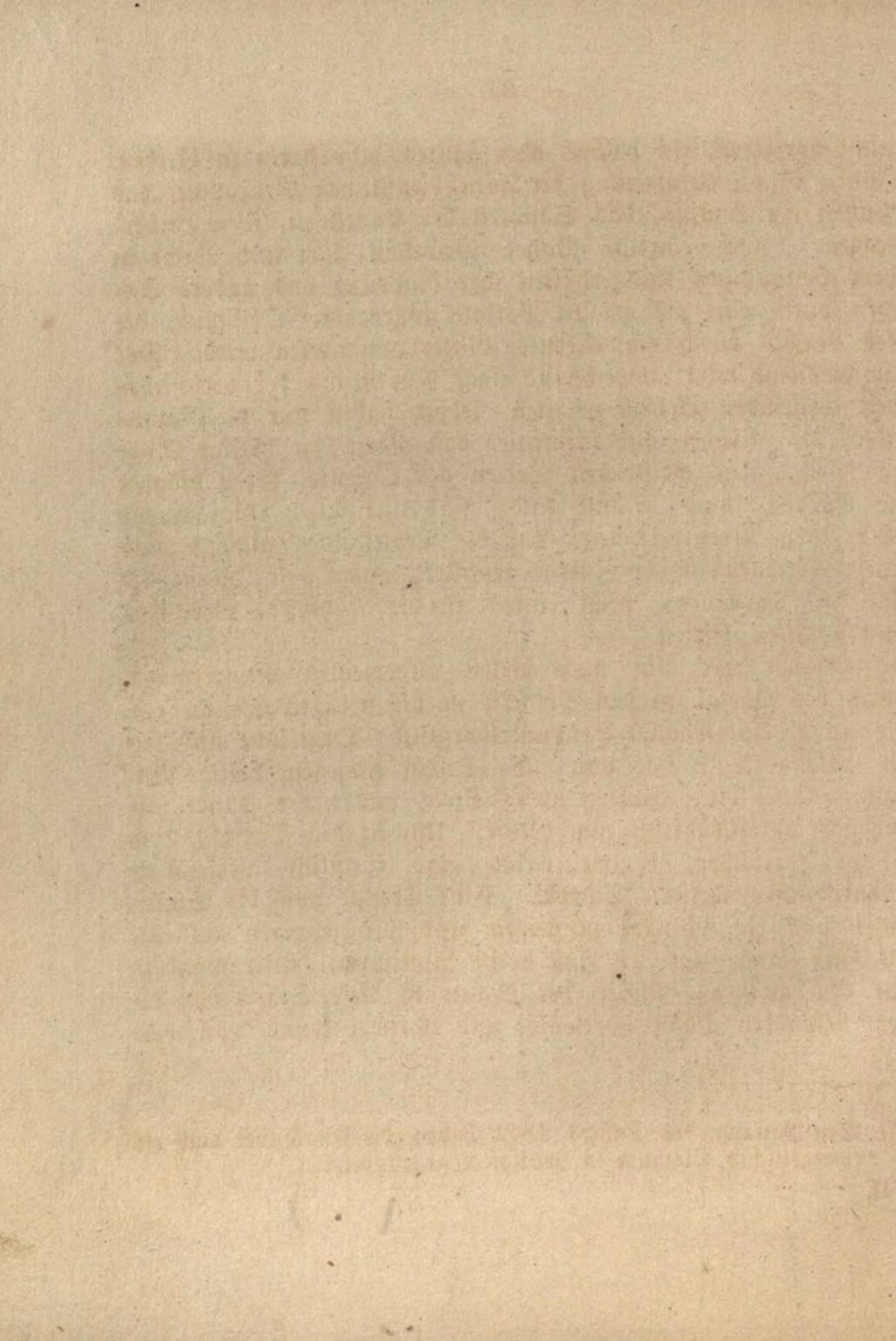


E. Doedel del.

Leipzig, d. Englische Kunst Anstalt.

A. H. Payne sc.

KAPELLE ÜBER GOLGATHA IN DER HEILIGEN GRABESKIRCHE.



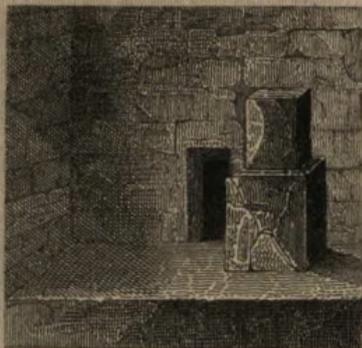
nicht vorziehen, ein halbes oder ganzes Jahr darin zu bleiben. Ihnen ist die Verwaltung der gottesdienstlichen Gebräuche, das Putzen der Lampen, das Säubern der Kapelle u. s. w., übertragen. Auch einzelne Pilger verweilen Tag und Nacht in dem Heiligthume und erhalten ihre Nahrung und andere Sachen durch eine am großen Portale angebrachte Oeffnung, die des Nachts durch ein eisernes Gitter verschlossen wird. Der Gottesdienst wird abwechselnd nach dem Ritus der verschiedenen christlichen Sekten gehalten, jedoch haben nur die Katholiken, die Griechen und Armenier das Recht, die heilige Messe zu lesen. Alle christlichen Sekten des Orients, deren Namen in Europa kaum bekannt sind, sind hier durch eine Kapelle oder einen Altar vertreten, nur die Protestanten nicht\*), und allen Nationen ist der Zutritt gestattet, außer den Juden, die sich bei Todesstrafe nicht einmal in der Nähe des Gebäudes blicken lassen dürfen.

Treten wir nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen durch das Portal an der Südseite in die heiligen Räume ein, die ein geheimnißvolles Hellsdunkel erfüllt! Orgeltöne und leiser Gesang schallt uns von allen Seiten entgegen, heilige Andachtsgefühle durchschauern unsre Seele, und unsre Hände falten sich unwillkürlich zum Gebet. Unweit des Portals, dem Chore gegenüber, hemmt rechts eine künstlich aufgeführte Mauer unsre weitem Schritte. Eine Treppe von 18 Stufen ladet uns ein, hinauf zu steigen, und wir gelangen auf eine 40 Fuß lange und 21 Fuß breite Plattform. Wir wandeln auf Golgatha. Außer der Mauer ist diese Stätte von einem besondern Dache überwölbt und in zwei kleine, von wei-

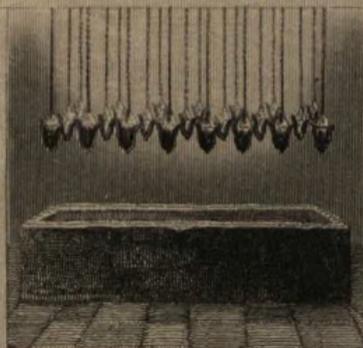
---

\*) Seit Anfang des Jahres 1842 haben die Engländer auch ein evangelisches Bisthum in Jerusalem gegründet.

fen Marmorsäulen getragene und durch einen Bogengang von einander getrennte Kapellen getheilt, deren eine sich auf der Stelle befindet, wo Christus an das Kreuz geschlagen, die andere, wo er mit dem Kreuze zwischen den zwei Missethättern erhöht wurde; eine dritte Kapelle ist über dem Orte errichtet, wo die schmerzhafteste Mutter Gottes stand. In der einen der beiden ersten Kapellen, die besonders den Namen der Kapelle des Calvarienberges trägt, ist die Höhlung zu finden, in welcher das Kreuz stand. Sie ist  $1\frac{1}{2}$  Fuß tief, mit einer großen Silberplatte umlegt und von einem Altare überbaut, den eine Marmorplatte bedeckt. Dieser Altar ruht auf vier glatten Säulen, während sechs andre in Form von zierlichen Blumenvasen drei Seiten umgeben. Die vordere Seite ist offen, so daß man die Höhlung, die das Kreuz getragen, mit gebeugten Knien begrüßen kann. Vor dem Altare und hinter demselben brennen dreizehn silberne Lampen und außerdem auf der Marmorplatte noch drei große und drei kleine Wachskerzen, die in dem kleinen Raume ein taghelles Licht verbreiten. Hinter dem Altare steht ein colossales Crucifix. Unweit von dem Orte, wo das Kreuz Christi stand, steht man eine Spalte in dem Felsen, vom Erdbeben beim Tode Christi gerissen. Mag an dieser Sage nun wahr sein, was da will, so viel habe ich wenigstens durch eigene Anschauung, daß der Spalt kein Werk von Menschenhand ist. Wie die Höhle des Kreuzes, so ist jede Stelle der Kirche, wo eine heilige Handlung geschah, durch einen Altar bezeichnet, so die Stelle, wo Maria unter dem Kreuze stand, und wo Christus an das Kreuz geschlagen wurde. Ueber letzterem Altare brennen Tag und Nacht neun kleine und zwei große Lampen. Unweit von diesen Altären findet man einen andern, an welchem Russen und Griechen ihr Gebet verrichten, obwohl auch sie das Recht des Zutritts in den beiden Kapellen des Calvarienber-



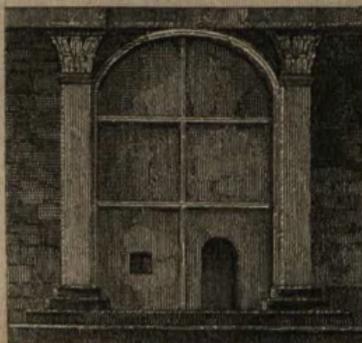
ENGELS KAPELLE



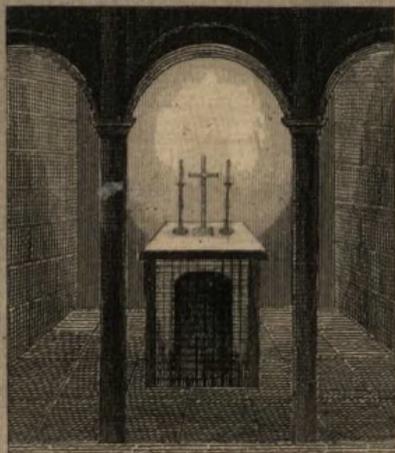
DAS HL GRAB



GRAB DES HL NICODEMUS



GROSSE PFORTE



SAULE WORAUF CHRISTUS GEKREUZIGT WURDE



WO DIE HL HELENA DAS KREUZ

CHRISTI FAND

5.



ges haben; wie die Katholiken, so küssen auch sie die Höhlung, worin das Kreuz stand, inbrünstig. Etwa funfzehn Schritte gerade aus vom Eingange der Kirche liegt der Stein der Salbung, auf welchem der Leichnam Jesu, ehe man ihn in das Grab legte, von Nicodemus und Joseph von Arimathia mit Myrrhen und Aloe und andern Specereien gesalbt wurde, um den heiligen Leib vor Verwesung zu bewahren. Der Stein ragt nur einige Zoll aus dem Boden hervor, ist etwa acht Schuhe lang und zwei breit, und mit einer schwarzen, rothgefleckten Marmorplatte überdeckt, weil die Pilger ihn durch Abschlagen von Stücken zu sehr zu beschädigen droheten. Beständig brennen 10 Lampen über demselben und auf jeder Seite stehen große Leuchter mit 15 bis 20 Schuh hohen brennenden Wachskerzen. Zwei und dreißig Schritte westlich von dem Steine der Salbung ist das heilige Grab Christi (Bulkrut) auf einer schönen Ebene gelegen, wo vor Zeiten nach dem Zeugnisse des heiligen Johannes ein Garten angelegt war. Es liegt in der Mitte der Kirche, gerade unter der Kuppel, durch welche das Licht in das Innere fällt, und ein Gebäude von gelbem und weißem Marmor, in Form einer Kirche erbaut, die sich in zwei Kapellen scheidet und etwa 30 Fuß im Durchschnitte hält, wölbt sich über dasselbe und bildet gleichsam eine Kirche in der Kirche. Neben dem auf der Ostseite befindlichen Eingange, ladet auf jeder Seite eine steinerne Bank, vor welcher links und rechts drei, vier Fuß hohe und vier Zoll starke, Wachskerzen brennen, zur Ruhe ein. Jede der drei christlichen Parteien, Griechen, Armenier und Lateiner, muß eine dieser Kerzen unterhalten. Durch einen engen Eingang tritt man in die erste Kapelle, deren Mauern inwendig mit Marmor bekleidet sind und auf Säulen ruhen; sie ist eine Vorhalle von 17 Fuß Breite und 10 Fuß Länge. In der Mitte derselben steht ein vasenförmiger Stein, der in der Mitte etwas ausge-

höhlte ist und wahrscheinlich als Weiskessel dient. Aus dieser Vorkammer führt der Weg in die zweite Kapelle, in das wahre Heiligthum des Grabes Christi. Der Eingang zu demselben ist kaum 4 Fuß hoch, und man kann nicht anders, als mit halbgebeugtem Leibe durch die enge niedrige Thüre in das Allerheiligste eintreten. Der Raum dieser Grotte ist ungefähr 8 Fuß hoch, 6 Fuß lang und eben so breit, mit Marmor ausgelegt und mit Gemälden geschmückt. Der in Stein gehauene Sarg ist 2 Fuß 4 Zoll hoch, 6 Fuß 3 Zoll lang und beinahe 3 Fuß breit und nimmt die Hälfte des Raumes der Grotte ein. Er steht rechts am Eingange, das Haupt gegen Abend und die Füße gegen Morgen gerichtet. Bonifacius von Ragusa ließ um das Jahr 1555, da er eben Guardian des heiligen Grabes war, mit Erlaubniß sowohl des türkischen, als auch des römischen Kaisers und des Papstes Paul IV. diesen Sarg mit dem feinsten weißen Marmor bedecken, damit derselbe weder durch den unbescheidenen Andachtseifer der Pilger zertrümmert und stückweise in andere Länder getragen, noch von dem herabtriefenden Oele der über dem Heiligthume brennenden Lampen besleckt werde. Denn sowohl die Lateiner und Griechen, als auch die Armenier und Kopten hängen in der heiligen Kapelle brennende Lampen vom feinsten Silber und Golde auf, deren Zahl sich gewöhnlich auf 48 beläuft, an Festtagen aber bis gegen 300 anwächst. Der Rauch, der von diesen Lampen, die Tag und Nacht brennen, ausgeht, zieht durch drei in dem Gewölbe angebrachte Oeffnungen hinaus. Schreitet man aus der Grotte in die Vorhalle hinaus, so gewahrt man am Eingange derselben einen Stein, aus dem nämlichen Felsen gehauen, aus welchem das Grab besteht, der 2 Fuß im Quadrat hält und auf einen 3 Fuß hohen marmornen Schaft ruht, auf welchem der Engel am Tage der Auferstehung saß, als er den Frauen, die da kamen,

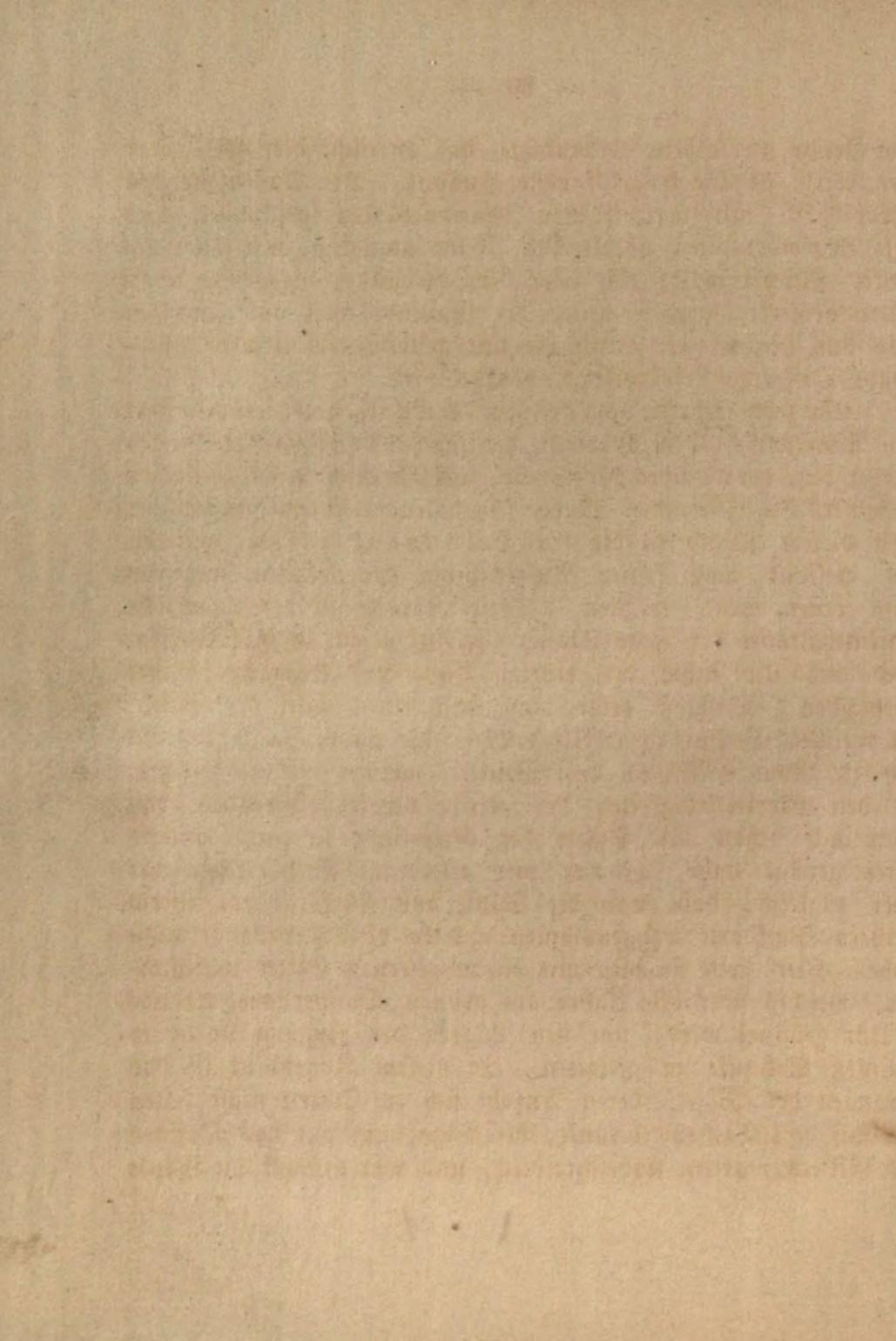


*E. Boehl del.*

*L. expug. d. Englische Kunst Anstalt.*

*A. H. Payne sc.*

KAPELLE ÜBER DEM HEILIGEN GRABE.



um Jesum zu salben, verkündigte, daß er nicht hier sei. Daher wird sie die Engelskapelle genannt. Die Außenseite des Grabes ist mit verschiedenen Marmorsäulen geschmückt und mit Marmorplatten überkleidet. Eine achteckige, mit Blei gedeckte Kuppel wölbt sich über dem Gebäude, das, wie schon oben bemerkt, gerade unter der Rotunde steht und zuweilen von dem Regen, der durch die mit geflochtenem Drathe überzogene Oeffnung hereindringt, benetzt wird.

Vierzehn Schritte vom heiligen Grabe gegen Mitternacht steht ein Altar von grauem Marmor, der ungefähr drei Fuß im Durchmesser hat, gerade über der Stelle, wo Christus in Gestalt eines Gärtners der weinenden Maria Magdalena erschien. Gegenüber von diesem Altare ist die Erscheinungskapelle, woselbst der Heiland nach seiner Auferstehung der heiligen Jungfrau zum ersten Male erschien. Diese Kapelle ist der eigentliche Aufenthaltort der Franziskaner, in ihr lesen sie ihre Messen, und aus ihr führt der einzige Aus- und Eingang in ihre Gemächer. Dasselbst zeigt man auch eine Hälfte der Säule, an welcher Christus gezeißelt wurde; die andre Hälfte befindet sich zu Rom. Als ich dem Priester, welcher mir als Führer zu den Merkwürdigkeiten der Kirche diente, einwendete, daß man mir schon die Stätte der Geißelung an einem andern Orte gezeigt habe, gab er mir allerdings Recht, sagte mir aber zugleich, daß man die Säule aus Fürsorge von ihrem frühern Standorte weggenommen und in diese Kapelle gebracht habe. Hier steht sie nun mit einem eisernen Gitter umschlossen, welches nur alle Jahre am grünen Donnerstage Abends 8 Uhr geöffnet wird, um den Pilgern den Zugang zu dieser heiligen Reliquie zu gestatten. In diesem Augenblick ist das Drängen der Pilger, deren Anzahl sich zu Ostern nicht selten bis auf acht Tausend beläuft, die Tage lang auf das Oeffnen des Gitters warten, unbeschreiblich, und wer einmal die Säule

begrüßt hat, findet nicht leicht den Rückweg wieder, wenn er nicht über das Gitter hinweg in die dichten Reihen der Menschen hinabspringt, die auf den zu dieser Kapelle führenden Stufen ungeduldig harren. Die wenigen Stunden dieses Tages ausgenommen ist die Säule das ganze Jahr verschlossen, und wer sie außer dieser Zeit begrüßen will, kann dieses nur mittels eines spanischen Rohrs, auf dem sich ein silberner Knopf befindet, mit welchem man durch eine Oeffnung des Gitters die Säule berührt. Der Pilger bekreuzt sich, küßt den Knopf und glaubt sich nun von allen Sünden gereinigt.

Geht man von dieser Stelle wieder zurück, bis man zu der kommt, wo Christus der Magdalene als Gärtner erschien, und geht sodann etwas links gewendet 15 Schritte gerade aus, so gelangt man in ein Gewölbe, welches etwa 6 Fuß im Quadrat hält und das Gefängniß des Herrn genannt wird, weil man ihn an diesem Orte so lange verwahrt haben soll, bis das Loch zur Errichtung des Kreuzes gegraben war. Nicht weit von hier und zwar zur Linken befindet sich wiederum eine andere, 10 Fuß lange und 6 Fuß breite Kapelle, welche über der Stelle errichtet wurde, wo die Kriegsknechte dem Heilande die Kleider auszogen und das Loos darum warfen. Verläßt man diese Kapelle und geht links durch die Pforte der Kirchenmauer, so kommt man auf 30 abwärts führenden Stufen in ein unterirdisches, in Felsen gehauenes Gewölbe, zu der Kapelle der heiligen Helena. Sie ist ziemlich geräumig, mit einer Kuppel überwölbt, die auf vier ungleichen Säulen ruht und auf der Stelle erbaut, wo die Heilige betete, als sie das Kreuz suchen ließ, welches schon über 300 Jahre verschüttet war. In derselben Kapelle rechts, aber 12 Stufen tiefer, ist der Ort, wo das Kreuz, die Nägel, der Speer und die Dornenkrone gefunden worden sein sollen. Nahe bei dieser Treppe, dem Calvarienberge zu, tritt man in eine 7 Fuß

lange und 5 Fuß breite Kapelle, unter deren Altar die Säule steht, auf welcher Christus saß, als er, von den Juden verhöhnt, ins Angesicht geschlagen und mit der Dornenkrone gekrönt wurde. Sie besteht aus grauem, schwarzgeflecktem Marmor und heißt die Säule der Beschimpfung. Zwölf Schritte nördlich von dieser Kapelle kommt man auf einer engen Stiege von 18 Stufen auf den Calvarienberg zu dem Orte zurück, wo sich die Höhlung des Kreuzes befindet. Ganz nahe dabei ist der Ort, wo die Kreuze der beiden Missethäter standen, das des Reumüthigen gegen Norden, das des Verstockten gegen Süden, so daß der erste dem Heilande zur Rechten hing, dessen heiliges Antlitz gegen Sonnenuntergang sah, während der Rücken der Stadt zugekehrt war.

Somit hätten wir die Wanderung durch die Kirche des heiligen Grabes vollendet, und es bleibt uns nur noch eine nähere Beschreibung der Kirchen und Kapellen übrig, welche die christlichen Religionsparteien, die Anspruch auf das heilige Grab machen, in der Kirche desselben besitzen.

Die Lateiner (römisch-katholische Christen) betrachten sich als die eigentlichen Herrn des Calvarienberges und insbesondere als Inhaber der heiligen Orte, wo man das Kreuz entdeckte, wo der Leichnam Jesu gesalbt wurde, und wo der Auferstandene den trauernden Jungfrauen erschien. Ihre Kirche ist in dem Kloster, das sie in der Kirche des heiligen Grabes haben, und ihre Glaubenssätze sind bekannt. Vor allen andern Religionsparteien zeichnen sie sich durch milden Sinn, wahre Andacht und vorzüglich durch die Gastfreundschaft aus, mit welcher sie trotz ihrer beschränkten Mittel jeden Pilger ihres Glaubens bewirthen.

Nach ihnen sind die Griechen zu nennen, deren Kirche auf dem schönsten Plage des heiligen Berges steht. Sie ist prächtig ausgeschmückt, mit Gemälden und Statuen geziert und

mit Vergoldung überladen. In dem großen Dome ist ihnen der Chor als eigenthümlich angewiesen, wo sie Messe lesen und ihre Ceremonien verrichten. In der Mitte ihrer Kirche ist ein kleiner Kreis von Marmor, in welchem eine Säule steht, welche von ihnen für den Mittelpunkt der Erde ausgegeben wird. Ihre Glaubenssätze sind im Wesentlichen nur wenig von denen der Katholiken verschieden, und die Trennung beider Kirchen, die in der Mitte des eilften Jahrhunderts stattfand, war blos ein Ergebnis des beiderseitigen Ehrgeizes, der die Geistlichkeit des Abendlandes, wie die des Morgenlandes antrieb, sich über die andre zu erheben. Seit dieser Zeit sind beide Kirchen von einander bis diese Stunde im Allgemeinen getrennt geblieben, doch haben sie sich an einigen Orten in Palästina und vorzüglich in Galiläa vom Anfang an nicht getrennt oder sich wieder vereinigt. Dennoch bedienen sie sich in der Messe des Brodes, empfangen das Abendmahl in beiderlei Gestalt und schließen verheirathete Männer vom Sakrament der Priesterweihe nicht aus. Zum Unterschiede von den Katholiken bestreiten die Griechen, daß der heilige Geist vom göttlichen Sohne ausgehe; sie reichen neugeborenen Kindern das Abendmahl; ihr Gottesdienst besteht meist nur in Gesängen, die der Priester vorsingt und der Chor wiederholt; sie erheben ihren Patriarchen über den Papst und erlauben ihren Priestern, sich einmal zu verhehelichen. Zu ihren vielen Ceremonien gehören die strengen und häufigen Fasten, wodurch sie sich dem Himmel wohlgefällig zu machen suchen, doch treiben sie damit nur Heuchelei, denn ich habe selbst gesehen, wie die Mönche des Berges Sinai manches abgeschlachtete Schaf während der Fastenzeit über die Mauer zogen, dessen Fleisch sie gewiß nicht ihren Katzen zum Frühstück vorgesetzt haben. Zu ihren hauptsächlichsten Mißbräuchen gehören, daß ihre Priester den Reichthümern öfter starke Geldbußen auflegen, weshalb

diese natürlich um so seltener zur Beichte gehen; ferner: daß sie auf dem Altare, an welchem ein lateinischer Priester Messe gelesen, nicht eher ein Messopfer bringen, als bis der Altar mit Essig gesäubert und neu geweiht ist, und vor Allem, daß sie mit dem Osterfeuer einen schändlichen Betrug treiben, wie weiter unten erzählt werden wird.

Die Armenier besitzen in der Kirche des heiligen Grabes die unterirdische Helenenkapelle, sowie die Stätte, wo die Kriegsknechte über die Kleider des Heilands das Loos warfen. Sie haben ihren Namen von jenem asiatischen Hochlande, welches — jetzt Turkomannien genannt — in das große und kleine Armenien getheilt wird. Ihrem Glauben nach sind sie Monophysiten, d. h. sie erkennen in Christo nur eine Person an und hängen an dieser Lehre mehr aus Unwissenheit, als aus Eigensinn, indem sie die Person mit der Natur verwechseln und diese beiden Dinge nicht genugsam zu unterscheiden wissen. Mit ihren sonstigen Gebräuchen gehören sie der griechischen Kirche an, fasten häufig und streng, sind sehr dienstfertig, aber von Charakter hinterlistig, feig und eigennützig.

Zu Verein mit den Kopten besitzen die Abyssinier an der Westseite des heiligen Grabes eine kleine, geschmacklos verzierte Kapelle, letztere außerdem noch die Kapelle, in der die Säule der Geißelung steht.

Die Kopten, Nachkommen der alten Aegyptier, die ihren Namen von der ägyptischen Stadt Kopto herleiten, sind eigentlich der griechischen Kirche angehörig, haben sich von dieser durch monophysitische Glaubensansichten getrennt, und stehen unter einem Bischof, der in Kairo residirt und sich weder verheirathet, noch Fleisch isst. Sie lassen neben der Taufe auch die Beschneidung zu, die sie jedoch als ein zur Seligkeit nicht nothwendiges Mittel betrachten, brennen ihren Kindern

mit einem glühenden Eisen das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn und fasten nur dreimal im Jahre.

Die Abyssinier, die aus einem afrikanischen, am Nilstrome gelegenen und von einem Kaiser beherrschten Landstriche abstammen, unterscheiden sich bis auf einige jüdische und mohamedanische Ansichten nur wenig vom Glauben der Kopten. Allein ihr Bischof, der von den koptischen Patriarchen aus einem Ordensgeistlichen gewählt und geweiht wird, bekleidet seine Würde mit einem solchen Ansehen, daß die abyssinischen Kaiser so lange nicht als Landesherren anerkannt werden, bis sie von diesem Bischof die Priesterweihe empfangen haben.

Die Georgier, die zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere wohnen, eignen sich die Stätte zu, wo man den Heiland so lange einsperrte, bis die Höhle gegraben war, in der man das Kreuz aufrichtete.

Die Jakobiten und Nestorianer, aus Chaldäa und Syrien stammend, haben die sogenannte Magdalenenkapelle inne, die an der Stätte erbaut ist, wo der Heiland in Gestalt eines Gärtners der Maria Magdalena erschien; die Ersteren nennen sich nach Jakob Baradäus (Bardai, starb 578), einem syrischen Mönche, der sie bei den kirchlichen Streitigkeiten des sechsten Jahrhunderts zu einer selbstständigen Religionspartei vereinigte. Sie haben ebenfalls monophysitische Glaubensansichten, und zwar nach der Lehre des Bischofs Nestorius, der die beiden Naturen in Christo aufhebt und nur die menschliche in ihm anerkennt. Sie haben sich über ganz Asien zerstreut und werden in Ostindien „Thomas-Christen“ genannt.

Neben diesen letztgenannten Sekten, deren Anhänger nur in unbedeutender Anzahl vorhanden sind, findet man in Jerusalem auch einzelne Maroniten, die im Wesentlichen der römischen Kirche beistimmen und nur an einzelnen alten Gebräuchen festhalten, die jene Kirche nicht mehr anerkennt. Sie

wohnen auf dem Libanon, sind aber in den neuesten Kriegen zwischen der Türkei und Aegypten meist aus ihrer Heimath vertrieben.

Dieses sind die einzelnen Parteien der christlichen Kirche, welche am heiligen Grabe einen Antheil haben, und man sollte meinen, sie müßten an diesem, der göttlichen Liebe allerheiligsten Orte in der innigsten Freundschaft und Eintracht zusammen leben. Aber dem ist keineswegs so. Vielmehr sind sie stets unter einander uneinig, betrachten sich mit argwöhnischen, neidischen Augen, streiten um den Vortritt, und nicht selten bricht ihr innerlich verhaltener Grimm in offene Feindseligkeiten aus, und sie entweihen durch die gemeinsten Rohheiten den heiligen Tempel. Ich selbst bin Zeuge eines solch empörenden Austritts gewesen, den ich weiter unten ausführlich mittheilen werde.

Nur eine kurze Zeit des Jahres hindurch bietet Jerusalem das Bild einer lebenden, bewegten Stadt dar, und das ist während der Fastenzeit. Acht und nicht selten zehn Tausend griechische, armenische, russische und syrische Pilger drängen sich um diese Zeit in dem Schmutze der engen Straßen auf und ab, alle Kaufläden, deren zwar nur wenige sind, werden geöffnet und stellen ihre besten Waaren zur Schau. Aber unter dieser bunten Hülle der Bewegung und des Lebens steht die elende, nackte Wirklichkeit hervor. Die alte Königsstadt ist dann eine geschmückte Leiche, deren wahre Züge eine trügerische Maske bedeckt, die aber abfällt, sowie das heilige Osterfest vorüber ist. Die Kaufläden schließen sich großen Theils wieder, die Straßen werden öde, der Tod ergreift wieder Besitz von seinem ihm auf Augenblicke entrissenen Opfer, und wenn man diese Zeit ja einige Personen sieht, so ist es meist nur auf den flachen Dächern der Häuser, wo sie halbnackt in der Sonne sitzen und sich vom Ungeziefer reinigen.

Die Charwoche des Jahres 1834 war eine der belebtesten, und in jeder, auch in der geringsten Hütte hatte sich ein Pilger einquartirt, um Theil zu nehmen an den Prozessionen und heiligen Handlungen, die um diese Zeit an jedem heiligen Orte begangen werden. Ich war täglich in der heiligen Grabkirche und einst Zeuge einer rührenden Scene. Am Morgen des Sonnabends, welcher dem Palmsonntage vorausging, war ein griechischer Pilger in Jerusalem angekommen und hatte sich einem Zuge angeschlossen, der sich eben nach dem heiligen Grabe begab. Dies zu sehen, war der einzige Zweck seiner weiten Pilgerfahrt, und betend kniete er vor demselben, ohne es zu wissen. Als er in einem Augenblicke seinen Nachbar fragte: wo denn nun eigentlich das heilige Grab sei? und dieser ihm auf Griechisch antwortete: „Oesto!“ (hier!), sank er mit einem Blicke der reinsten Verklärung im Auge leblos zu Boden. Ich stand nur sechs Schritte von ihm entfernt und eilte mit Andern herzu, um ihm wieder aufzuhelfen, aber vergebens; sein Geist war entflohen. Er ruht unweit des Berges Zion auf dem Löpferacker, den einst die Priester für die dreißig Silberlinge kauften, für welche Judas den Heiland verrieth, und der gegenwärtig der Begräbnißplatz der Pilger ist.

Zu dieser rührenden Scene inniger Glaubensseligkeit wurde am Nachmittage desselben Tages ein empörendes Gegenstück geliefert. Die Katholiken hatten eben ihre Prozession beendet und waren in ihre Kapellen zurückgegangen, als, der kirchlichen Ordnung gemäß, die Griechen vortraten, um ihre Ceremonie zu beginnen. Mit ihnen zugleich waren aber auch die Armenier, obgleich die Zeit ihrer Andacht noch nicht gekommen war, hervorgetreten, und statt des Gebetes und der kirchlichen Feier begann ein Zank um den Vorrang, der immer heftiger wurde, bis sich endlich die Hände der beiden Parteien, die sie nur zum Gebete falten sollten, zu Fäusten zusammen-

ballten, und eine gräßliche Schlägerei begann, wie ich noch keine gesehen und auch nie wieder an einem solchen Orte sehen möchte. Sogleich beim Beginn derselben hatten die Katholiken, in der Meinung, der Auflauf gelte ihnen, die Thüren ihrer Zellen verriegelt. Diejenigen, welche an dieser Nothheit keinen Theil nehmen wollten, und unter ihnen auch ich, flüchteten eilig durch einige innere Gemächer nach der Gallerie, die sich innerhalb der Kuppel um das Gebäude zieht, und sahen von oben herab, ohne Gefahr, etwas davon zu tragen, auf das wilde Getümmel. Etliche Tausend Menschen, von denen einer ärger schreit als der andre, sind im wüthendsten Handgemenge. Ein griechischer Priester zieht die Schuhe aus und haut damit wacker drein, andre zerbrechen die Stangen, womit man die Lampen anzündet und auslöscht, und ein riesenhafter Armenier faßt eine solche und schlägt damit so gewaltig auf die glattgeschorenen, nur auf dem Scheitel von einem kleinen Büschel Haare bedeckten Köpfe seiner Gegner, daß augenblicklich dicke Blutstrahlen aus den Wunden springen und Kleider und Gesichter der Kämpfenden röthen. Von der Gallerie herab wirft ein Priester, der sich mit uns dahin geflüchtet hat, ein Brett in die Kirche, das Mehreren auf die nackten Köpfe fällt und zerspringt. Sogleich beginnt ein wüthender Kampf um dasselbe, denn jeder trachtet darnach, ein Stück davon als Waffe zu erhalten. Endlich erscheinen die Türken, um durch ihr Ansehen den Streit zu schlichten, und schon ist eine Vermittelung ihrerseits zu Stande gekommen, als ein kleiner Grieche mitten durch sie hindurch auf die Armenier losspringt und so den Kampf von Neuem entflammt. Plötzlich ist der Anstifter unter den Armeniern verschwunden, und ich kann nicht sagen, ob er mit dem Leben davon gekommen ist. Seine Glaubensbrüder aber stürzen ihm nach, und der Kampf wüthet mit einem Male weit schrecklicher als zuvor. Einige, die es

müde zu sein scheinen, länger daran Theil zu nehmen, wollen entfliehen, aber es ist unmöglich, da die Thüren, wie gewöhnlich während des Gebetes, verschlossen sind, und die Türken sich hüten, sie zu öffnen! denn draußen stehen Tausende, die nur darauf warten, eingelassen zu werden, um sogleich für und wider die Streitenden Partei zu ergreifen. Indessen ist nach Soldaten geschickt worden; sie sind angekommen und haben von der Kirchthüre an bis zur Hauptstraße zu beiden Seiten ein Spalier gebildet. Der Anführer derselben, ein Italiener, der den türkischen Glauben angenommen (Renegat), tritt mit etwa sechzig Mann in die Kirche vor den Eingang der Katholiken und weidet mit hämischer Schadenfreude sein Auge an dem Kampfe, der eben mit der größten Hestigkeit wüthet. Erst nachdem er sich an dem traurigen Anblicke genugsam ergötzt, ließ er seine Soldaten vermittelnd einschreiten und den Anwesenden befehlen, die Kirche zu verlassen. Sie gehorchten um so lieber, als ihre Kräfte erschöpft zu sein schienen. Langsam schritten sie durch die Reihe von Soldaten. Ein hinter mir gehender Italiener prahlte gegen seinen Nebenmann, einen Priester, mit seinen vollführten Großthaten. Eben war er im Begriff, ihm zu zeigen, wie er seinen Stockdegen habe ziehen und damit einen erstechen wollen, als das bethauernde Per Dio santo! (bei Gott dem Heiligen) ihm auf den Lippen erstarb, denn der Kolbenschlag eines Soldaten traf ihn und seinen Gefährten so stark, daß Beide zu Boden stürzten. Wie der Priester dazu kam, weiß ich nicht, der Italiener erhielt ihn aber nicht unverdient. Als nämlich am Morgen desselben Tages die Lichter zur Prozession unter die Pilger vertheilt wurden, stand derselbe Mensch neben einem Mecklenburger Maurer. Der Letztere erhielt früher ein Licht, als der Italiener. Da rief dieser zürnend dem Priester zu: „Dieser ist ein Protestant, warum geben Sie ihm früher ein Licht als mir?“ Aber der

würdige Priester antwortete in dem Sinne seines Herrn und Meisters: „Alles eins hier, er ist so gut ein Christ wie du, und wie du gekommen, um zu sehen die heiligen Orte unsers Herrn Jesu Christi.“ Zum Glück verstand der Mecklenburger von der italienischen Rede kein Wort, sonst wäre es gewiß schon hier zu unangenehmen Ausritten gekommen. Denn als ich nach beendigtem Gottesdienste ihm den Vorfall erzählte, ward er böse auf mich, daß ich ihm das nicht an Ort und Stelle gesagt habe, und schwur dem Italiener Rache. Einige Tage gingen vorbei, ohne daß er an die Ausführung seines Planes dachte, bis er endlich am grünen Donnerstage, an welchem, wie schon bemerkt, den Pilgern der Zutritt zu der Säule der Geißelung gestattet wird, schon um Mittag das Kloster verließ. Abends traf ich ihn etwas betrunken in der Kirche. Der Italiener stand vor ihm, und mein Mecklenburger war eben im Begriff, mit den Worten. „Warte, dir will ich den Protestanten anstreichen!“ auf Jenen loszuschlagen, als ich noch zur rechten Zeit seinen Arm erfaßte und ihn fast mit Gewalt aus der Kirche zog. Am andern Morgen hielt ich ihm sein schändliches Beginnen vor, allein er konnte sich auf nichts mehr besinnen. Endlich, da ich ihm meine Aussage betheuerte, schlug er sich reuevoll an die Brust, rannte wie verzweifelt mit dem Kopfe vor die Wände, und betete in jeder Kapelle, um von Gott Verzeihung für seine Sünde zu erflehen. Dabei schob er alle Schuld auf die Franziskaner, die ihm die beiden Flaschen Wein, die jeder Fremde im Kloster täglich erhält, zu Mittag vorgesetzt hätten, und beklagte mit Thränen seinen Leichtsin, der ihn außerdem noch zu einem Juden geführt, in dessen Schenke er abermals Wein getrunken habe, der mit Brandwein versetzt gewesen wäre. Aber seine Reue war nicht ernstlich gemeint. Ich überzeugte mich später, daß er Brandwein und Wein mit gleicher Leidenschaft liebte.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Beschreibung der Charwoche zurück.

Am Palmsonntage werden die in einer sinnbildlichen Darstellung der Leidensgeschichte unsres Heilandes bestehenden heiligen Ceremonien eröffnet und beginnen mit der Palmenweihe. Auf einem an der Thüre des heiligen Grabes errichteten Altare liegt ein Haufen Palmzweige, von drei bis sechs Fuß Höhe, welche, mit Weihwasser besprengt, von den Priestern unter die Pilger vertheilt werden. Der Guardian des Klosters und die vornehmsten Priester nach ihm tragen solche mit Blumen, die allerlei heilige Zeichen bilden, geschmückte Zweige. Nach der Vertheilung bewegt sich die Prozession paarweise dreimal und in großer Ordnung um das heilige Grab und sodann um den Stein, auf welchem Christus gesalbt wurde. Dann kehrt sie zu dem Grabe zurück, wo das Hochamt mit der größten Feierlichkeit gehalten wird. Nicht selten befinden sich unter den Pilgern auch einige Türken, die mit ehrfurchtsvollem Verhalten und frommer Andacht den Prozessionen und Ceremonien beiwohnen. Vom Palmsonntag an bis zum grünen Donnerstag werden keine Prozessionen gehalten, und nur Mittwochs, als an dem Tage, an welchem die Juden sich des Heilandes bemächtigten und ihn dem Pilatus überlieferten, wird eine Trauermesse gelesen. Dennoch wird die Kirche weder bei Tage noch bei Nacht von betenden Pilgern leer. Mit dem grünen Donnerstage, als dem Tag der Einsetzung des heiligen Abendmahls, treten die Hauptfeierlichkeiten ein; die Kirche ist prächtig ausgeschmückt, und der Zudrang der Gläubigen, der Neugierigen und der Türken noch stärker, als am Palmsonntage. Um neun Uhr wird ein feierliches Hochamt gehalten, dann findet die Fußwaschung statt und die Priester der verschiedenen Confessionen begehen, jeder nach seiner eigenthümlichen Weise, das heilige Abendmahl, Abends wird das Gitter um die Säule

der Geißelung geöffnet, und die stille Andacht des Tages geht in ein wirres lärmendes Schauspiel über, in welchem man als Mitspieler kaum seines Lebens sicher ist.

Am Morgen des Charfreitages wurde mit den rührendsten Ceremonien das Hochamt auf dem Calvarienberg gehalten; dann nahm eine feierliche Prozeßion ihren Anfang. Um das Andenken an das Leiden und Sterben des Heilands den Gemüthern der Anwesenden tiefer einzuprägen, wird dieses, wie schon gesagt, in einer dem Geiste des Orients angemessenen Ceremonie sinnbildlich vor Augen gebracht. Ein Priester stellt den Pilatus vor und spricht das Urtheil über einen Jüngling aus, der mit Purpurmantel und Dornenkrone geschmückt die Rolle des Heilands übernommen hat. Nach Fällung des Richterspruches wird dem Verurtheilten das Kreuz aufgebürdet, und er geht langsam nach Golgatha zu. Während dieser Zeit halten die Priester Reden und Gebete, oder lesen einzelne Abschnitte aus der Leidensgeschichte vor. Auf Golgatha angekommen, wird das Kreuz, südlich von der Stelle, die es tragen soll, hingelegt, und eine menschliche Figur von natürlicher Größe, mit beweglichen Gliedern, die Dornenkrone auf dem Haupt und Blutspuren im Angesicht unter lautem Schluchzen der knieenden Menge an dasselbe genagelt. Sodann wird das Kreuz aufgerichtet und hinter den Altar gestellt, der über der Höhle, die das wahre gehalten, erbaut ist. Um die siebente Stunde des Abends steigen zwei Geistliche, die den Nicodemus und Joseph von Arimathia vorstellen, zur Höhe des Kreuzes hinan, nehmen die Dornenkrone ab und ziehen die Nägel aus Händen und Füßen, während einige Mönche den Leib mit unter die Arme geschlungenen, weißen Binden fest halten. Und so wie das blutige Haupt sich neigte, ein Arm nach dem andern schlaff herunter sank, da warf sich alles auf die Knie nieder, und eine Grabesstille, nur von

Schluchzen und Seufzern durchbebt, herrschte in den heiligen Räumen. Diese Feierlichkeit gewährt den erhabensten Anblick durch die Kinder von sechs bis vierzehn Jahren, die weiß gekleidet, jedes mit einer brennenden Wachskerze in der Hand, paarweise das Kreuz umstehen, und ist über alle Beschreibung rührend. Auch in meinen Augen glänzten Thränen, aber sie galten nicht dem hölzernen, von Menschenhänden gefertigten, Bilde, sondern dem Urbilde der Liebe, das in dieser Stunde sein Leben für uns geopfert hat. Eine Predigt in italienischer Sprache, die nur Wenige verstanden, weil die orientalischen Christen meist arabisch sprechen, feierte diesen unvergeßlichen Augenblick. Nach Beendigung derselben setzte sich die Prozession paarweise, voran die Kinder, dann die Priester, wieder in Bewegung. Ein Geistlicher trug in einer silbernen Schüssel die Dornenkrone und die Nägel, und vier andere das Bildniß des Heilands in einem Leinentuche. Bei dem Steine der Salbung angekommen, wurde es auf denselben, das Haupt auf ein Rissen, niedergelegt, und wie einst Joseph, Nicodemus und die heiligen Frauen den wirklichen Leichnam des Heilands, so salbten jetzt die Priester das Bildniß desselben mit wohlriechenden Salben und Essenzen, die in Gefäßen auf den vier Ecken des Steines standen. Nach Beendigung dieses frommen Gebrauches wurde das Bildniß unter einem leisen Trauergesang auf die Marmorplatte des heiligen Grabes niedergelegt, und die Ceremonie mit einer Rede geschlossen. Das war die Feier des stillen Freitags, die sonst öffentlich vom Richthause des Pilatus an durch die Schmerzensstraße nach Golgatha zu stationsweise gehalten, aber in dieser Weise von Ibrahim Pascha in neuerer Zeit verboten worden ist.

Den andern Morgen, am Charsamstage, wird von den Franziskanern vor dem heiligen Grabe Messe gelesen, und sodann das Wasser, welches aus dem Jordan herbeigeschafft wird,

zu Taufen und andern kirchlichen Ceremonien feierlichst eingeweiht. Gegen 10 Uhr nimmt abermals eine feierliche Prozession ihren Anfang, und die Theilnehmer gehen paarweise, jeder eine brennende Wachskerze in der Hand — die Fremden mit einer, worauf die Kreuzigung gestempelt ist — zu den einzelnen Stationen in der Kirche. Die erste ist da, wo die Kriegsknechte das Loos um die Kleider des Heilandes warfen; die zweite, wo die Säule steht, an welcher man ihn krönte; die dritte, wo man ihn an das Kreuz nagelte; die vierte, wo das Kreuz aufgerichtet wurde; die fünfte am Steine der Salbung; die sechste vor dem heiligen Grabe, und die siebente, wo der Heiland nach der Auferstehung der Maria Magdalena erschien. An diesen verschiedenen Stationen werden Predigten abwechselnd in lateinischer, italienischer, spanischer und arabischer Sprache gehalten. Ich kann nicht umhin, hier eines sogenannten Wunders zu erwähnen, mit welchem die Griechen an diesem Tage ihre Anhänger auf eine höchst plumpe Weise betrügen. Den alten Gebrauch der lateinischen Kirche, an diesem Tage das heilige Feuer aus einem Kieselsteine zu schlagen, verspotteten sie und suchten ihre Anhänger glauben zu machen, Gott sende ihnen, als seinen Günstlingen, das Feuer unmittelbar aus dem Himmel herab.

Die darauf Bezug habende Sage ist mir von einem Franziskaner-Mönche folgendermaßen erzählt worden. Am Ende des zweiten Jahrhunderts stand ein gewisser Marcß der Kirche zu Jerusalem vor. Dieser befahl seinem Diakonus an einem Charfsamstage die Kirchenlampen mit Del zu füllen, damit zum Osterfeste die Kirche beleuchtet werden könne. Dieser aber schüzte sowohl Mangel an Del als an Geld vor. Da ließ der heilige Bischof Wasser in die Lampen gießen, voll Vertrauen, daß Gott sich hier in einem Wunder offenbaren werde und siehe! das Wunder geschah. Das Wasser in den Lampen

ward in Del verwandelt, und diese ohne Zuthun eines Menschen von einem himmlischen Feuer angezündet. Dieses Wunder erneuerte Gott auch in den folgenden Zeiten, und noch zur Zeit der Könige von Jerusalem wurden die Christen mit diesem Feuer auf folgende Weise begnadigt. Am heiligen Vorabende versammelte sich der König mit den Großen seines Reiches und aller Geistlichkeit in dem Tempel des heiligen Grabes, und Alle riefen mit vereinter Stimme zu Gott, daß er auch sie mit dem wunderbaren Feuer erfreuen möge, und nach langen Gebeten und Flehen wurden sie dieser himmlischen Gnade theilhaftig. Nach den Zeiten der Könige von Jerusalem war Gott mit diesem Wunder weniger freigebig, und die Christen lagen oft den ganzen Tag und die halbe Ofternacht in Gebet und Thränen, ehe das Wunder geschah.

Nach der Zeit wurde das heilige Grab den Kopten und Abyssiniern anvertraut, und bald darauf erhielten auch die Griechen durch vieles Geld einen Wohnort im Tempel des heiligen Grabes. Diese aber wurden von den Muhamedanern verhöhnt und verspottet, da sie nicht im Stande waren, durch ihr Gebet das göttliche Feuer vom Himmel zu erhalten. Um solcher Spöttelei ein Ende zu machen, nahmen sie ihre Zuflucht zur List, mit welcher sie bis zum Jahre 1834 das leichtgläubige Volk betrogen und den Pilgern die Ehre, der Erste zu sein, der seine Fackel am heiligen Feuer anbrennen könnte, um 1000 Dukaten verkauften. So weit die Worte des Franziskaners.

In der Ofternacht, die ich im Tempel zubrachte, ließen sie von einem Türken alle Lampen des heiligen Grabes auslöschten und den Eingang zum heiligen Grabe, in welches sich der griechische und armenische Patriarch begaben, bewachen. Andre Priester standen an der Thüre und redeten zum Volke, daß auf den Knien lag und: „Gott, erhöre uns! Gnädiger

Gott, erhöre uns!“ rief und ungeduldig auf die Erfüllung des Wunders harrte. Endlich kam die Nachricht, daß das himmlische Feuer so eben vom Himmel herabgekommen sei, und sogleich wurden alle Lampen wieder angezündet, und der Patriarch trat aus der Thüre und zeigte dem staunenden Volke zwei von der himmlischen Flamme entzündete Wachskerzen. Und hierauf strömte die Menge in die Kirche, um sich ebenfalls ihren Antheil vom heiligen Feuer zu holen. Außer diesen Betrügereien charakterisirt die Griechen noch ihre niedere Gesinnung gegen die Lateiner, so daß sie sich öfter nicht entblöden, die Bilder zu beschmutzen, die in den Kapellen derselben hängen, die Lampen auszulöschen, die jene an heiligen Stätten zu unterhalten haben, und selbst die schöne Orgel der Franziskaner dadurch zu beschädigen, daß sie einzelne Pfeifen gewaltsam aus derselben herausbrechen. So handeln christliche Priester an der Stelle, wo ihr Herr und Meister gestorben, begraben und auferstanden ist. Darf man sich wundern, wenn sie von den Türken verachtet werden?

Ein seltener Zeuge bei dieser heiligen Feuer-scene war Ibrahim Pascha, auf den jedoch das Wunder seine Wirkung so gänzlich verfehlte, daß er es vielmehr für eine Gotteslästerung hielt und den Griechen befahl, es für alle künftige Zeiten einzustellen. Und so bin ich wohl einer der letzten Europäer gewesen, welche die Erscheinung dieses berühmten Wunders mit eigenen Augen gesehen haben. In der Nacht von dem Sonnabende auf den Sonntag sind alle Pilger im schönsten Schmucke in der Kirche, so weit sie dieselbe fassen kann. Ein jeder hält eine Fackel in der Hand, ebenso die Weiber und Kinder, die auf den geräumigen Gallerien Platz genommen haben. Ein Halleluja nach dem andern ertönt in den heiligen Hallen, die von einem Glanz- und Duftmeere durchwogt sind. Bietet die Kirche in dieser Nacht schon einen über alle Be-

schreibung prächtigen Anblick dar, so noch mehr am Oftermorgen, wo das Auge von dem Glanze des Goldes, der Edelsteine, der Leuchter, Lampen, Kreuze, die in der Kirche aufgehängt, und der kostbaren Ornate, mit welchen die Priester bekleidet sind, wahrhaft geblendet wird. Am Eingange des heiligen Grabes ist ein Altar errichtet, der an Reichthum der Bekleidung Alles übertrifft, was ich noch je Prächtiges gesehen, und daran hält der Guardian des Klosters das Hochamt und reicht sodann das Abendmahl den Pilgern und Gläubigen, die paarweise zum Tische des Herrn treten. Ein feierlicher Segen schließt den Gottesdienst. Aber damit sind die heiligen Handlungen nicht geendet; vom Morgen bis Abend erschallen freudige Gebete, und selbst in der Nacht ertönt die Kirche noch von freudigen Hymnen und Lobgesängen.

Außer der Kirche des heiligen Grabes befinden sich in Jerusalem noch einige Klöster der verschiedenen christlichen Confessionen. So haben die Griechen ihr Hauptkloster zunächst am heiligen Grabe, das sich durch seine Räumlichkeit und Reinlichkeit auszeichnet. Von der Terrasse derselben führt ein bedeckter Gang über ein gewölbtes Thor nach der Terrasse des Calvarienberges, so daß man von Außen mittels eines Fensters an dem Gottesdienste Theil nehmen kann, wenn man sich verspätet hat.

Vor vielen Jahren hatten die Lateiner ihren Sitz außerhalb der Stadt auf dem Berge Zion an dem Orte, wo Jesus mit den Jüngern das letzte Abendmahl feierte. Seitdem aber die Türken dieses Kloster in eine Moschee verwandelt haben, wohnen die Franziskaner in der Stadt in dem Kloster St. Salvator, das, wie ich schon oben angegeben habe, am westlichen Ende der Stadt und nur 220 Schritte von der Kirche des heiligen Grabes entfernt liegt. Es ist mit einer hohen, starken Mauer umgeben und dadurch in den Stand gesetzt, sich

wider die ersten Angriffe eines so unruhigen Volkes, wie die Türken sind, zu vertheidigen. In einem engen Hofe stehen die Gebäude sehr unregelmäßig umher, allein ihre innere Einrichtung ist trotz der vielen Zellen so bequem, daß 70 Franziskaner und auch noch eine gewisse Anzahl fremder Pilger Platz darin finden. In der 20 Fuß langen Klosterkirche, an welcher Spanier, Italiener, Franzosen, Araber und Deutsche — von Letztern kamen jedoch nur wenige und selten nach Jerusalem — Antheil haben, wird in der Frühe jedes Morgens öffentlich Messe gelesen, und darin werden auch die Kinder der arabischen Christen getauft. Von der Terrasse des Klosters hat man eine umfassende Aussicht auf die Stadt und die Umgegend. Unweit des Klosters steht das von mir schon mehrfach erwähnte „neue Haus“ (casa nuova), welches zur Aufnahme der Pilger dient, wenn die Zellen des Klosters dieselben nicht mehr fassen können. Reiche Pilger entrichten den Franziskanern ein Gewisses für Kost und Wohnung, ärmere erhalten Beides von den gastfreundlichen Mönchen für einen Monat frei.

Unweit des Berges Zion haben die Armenier ein reiches, geräumiges Kloster, das allein gegen 800 Pilger fassen soll und „St. Jacob“ genannt wird, in Besitz. Es soll auf der Stelle erbaut sein, wo Herodes den Jacobus, den Bruder des Johannes, enthaupten ließ. Das Kloster enthält drei Kirchen, und die Hauptkirche, deren Kuppel auf vier Säulen ruht, soll genau auf dem Platze stehen, wo der Heilige den Märtyrertod erlitt. Die Kirche ist reich verziert, und am Tage des Heiligen lesen daselbst die Franziskaner, mit Bewilligung der Armenier, am Altare eine feierliche Messe. Die zweite Kirche nimmt den Platz ein, auf welchem das Haus des Hohenpriesters Kaiphas stand, die dritte den, wo der Hohepriester Ananias gewohnt haben soll. Unter dem Altare der zweiten Kirche zeigt man den Stein, womit Joseph von Arimathia

das Grab des Heilands verschloß, und im Vorhofe derselben einen Drangenbaum, der an der Stelle stehen soll, wo Petrus seinen Herrn und Meister verleugnete.

Die andern christlichen Parteien haben keine eignen Klöster, sondern nur, wie wir bereits oben angeführt haben, einzelne Kapellen in der Kirche des heiligen Grabes.

Leicht könnte ich die Beschreibung der Stadt Jerusalem noch weiter ausdehnen, wollte ich alle die einzelnen Merkwürdigkeiten aus der alttestamentarischen Zeit anführen und alle die hundert Orte nennen, an welche die Sage eine heilige Erinnerung knüpft. Aber es sind ja doch alles nur Sagen, von den Mönchen und Priestern erfunden, um die Leichtgläubigkeit des Volks zu täuschen. Man muß bedenken, daß der römische Kaiser Titus schon 40 Jahre nach Christi Himmelfahrt die Stadt gänzlich zerstörte, und der Kaiser Hadrian im Jahre 118 keinen Stein auf dem andern ließ, dann die Stadt neu aufbaute und Aelia Capitolina nannte. Kein Jude, also auch kein Christ, durfte in ihr wohnen; auf der Stelle des heiligen Grabes stand ein Venustempel. Und erst die heilige Helena und ihr Sohn Konstantin der Große vertilgten 200 Jahre später die heidnischen Denkmäler und bauten christliche Kirchen. Nach dieser langen Zeit konnte natürlich Niemand mehr einen Ort in der Stadt bestimmen, und man hätte nicht einmal mehr die Stätte des heiligen Grabes gefunden, wenn der Venustempel ihn nicht gezeigt hätte.

Man hört alle diese Sagen und zuversichtlichen Behauptungen der Mönche mit an, und wer Lust hat, sie für historisch erwiesene Wahrheiten hinzunehmen und sich daran zu erfreuen, dem ist es zu gönnen. Es beruht eben Alles auf dem Glauben, und Christus spricht zu dem ungläubigen Thomas: „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“

---

## Nächste Umgebung von Jerusalem.

---

Das Thal Josaphat. — Grabmal der heiligen Jungfrau Maria. — Grotte der Todesangst. — Garten Gethsemane. — Der Delberg. — Moschee auf dem Gipfel des Delbergs. — Bethphage. — Bethanien. — Grab des Lazarus. — Der Berg des Aergernisses. — Die Grabmäler des Absalom, des Josaphat und des Zacharias. — Die Höhle des Jakobus. — Der Felsen des Judas Ischarioth. — Siloah. — Der Brunnen Siloah. — Der Maulbeerbaum des Jesaias. — Der Brunnen des Nehemias. — Das Thal Gehinnom. — Hakedama, der Löpferacker. — Der Berg des bösen Rathes und der Weg nach Bethlehem. — Der Berg Zion. — Das Grab Davids. — Der heilige Speisesaal. — Die Citabelle. — Das Bethlehemer Thor. — Der Berg Sion. — Das Damaskusthor. — Die Grotte des Jeremias. — Die Ebene des Jeremias. — Die Gräber der Könige. — Die Gräber der Richter. — Rundgang um die Stadt.

---

In Bezug auf die historische Wahrheit und die evidenteste Feststellung der heiligen Orte ist man in der nächsten Umgebung der Stadt weit besser daran, als in dieser selbst. Berge und Thäler, Felsen und Quellen sind von den Römern nicht zerstört worden. Hier ist Alles noch, wie es zu Abrahams, zu Davids, zu Jesus Zeiten war, und an jedem Fuß breit Erde haftet eine große Erinnerung, ein heiliger Name.

Treten wir denn zum Stephansthore auf der Ostseite der

Stadt hinaus! Wir stehen sogleich über dem Thale Josaphat, an der Westseite desselben. Nach allen Seiten hin ruht der Blick auf öden, an den Gipfeln abgerundeten und abgeplatteten Bergen, auf einigen entdeckt man in weiter Ferne eingestürzte Moscheen und Thürme. Diese Berge liegen jedoch nicht so eng beisammen, daß sie nicht hie und da Zwischenräume bildeten, durch welche das Auge sich neue Ansichten suchen könnte; aber eben diese Oeffnungen zeigen in der Nähe und in der Ferne nur wieder andre Felsen und Berge, die nicht minder öde und wüst sind, als die im Vordergrunde. Die Thäler, welche Jerusalem umgeben, bilden von drei Seiten gewissermaßen die Stadtgräben, nämlich auf der Ost-, Süd- und Südwestseite. Die Nordwestseite, die längste von allen, zieht sich an ihrem südwestlichen Ende an den letzten Abhängen des Berges Sion hinauf; es ist dies, wie schon angegeben, der neue Anbau, wodurch Golgatha in die Stadt gekommen ist. Das nordwestliche Ende dieser Seite grenzt an die Ebene Jeremias, wovon nachher die Rede sein wird.

Das Thal Josaphat, dessen Name „Gericht Gottes“ bedeutet, scheidet die Stadt Jerusalem von dem Delberge und zieht sich von Norden nach Süden zwischen dem Delberge und dem Berge Morija hin. Es wird vom Bache Kidron durchflossen, der nur 6 Fuß breit, den größten Theil des Jahres hindurch trocken liegt, nur zur Winterszeit durch das von den Bergen ablaufende Wasser und bei starken Gewittern anschwillt und sich nach sechs Stunden Wegs in das todte Meer ergießt. Ueber diesen Bach führen nach der Stadt zwei Brücken. Das Thal hat seinen Namen von Josaphat, König der Juden, der darin begraben liegt, und scheint zu allen Zeiten der Begräbnißplatz für die Stadt Jerusalem gewesen zu sein, denn bei jedem Schritte darin stößt der Fuß auf Denkmäler des Todes alter und neuer Zeit. In der Bibel wird es vom

Bach auch oft das Thal Kidron genannt. Nach diesem Thale sind die Blicke der Juden in der ganzen Welt gerichtet, und viele kommen weither nach Jerusalem, um hier zu sterben und im Thale Josaphat begraben zu werden; denn sie glauben, daß sie dann beim jüngsten Gericht den Vortheil haben werden, zuerst gegenwärtig zu sein und besser gestellt zu werden als andre. An der Westseite des Thales auf steil in die Tiefe abfallenden Felsen ziehen sich die Mauern von Jerusalem hin, nach Osten ist es nördlich vom Delberge, südlich vom Berge des Aergernisses begrenzt. Im Norden berührt es die nackte Ebene des Jeremias, und südlich von der Stadt mündet das von Westen sich herabziehende Thal Gehinnom — das Höllenthal — am Fuße des Zionsberges in dasselbe.

Das Thal Josaphat ist eng und tief, die Felsen seiner Seitenwände sind nicht ohne Kunst ausgehauen, und man gelangt nur mit großer Vorsticht auf Händen und Füßen hinab, wenn man die hier befindlichen Kammern des Todes besuchen will. Der Anblick des Thales ist über alle Beschreibung öde und einförmig, es ist wirklich ein Thal des Todes, und die Phantasie des Orientalen ergeht sich hier in großartig düstern Bildern. Es gibt aber auch kaum einen Namen, der in der Phantasie derselben rührendere und zugleich furchtbarere Bilder erweckt hätte, als der des Thales Josaphat. Es walten in und über demselben so viele unerforschliche Geheimnisse, daß nach dem Ausspruche des Propheten Joel einst alle Menschen vor dem unbestechlichen Richter darin erscheinen werden.

Steht man vor dem Stephansthore, so steht man sich gegenüber östlich unten im Thale ein großes Gebäude und gelangt, abwärts schreitend, auf der obern Brücke über den Bach Kidron zu demselben. Es ist das Grabmal der heiligen Jungfrau, der Mutter des Weltheilandes, oder, wie Andre wollen, Josephs und Marias, der Eltern desselben, eine

der heiligsten Stätten des Thales. Durch ein gewölbtes Thor kommt man auf sechs abwärts führenden Stufen zu einem, mit Olivenbäumen bepflanzten und von Mauern umschlossenen Raum. Gerade aus in demselben führt ein Thor zu einer mit vieler Kunst in den Felsen gehauenen, geräumigen, reich geschmückten Kapelle. Aus dieser steigt man auf einer prächtigen, funfzehn Schuh breiten Marmortreppe auf 28 Stufen abwärts an eine majestätische Grotte, in welcher sich links das Grab Josephs, rechts die Gräber des heiligen Joachim und der heiligen Anna befinden, der Eltern der Jungfrau Maria. Zwanzig Stufen tiefer wandelt der Fuß auf dem Grabe der heiligen Jungfrau, das ein Altar schmückt, auf welchem zum Osterfeste mehrere hundert Lampen brennen. Nur mit Erlaubniß der Griechen, welche den Schlüssel zu diesem heiligen Orte haben, darf man denselben betreten. Beim Ausgange aus der Kirche wird jeder Pilger mit köstlich duftendem Rosenwasser besprengt. Rechts von dem eben genannten ummauerten Raume und südlich nach dem Delberge hin kommt man zur Grotte der Todesangst, worin den Göttlichen eine solche Seelenangst und Traurigkeit ergriff, daß sein Schweiß wie Blutstropfen auf die Erde fiel, während er zu seinem himmlischen Vater betete: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir!“ Die Grotte ist in den Felsen gehauen, tief, geräumig, mit mehreren Altären und an den Wänden mit einem Gemälde geschmückt, welches Jesum darstellt, wie er von dem Engel unterstützt wird. Das die Grotte bedeckende Gewölbe ruht auf drei Säulen von dem nämlichen Felsen und wird durch eine mit Gitterwerk versehene Oeffnung von oben beleuchtet. Die Grotte ist durch eine Thüre verschlossen, zu welcher die Franziskaner die Schlüssel haben. Zwischen dieser Grotte und dem Garten Gethsemane, etwa 30 Schritte nach dem Fuße des Berges hin, sieht man die Stelle, wo Judas seinen Herrn und Meister durch einen Kuß verrieth,



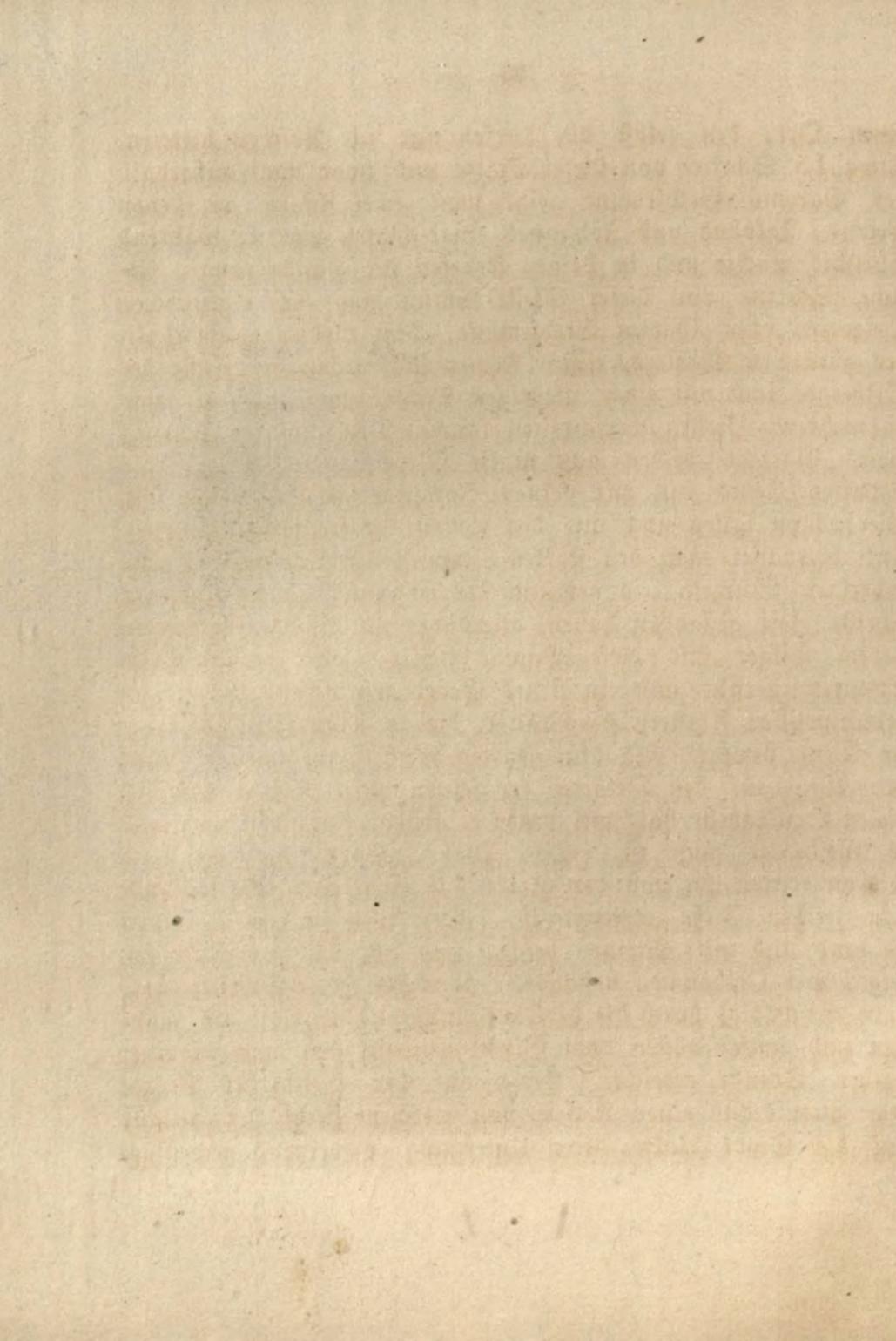
*E. Doedel del.*

*Leipzig, d. Englische Kunst Anstalt.*

*A. H. Dreyse sc.*

DER OELBERG.

*2.*



einen Ort, den selbst die Türken nur mit Abscheu betreten. Etwa 15 Schritte von dieser Stätte und zwar noch außerhalb des Gartens Gethsemane zeigt man zwei Felsen, auf denen Petrus, Jakobus und Johannes eingeschlafen waren, während Christus wachte und in heißen Gebeten die Hände rang. Etliche Schritte von dieser Stelle kommt man zum eigentlichen Delgarten oder Garten Gethsemane, dem Lieblingsaufenthalte des göttlichen Meisters, einem kleinen Rasenplatz am Fuße des Delberges und mit einer niedrigen Mauer umgeben, die man an mehreren Stellen überschreiten kann. Den schönsten Schmuck dieses Gartens bilden acht uralte Olivenbäume, unter deren Schatten Jesus oft mit seinen Jüngern geruht haben soll. Vier davon sollen noch aus den Zeiten des Heilands stammen. Und betrachtet man den starken Umfang der Bäume und ihre knorrigen Wurzeln, so gewinnt der Glaube, daß sie schon zu Christi Zeit gestanden haben, allerdings an Wahrscheinlichkeit. Jedem Pilger sind diese Bäume heilig, jeder hat in ihrem Schatten geruht und ein stilles Gebet gesprochen zu dem geheimnißvollen Flüstern der Blätter, die zu jeder Zeit ein sanfter Wind bewegt. An dem Garten Gethsemane vorüber führt der Weg auf den Delberg, der seinen alten Namen von den vielen Delbäumen hat, mit denen er früher bestanden war und es theilweise noch ist. Das Thal Josaphat mit dem Bach Kidron trennt ihn von der Stadt, die etwa eine Viertelstunde von seinem Fuße entfernt ist. Der Weg zu seinem Gipfel ist rauh und mit Steinen besät, und nur da, wo Erde sich zeigt, mit Delbäumen bestanden, aber bei jedem Schritte wird man entschädigt durch die herrliche Aussicht, die man am reichsten und umfassendsten vom Gipfel genießt, den man in einer halben Stunde erreicht. Etwa auf der Hälfte des Berges zeigt man rechts einen Felsen, von welchem herab der Heiland auf die Stadt blickte, deren Untergang er weinend geweissagt

haben soll. Unweit dieses Felsens etwas aufwärts stehen drei alte, nicht zu sehr verfallene, aber auch nicht mehr brauchbare Kapellen, die die Stelle bezeichnen, wo Christus seinen Jüngern das „Vater unser“ gelehrt, und diese später das erste Glaubensbekenntniß abgefaßt haben sollen. Etwa 30 Schritte von dieser Stelle nördlich gelangt man zu einem Delbaume, unter dem einst der Heiland mit seinen Jüngern vom letzten Gericht gesprochen haben soll. Hat man endlich den Gipfel des Berges erreicht, so steht man vor einer Moschee, welche auf dem Blage der ehemaligen „Kirche der Himmelfahrt“ und aus den Ueberresten derselben erbaut ist. Noch jetzt umschließt die Moschee einige Häuser, durch die man mit Erlaubniß der Türken, welche den Schlüssel zu diesem Heiligthume und die Aufsicht über dasselbe führen, in den Vorhof tritt und darin zu einer achteckigen Kapelle kommt, die auf der Stelle stehen soll, von welcher aus Christus gen Himmel fuhr. Man zeigt noch jetzt im Felsen den Eintritt des linken Fußes eines Menschen, der 10 Zoll lang und 4 Zoll breit ist, und ehemals soll auch der Eindruck des rechten sichtbar gewesen, aber später von den Türken ausgebrochen und als eine hochheilige Reliquie in ihre Moschee gebracht worden sein. Nach der Richtung zu urtheilen, die man an der zurückgelassenen Fußstapfe bemerkt, war das Angesicht des Erlösers im Augenblicke seiner Auffahrt von der Erde nach Norden gerichtet.

Die Katholiken, Griechen und Armenier lesen am Himmelfahrtstage Messe in dieser Moschee, nachdem sie dieselbe zuvor gereinigt haben. Von dem Thurme der Moschee, der noch über den höchsten Berggipfel emporragt, ist die Aussicht am umfassendsten. Ueber das düstre Thal Josaphat hinweg fällt der Blick westlich auf die Stadt, deren Straßen man einzeln unterscheiden kann, und über mehrere kleine Berge hinweg sieht man östlich die Ebene von Jericho, den Jordan und das todte

Meer. Nördlich schweift der Blick über die Ebene des Jeremias zu einigen Trümmern auf dem Scheitel eines Berges, die die Stätte andeuten, wo Josua die Stiftshütte errichten ließ und das Land in zwölf Stämme vertheilte. Südlich ragt der Berg des Mergernisses hervor, und über ihn hinaus sieht man das Thal Gehinnom, das an seinem südwestlichen Fuße in das Thal Josaphat verläuft. Verlassen wir nach Süden zu den Gipfel des Delberges, so kommt man nach einer kleinen Stunde zu dem ärmlichen Dörfchen Bethphage, aus welchem Jesus durch seine Jünger die Eselin holen ließ, auf der er seinen Einzug in Jerusalem hielt. Von dem alten Dorfe sind nur noch einige Trümmer vorhanden, zu denen die Geistlichen von Jerusalem an bestimmten Tagen, vorzüglich am Vorabende der Himmelfahrt, wallfahren, um mit den daselbst befindlichen Christen zu beten. Die ganze Nacht bringen sie mit Abßingung von Psalmen und Lobgesängen zu und kehren erst am Morgen nach Jerusalem in ihre Klöster zurück. An der östlichen Seite des Delberges, etwa eine Stunde von Jerusalem entfernt, liegt das reizende Bethanien, in welchem der Heiland von den Sorgen und Mühen seines Berufs in den Armen der treuesten Freundschaft ausruhete. Heut zu Tage ist es ein unbedeutender, verfallener, von Arabern bewohnter Ort. Gleich beim Eintritt in das Dorf zeigt man das Haus, in welchem Lazarus mit seinen Schwestern Martha und Maria wohnte, die der Heiland so oft besuchte, und denen zu Liebe er den Bruder aus dem Grabe erweckte. Man findet dieses Grab unweit des Hauses; eine Höhle, zu der man auf einigen Felsenstufen hinabsteigt. In den Wänden derselben ist eine etwa 3 Fuß weite Oeffnung, die in eine ziemlich lange und breite, aber nur wenige Fuß hohe Grotte führt, die für das eigentliche Grab gilt. Die Katholiken haben es zu einer Kapelle hergerichtet und lesen öfters Messe darin.

Kehren wir wieder über den Delberg in das Thal Josaphat zum Grabmale der heiligen Maria, dem Stephansthore gegenüber, zurück, und verfolgen wir das schauerlich enge Thal des Todes, das doch eigentlich nur eine Felsenschlucht ist, weiter nach Süden. Rechts am Abhange des Morija und dicht an der hohen Mauer desselben, über welche die Kuppel der Omarsmoschee ragt, zieht sich ein türkischer Gottesacker mit seinen unzähligen kleinen Steinen hin, links steigt in der Schlucht zwischen dem Delberge und dem Berg des Nergernisses der Weg nach Bethphage hinauf.

Der Berg des Nergernisses (mons offensionis), der südöstlich an das Thal Josaphat stößt, ist beinahe ganz kahl und von röthlich brauner Farbe. An seinen unangebauten Seitenwänden bemerkt man hie und da schwarze, verbrannte Reben, einzelne Gruppen Delbäume, etliche mit Dsop bewachsene Brachfelder und die Ruinen eingefallener Bethäuser, Kapellen und Moscheen. Unten im Thale erblickt man die zweite Brücke mit einem Bogen über das ausgetrocknete Bett des Kidron. Unter dem Berge des Nergernisses im schauerlichen Todenthale, nahe am Bette des Kidron und der hohen Mauer des Morija gegenüber, kommt man nun zu drei aus dem Felsen gehauenen Grabmälern, die man für die Grabstätten des Absalom, des Josaphat und des Zacharias ausgibt. Diese Denkmale sind von uralter eigenthümlicher Construction. Nahe dabei ist die Höhle des Jakobus, in welcher sich dieser Jünger Christi mit noch Andern bei der Gefangennehmung desselben verborgen haben soll.

Bei dem traurigen Anblicke der zertrümmerten, halb geöffneten Gräber und der Stadt Jerusalem, aus der kein Rauch aufsteigt, kein Laut zu unserm Ohre dringt, in deren Nähe kein lebendes Wesen sich regt, sollte man glauben, die Stunde sei gekommen, in der die Posaune des Weltgerichts ertönen

werde, und alle Todten des Thales Josaphat stünden schon im Begriff, ihre Gräber zu verlassen. Das südlichste der Denkmäler, die alle aus dem Felsen des Berges bestehen und mit unsäglicher Mühe aus ihm herausgearbeitet sind und in ihrer Grundlage mit diesem noch zusammenhängen, ist das des Zacharias mit einer pyramidenförmigen Spitze. Das mittlere ist das des frommen Josaphat, mit einer Säulenhalle, aber so von Erde verschüttet, daß man die eigentliche Gestalt desselben nicht mehr genau erkennen kann. Das schönste ist das des Absalom, ein viereckiges Monument, das gegen 30 Fuß hoch und an jeder Seite 8 bis 10 Fuß lang ist. Es ruht auf 24 Säulen, die an jeder Seite gleich vertheilt sind, und darüber erhebt sich eine pyramidenförmige Kuppel, deren Höhe jedoch mit dem Grabmale selbst in keinem Verhältnisse steht. Der Raum des Thales Josaphat zwischen den zwei obenbezeichneten, über den Bach Kidron führenden Brücken ist mit einigen Gärten angebaut und hie und da mit einzelnen Oelbäumen bepflanzt; eine Strecke lang von der obern bis zur untern Brücke fließt der Bach in einem natürlichen Kanale unter der Erde und ist nicht sichtbar.

Weiter südlich im Thale geht man über den Begräbnisplatz der Juden und läßt dann einen düstern Felsen zur Linken als letzten Fuß des Berges des Aergernisses. Diese ragende Felsenmasse bezeichnet die christliche Tradition als den Platz, wo der Verräther Judas seinem fluchwürdigen Dasein durch einen Strick ein Ende machte. Nicht weit davon beginnt das von arabischen Räubern bewohnte Dörfchen Siloah. Die elenden, an den Felsen, dem letzten Abhange des Berges des Aergernisses angebauten oder in denselben hineingehauenen Hütten, aus geringer Ferne kaum von den sie umgebenden Grabsteinen zu unterscheiden, ziehen sich eine geraume Strecke am linken Ufer des Kidron thalabwärts. Der schmale Felsen-

pfad steigt bald steil empor, bald fällt er eben so. Am Ende des Dorfes findet man westlich am rechten Ufer des Baches in dem Zwischenraume zwischen den beiden Berggehängen des Zion und des Morija, der sich erst als Felsenschlucht, dann als sanfte Thalung zum Kidronthale herabzieht, den uralten und berühmten Brunnen Siloah, mit einer schattigen Baumgruppe umgeben. Zwanzig ausgetretene Steinstufen führen in das Felsengewölbe hinab zu dem kleinen Spiegel des frischen, klaren, etwas salzig-bitter schmeckenden Wassers. Er ist der einzige Brunnen in der ganzen Umgegend Jerusalems und hat die besondere Eigenthümlichkeit, daß er ebbet und fluthet, so daß man fast glauben sollte, er hinge mit dem Meere zusammen. Der kleine Teich ist immer belebt durch die arabischen Frauen des nahen Dorfes, die hier das Wasser für ihren Hausbedarf holen und ihre Wäsche darin reinigen. Alle diese Quelle besuchenden Pilger waschen sich damit die Augen, zum Andenken des Wunders, welches Jesus damit verrichtete, indem er den Blindgeborenen durch das Naß des Brunnens sehend machte. Hier ist der Ausgang unterirdischer Wasserbehälter und Gänge, welche nach dem Zeugnisse alter Schriftsteller nicht nur unter dem Berge Morija, sondern unter der der ganzen Stadt bis zum Berge Sion an dessen Westseite hinlaufen sollen. Die mißtrauischen eifersüchtigen Türken haben aber hier jede christliche Forschung gehindert, so daß hier, wenn die Türken über lang oder kurz nicht mehr Herren der heiligen Stadt sind (es ist eine Schande für die ganze Christenheit, daß dieses ohnmächtige, nur durch das sogenannte europäische Gleichgewicht gehaltene Volk noch in der Stadt sich als übermüthiger Herrscher geberden darf, wo unser Herr und Meister seine ewige göttliche Lehre durch den Opfertod besiegelt hat), ein großes, fruchtbares, unterirdisches Feld der Alterthumsforschung sich öffnen wird.

Etwas südlich auf derselben Seite des Baches steht ein uralter Maulbeerbaum an der Stelle, wo der Prophet Jesaias, auf Befehl des Tyrannen Manasse, zersägt worden sein soll. Nahe dabei in einer grünen Thalweitung waren die im alten Testamente oft erwähnten Gärten des Königs.

Nach einer kleinen Strecke südlich öffnet sich das Thal und zur Rechten tritt von Westen das Thal Gehinnom ein. Ehe beide Bäche sich vereinigen, trifft man zwischen ihnen den mehr als Hundert Fuß tiefen Brunnen des Nehemia, und in seiner Nähe teichartige ummauerte Wasserbehältnisse. Hier endet das Thal Josaphat; der Bach windet sich weiter zwischen hohen und steilen Felsenmassen in einem wilden furchtbar engen Grunde dem todten Meere zu. Hier hin läuft der Weg nach Jericho. Wir aber wenden uns nun westwärts dem Thale Gehinnom hinauf.

Gehinnom, im alten Testamente auch Ben Hinnom, im neuen Gehenna genannt, ist wegen seiner wüsten traurigen Felseneinöde von den talmudistischen Juden als Ort der Hölle bezeichnet worden, die sie mit allen erdenklichen furchtbaren Qualen freigebig ausfiatten.

Nicht weit vom Brunnen des Nehemia finden wir, am rechten Ufer des das Thal Gehinnom durchschlängelnden Sihonbachs, die Grabmäler der Könige, an denen noch immer Spuren von Gemälden wahrzunehmen sind. Zu unsrer Rechten erhebt sich der Berg Zion, auf dem rechten Thalgehänge zu unsrer (der Aufwärts wandelnden) Linken liegt der Töpferacker (Hakeldama), der für das Sündengeld des Judas Ischariot, die dreißig Silberlinge, gekauft wurde, und jetzt der Begräbnißplatz der christlichen Pilger und der Christen der Stadt ist. An ihn stößt der Berg des bösen Raths, an welchem nach Süden der Weg nach Bethlehem hinauf läuft. Wir kommen im Thale, das sich nun nordwestlich hinaufzieht, auf

dem Bethlehemer Wege am untern Sihonteiche vorüber und schlagen so einen Bogen um den Berg Zion, dessen jetzt außerhalb der Stadt liegende Häuser in das Thal herabschauen. Auf diesem nur sehr mäßig hohen, kahlen und steinigem Berge, einst der Sitz des größten Königs der Juden, der ihn auch in seinen unsterblichen Gedichten verherrlicht hat, erblickt man die Moschee, welche die Türken aus dem ehemaligen lateinischen Kloster errichtet haben. Von hier aus bietet sich dem Auge nichts als öde Bergreihen und finstre Thäler, und ringsum herrscht ängstliche Todtenstille, die nur zuweilen durch den Ruf des Muezzin: Le illah el Allah, der, eine lebende Uhr, von dem Thurme der Moschee fünfmal des Tages den Gläubigen die Stunde des Gebets anzeigt, unterbrochen wird. Das Innere der Moschee umschließt viele heilige Orte, vor welchen die Türken die größte Ehrfurcht haben, so das Grab Davids, zu welchem eine kleine Thüre führt, durch die man jedoch nicht eingehen darf; ja man kann selbst nicht einmal durch große Geldsummen die Türken bewegen, sie nur zu öffnen. Auf der nämlichen Seite steigt man in einem Nebengebäude auf etwa zwanzig Stufen zu dem Saal hinan, in welchem Christus mit seinen Jüngern das letzte Osterlamm gefeiert und zum Gedächtniß seiner Liebe das heilige Abendmahl eingefetzt haben soll; dieser Saal heißt der heilige Speisesaal. Er ist schmucklos und einfach und nur geheiligt durch die erhabensten Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen. Hier erschien Jesus nach seiner Auferstehung mehrmals seinen Jüngern, hier goß er nach seiner Himmelfahrt den heiligen Geist über sie aus, und von hier aus gingen die Apostel in alle Welt, die Heiden zu bekehren. Man kann diesen Ort nicht ohne die innigste Nührung betreten. Döstlich unterhalb dem Berge Zion auf einem Berghange hat der Palast des Herodes gestanden, aus dessen Fenstern man den ganzen Morija übersehen und

Alles wahrnehmen konnte, was im Tempel vorging, so daß die Juden eine hohe Mauer vorbauten. Jetzt ist Alles bis auf übermooste, zerstreut umherliegende und den Berghang an das Thal Gehinnom hinab gerollte Bausteine von Marmor verschwunden. Die beiden Thore an dieser Südseite, das zugemauerte Mistthor und das Zionsthor haben wir vom Thale aus nur zuweilen gesehen, meist versperrten aber die Felsen die Aussicht auf die Stadt. Sind wir aber über den untern Sihonteich der Südwestseite der Stadt wieder sehr nahe gekommen, deren Mauer auf dem Felsenabhange dicht über dem Thale steht, so kommen wir an die hohe Citadelle mit dem Thurme Davids oder Bisanerthurm, der wie ein uralter Greis in das Sihonthal herabblickt. Das Thal macht hier eine Biegung und zieht sich ganz nach Westen hinauf. Dort liegt der obere Sihonteich. Westlich läuft der Weg nach St. Johann in der Wüste, südlich nach Bethlehem, auf welchem wir eine Strecke im Thale aufwärts gewandelt sind. Gleich neben der Nordseite des Kastells öffnet sich das Bethlehemer Thor. Es ist von zwei mit gothischen Zinnen versehenen Thürmen beherrscht. Man schlägt sich von hier um die scharf nach Westen vorspringende Stadtmauer herum. Diese Gegend ist trostlos öde. Die hohe Mauer läuft jenseits eines trocknen, steinigen, wüsten Grabens hin. Diesseits desselben dehnen sich türkische Gottesäcker aus. Um die Ecke herum wendet man sich am Abhange des Sihonberges, der sich nicht sehr hoch zur Linken erhebt, in nordöstlicher Richtung nach dem Damaskusthore hinab. Der Boden ist sehr uneben, der Pfad steigt und fällt und windet sich durch Steintrümmer. So erreichen wir nach einer Viertelstunde das Damaskusthor, durch welches ich, von Nazareth kommend, eingezogen war. Vor demselben befinden wir uns auf einer Ebene von beschränktem Raume, auf der das Auge umsonst nach einem freundlichen Punkte sucht

und nichts weiter findet, als hie und da einen weißen Zeichenstein, auf welchem, von keiner Cypresse überschattet, eine türkische Frau weint. Das Auge ermüdet in dieser trostlosen Einöde. Hier findet man rechts die Grotte des Jeremias, in welcher dieser Prophet die Klagelieder geschrieben haben soll. Durch die sich weiter ausdehnende, holprige, steinbesäete Fläche, die Ebene des Jeremias genannt, gelangt man zu einem Hohlwege mit tiefen Abhängen, über welche man zu den Gräbern der Könige hinabsteigt; zuerst in einen viereckigen Hof, dessen Seiten etwa 15 Fuß hoch senkrecht in den Felsen gehauen sind. Auf einer dieser Seiten ist ein großes Thor, über das sich ein Fries von der schönsten Arbeit hinzieht, und links von demselben öffnet sich ein abschüssiger Gang, durch welchen man, da er verschüttet und versperrt ist, nur kriechend und nicht ohne Mühe gelangen kann. Er führt zu drei in den Felsen ausgehauenen Sälen und zu einer Menge anderer Grabgewölbe von kleinerem Umfang, in welchen die Särge, theilweise noch ganz, theils in Trümmern vorhanden sind. Diese Gewölbe waren durch steinerne Thüren von demselben Felsen verschlossen und liefen auf Angeln vom nämlichen Stein; einige dieser Thüren sind noch ganz, andre liegen zertrümmert am Boden. Welcher Zeit die Königsgräber angehören, und ob sie wirklich vom Könige David angelegt worden oder neueren Ursprungs sind, darüber sind die Alterthumsforscher noch nicht einig, obgleich die Führer der Reisenden ihr graues Alterthum außer Zweifel setzen. Etwa 10 Minuten von den Gräbern der Könige finden sich die Gräber der Richter von derselben Bauart, nur nicht so prachtvoll, und hinsichtlich ihrer Benennung in ein eben so tiefes Dunkel gehüllt, als jene.

Vom Damaskusthore mit zwei Thürmen und von arabischer Bauart mit Binnen in Form von steinernen Turbans,

gehen wir auf der steinigten Hügelfläche, dem Plage der ehemaligen Vorstadt Bezetha fort, und kommen an einigen Baumgruppen vorüber, an der etwas im Bogen sich ziehenden Mauer, an die nördliche scharfe Spitze derselben. Hier stehen wir wieder über dem Kidronthale und haben uns gegenüber den Delberg. Auf abschüssigem Pfade gehen wir an der fast geraden östlichen Mauer hin, sehen unten im Thale das Grabmal der heiligen Maria liegen und erreichen an einigen trocknen Cisternen vorüber endlich das Stephansthör wieder.

Auf diese Weise sind wir um die ganze heilige Stadt gewandert und haben alle merkwürdigen Orte und Plätze in ihrer nächsten Umgebung in Augenschein genommen.

## Heilige und berühmte Orte in der Umgegend Jerusalems.

---

Weg nach Bethlehem. — Die Stelle des Sterns der heiligen drei Könige. — Kloster des Propheten Elias. — Ruhestätte des Elias. — Der Erbsenacker. — Rahels Grabmal. — Bethlehem. — Das Kloster der Geburtsstätte des Herrn. — Die Grotte des heiligen Hieronymus. — Grabstätten des heiligen Eusebius, der heiligen Paula und der heiligen Custochia. — Die Grotte der unschuldigen Kindlein. — Die Grotte der Geburt Christi. — Die heilige Krippe. — Das Händchen eines unschuldigen Kindleins. — Die Grotte der Hirten. — Das Dorf der Hirten. — Ein ackernder Fellah. — Die Milchgrotte. — Mein Zeugniß des Guardian. — Wanderung von Bethlehem nach St. Johann in der Wüste. — Die Lustgärten Salomos. — Ein kleines Abenteuer. — Die drei Teiche Salomos. — Das Dörfchen St. Johann. — Das Kloster St. Johann. — Guter Empfang meiner vom Guardian. — Schöne Aussicht vom Altan des Klosters. — Der Delbaum. — Geburtsstätte St. Johann des Täufer's. — Die Wüste St. Johann. — Der Ort der Heimsuchung. — Die Grotte des Täufer's. — Das Terebintenthal. — Drei Polen. — Das Kloster zum heiligen Kreuz. — Ein Versuch, die Moschee el Sakara in der Nähe zu betrachten. — Meine Gefühle und Gedanken an den heiligen Orten. — Abreise von Jerusalem. — Ramla. — Jaffa. — Reizende und fruchtbare Gegend. — Der wunderbar gekleidete österreichische Consul. — Kloster der spanischen Franziskaner. — Die zwei Söhne des Consul. — Die Reisegesellschaft. — Abschied von Palästina.

---

**I**ch hatte die heilige Stadt und ihre nächsten Umgebungen durch öftere Wanderungen genau kennen gelernt und trachtete

nun mit Sehnsucht darnach, auch Bethlehem in Augenschein zu nehmen, das nur zwei kleine Stunden südlich von Jerusalem entfernt ist. In der Frühe eines März Morgens pilgerte ich in Begleitung eines Priesters dahin. Der Weg führt durch das mehrerwähnte Thor von Bethlehem, auch Thor von Jassa, Thor von Ramla und Pilgerthor (Bab-el-Khalil) genannt, auf dem höchsten Punkte der Stadt hinaus in das Gihonthal, das, wie wir gesehen haben, in seinem östlichen Verlaufe Thal Gehinnom genannt wird. Wir verfolgten dieses Thal abwärts bis an den Berg des bösen Rathes in der Gegend des Löpferackers und erstiegen dann die rechte Thalseite. Der Pfad ist steinig, uneben und die öde Einförmigkeit desselben nur hin und wieder durch die Trümmer eines Thurmes oder einer Kapelle unterbrochen. Nach einer guten halben Stunde erreichten wir die Stelle, wo die Weisen des Morgenlandes den Stern wieder sahen, der sie zur Geburtsstätte Christi leitete. Hier ergießt sich eine Quelle in zwei steinerne, dem Vieh zur Tränke dienende Tröge. Das Land ringsum ist an einigen Stellen angebaut, doch nur selten erblickt man einen Delbaum. Von diesem Orte gelangt man in einer Viertelstunde zu einem dem Propheten Elias gewidmeten griechischen Kloster. Das Gebäude ist verfallen, und bietet außer einem ehrwürdigen Delbaume wenig Merkwürdiges dar. Das dichte Laub dieses Baumes beschattet einen großen Stein, der dem Propheten Elias zur Ruhestätte gedient haben soll und die Form des menschlichen Körpers, von frommen Händen ausgearbeitet, zeigt. Von hier aus wird das Land fruchtbarer und angebauter, und nur der Erbsenacker macht davon eine Ausnahme. Es ist dieser ein unfruchtbares Stück Land, das seinen Namen von den kleinen erbsenförmigen Steinchen hat, mit denen es übersäet ist. Die Sage erzählt, daß die heilige Maria, die mit dem Jesuskinde an diesem Acker vorbei ging, einen Erbsen säenden Bauer ge-

fragt: was er säe? und als dieser ihr spottend geantwortet: „Steine,“ habe sie gerufen: „Nun, so soll der Acker auch nur Steine tragen,“ und von dieser Stunde an habe der Acker diese den Erbsen so ähnlichen Steinchen hervorgebracht. Man findet dieselben in aufgeworfenen Maulwurfsbügeln, und wenn man mit einem Stocke etwas in die Erde gräbt.

Abermals eine Viertelstunde von diesem Acker entfernt, erblickt das Auge 200 Schritte rechts von der Straße, ein kleines viereckiges, mit einer Kuppel überdecktes Gebäude: das Grab der schönen Rachel. Das Thor, das sonst in das Innere führte, ist vermauert, und man kriecht jetzt, auf drei Stufen emporsteigend, durch ein viereckiges Loch zu dem eigentlichen Grabe. In demselben ist ein Felsensarg, welcher oben rund gewölbt ist. Er mißt über der Erde 7 Fuß Höhe, 8 Fuß Länge und  $3\frac{1}{2}$  Fuß Breite. Dieses Grabmal, welches die Bethlehemiten unter die ältesten Denkmäler des Landes zählen, wird nicht nur von den Christen, sondern auch von den Juden und Türken in hohen Ehren gehalten.

Je weiter wir vorwärts schritten, desto freundlicher und annuthiger wurde der Weg, und zwischen Weinbergen und Delbaumpflanzungen erreichten wir endlich Bethlehem, eine der ältesten Städte Judäa's, berühmt als Geburtsort des sangreichen Königs David, der hier als Knabe die Heerden seines Vaters weidete, und noch weit berühmter als Geburtsort des Heilands. Das Städtchen oder vielmehr Dörfchen Bethlehem, d. h. Haus des Brodes, sonst auch Ephrata das Fruchtbare und „die Stadt Davids“ genannt, liegt an einem felsigen Berge, auf welchem sich die kleinen weißen, mit Ruinen untermischten Häuser terrassenförmig erheben und freundlich aus einzelnen Gruppen von Feigen- und Olivenbäumen hervorblicken. Der nördliche Abhang des Berges ist ganz mit Feigen-, der südliche mit Delbäumen bestanden, und rings um den Berg



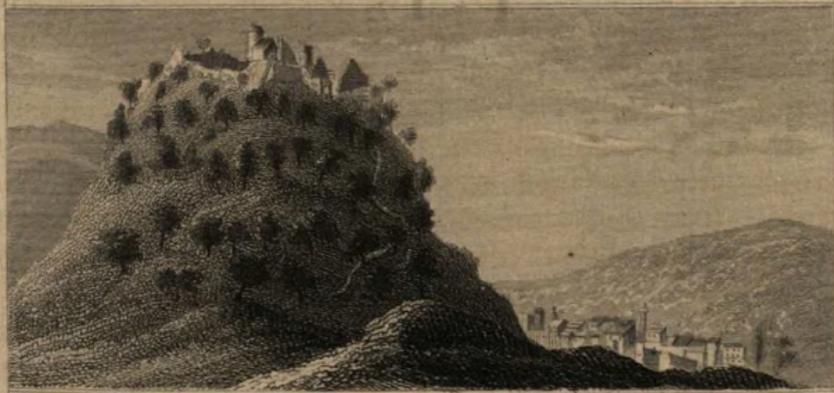
1



2



3



4

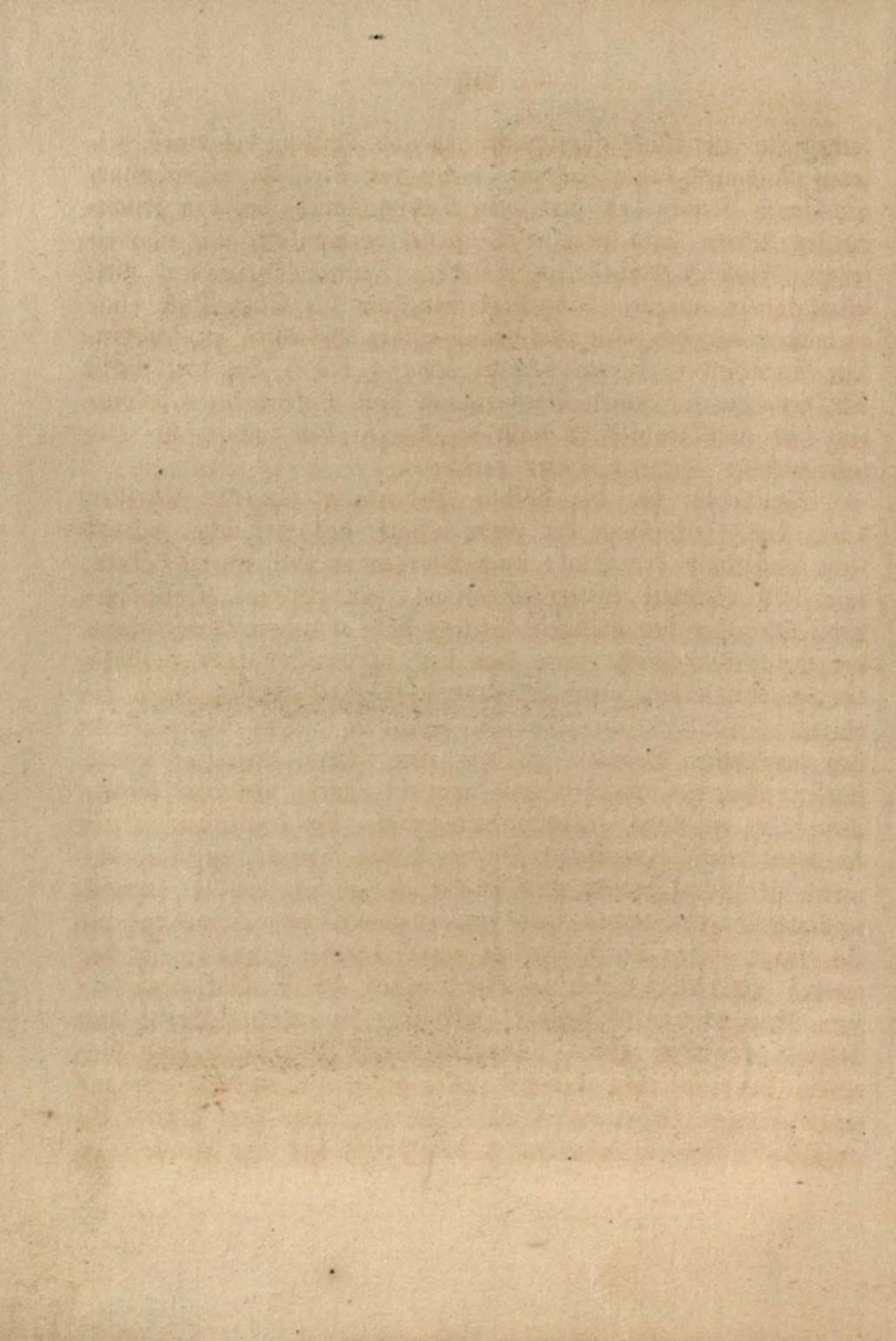
5

E. Doebel del.

Leipzig, d. Englische Kunst Anstalt.

A. H. Payne sc.

1. KAPELLE UBER DER GEBURTSSTÄTTE CHRISTI.  
 2. RANIELS GRAB 3. BETHELEHEM 4. BERG THABOR. 5. NAIN.



ziehen sich herrliche, aber wüst liegende Thäler, die eines besseren Anbaues fähig wären, wenn der Fleiß der Einwohner nicht vom Drucke des türkischen Despotismus, der den fruchtbarsten Boden bald in eine Wüstenei verwandelt, wie von eiserner Faust niedergehalten würde. Feste Mauern und tiefe Wallgräben umgeben das Städtchen, um die Einwohner einigermaßen vor den Einfällen räuberischer Beduinen zu schützen. Die Anzahl der ersteren beträgt etwa 4 bis 5 Hundert, meist Christen, die sich durch Verfertigung von Rosenkränzen, Kreuzen und Heiligenbildern nähren, die sie den immer ab- und zuströmenden Pilgern theuer verkaufen.

Bethlehem hat die höchste Bedeutung für den Christen durch das Heiligthum der Geburtsstätte des Heilands. Diese liegt außerhalb der Stadt nach Morgen zu auf einem kleinen, nur 100 Schritte entfernten Hügel. Ein großes Kloster erhebt sich über der heiligen Stelle, das von drei Confessionen der christlichen Kirche: von Griechen, Armeniern und Katholiken bewohnt wird, und drei Kirchen in sich faßt, in denen die einzelnen Parteien ihre Andacht verrichten. Das außerordentlich geräumige Gebäude ist wie eine Festung mit hohen und starken Mauern umgeben und nur ein enges, niedriges Pfortchen führt in einen geräumigen Vorhof. In demselben schreitet man durch eine kleine Pforte in die Hauptkirche, die, obwohl sie öfter zerstört und wieder aufgebaut wurde, dennoch unverkennbare Spuren ihres alten griechischen Ursprungs an sich trägt. Sie ist in Gestalt eines Kreuzes erbaut. In der großen Vorkirche stehen in vier Reihen 48 Säulen von weißem Marmor von 2 Fuß 4 Zoll durchschnittlicher Breite und 16 bis 18 Fuß Höhe. Da das Schiff der Kirche kein Gewölbe hat, so ruht der mit Blei gedeckte Dachstuhl nur auf einem starken hölzernen Fries. Vierzig unter dem Dachstuhle angebrachte Fenster beleuchteten das Hauptschiff der Kirche, das

von dem Chore durch eine Mauer getrennt ist. Auf derselben erblickt man einige zertrümmerte Mosaikgemälde und Spuren anderer Malereien und Inschriften. Wendet man sich von da links durch eine kleine Pforte und geht dann rechts gerade aus, so kommt man zu der Abtheilung, die sonst den Katholiken gehörte, aus der sie jedoch von den Griechen vertrieben und in eine eigene Kirche gewiesen worden sind, die zwar weniger geräumig als diese, aber weit prachtvoller und mit Gemälden verziert ist. Ihre Hauptzierde ist eine vortreffliche Orgel. Von der oben erwähnten Abtheilung, die man die Katharinenkirche nennt, steigt man auf 25 engen, nur spärlich beleuchteten Stufen in eine unterirdische Kapelle, in welcher die Franziskaner zuweilen Messe lesen. Von da 10 Schritte gerade aus führt ein kleiner Gang zur Grotte des heiligen Hieronymus, in welcher dieser berühmte Kirchenvater einen großen Theil seines Lebens zugebracht haben und auch darin begraben worden sein soll. Neben ihm sollen die Gebeine des heiligen Eusebius und die der heiligen Paula und ihrer Tochter Eustochia ruhen. Auf den Grabstätten der Letztern liegen die in Wachs geformten, sich fast ganz gleich sehenden Bildnisse der Mutter und der Tochter. Geht man von hier aus wieder nach der unterirdischen Grotte zurück, so führen links fünf Stufen aufwärts zu einer vergitterten, mit einem Altare verzierten Grotte, in welcher die Körper der unschuldigen Kindlein begraben sind, welche Herodes hatte umbringen lassen. Am Altare wird von den Franziskanern täglich das Lamm geopfert, für welches die unschuldigen Kindlein ihr Leben gelassen haben. Steigt man noch etliche Stufen aufwärts, so kommt man durch eine Thüre zu der Stelle, „wo der Stern oben über stand“, der die drei Weisen aus Morgenland bis hierher leitete. Wir befinden uns in der heiligen, nicht genug zu verehrenden Grotte, wo der Weltheiland geboren wurde. Einige

40 Lampen, Geschenke christlicher Fürsten, brennen an einem Orte, von welchem das Licht aller Welt ausging, und zu dem das Licht des Tages nie eindringen kann. Diese Grotte, die eine Kirche bildet, ist 38 Fuß lang, 10 Fuß breit und 9 Fuß hoch. Die Wände sind von mit Silber und Gold gestickten seidenen Gardinen bedeckt und der Fußboden mit köstlichem Marmor ausgelegt. Im Hintergrunde nach Osten zu ist die Stätte, wo Maria, die Tochter des Hauses David, den Weltheiland gebar. Sie ist mit Lampen beleuchtet und durch einen silbernen Stern in der Marmorplatte bezeichnet, welche die einfache Umschrift trägt:

„Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.“

(Hier ist Jesus Christus von der Jungfrau Maria geboren worden.)

Drei Fuß hoch über dieser Stelle an der Wand des Felsens steht eine auf zwei Säulen ruhende Marmortafel, die zum Altare dient. Unter dem Altare brennen in Form eines Halbmondes täglich neun Lampen, die von den Katholiken Abends, von den Griechen Morgens und von den Armeniern des Nachts unterhalten werden. Ein silbernes Gitter in Form einer strahlenden Sonne umschließt sie. Sechs Schritte weiter nach Süden, zwischen den beiden Stiegen, von den die eine zur Kirche der Griechen, die andere zu der der Armenier führt, kommt man ebenfalls auf zwei Treppen, deren jede nur drei Stufen hat, zur Krippe, die einen Fuß über dem Boden erhaben und mit Marmor überzogen ist. In einer von einer Marmorsäule gestützten Felsennische stehend, in welcher täglich 5 Lampen brennen, zeigt sie den Ort an, wo auf Stroh gebettet der Herr des Himmels und der Erde lag, und man darf annehmen, daß weder der Stall, in welchem Jesus geboren wurde, noch die Krippe von ihrem ursprünglichen Plage hinweg gerückt sind. Einige Schritte von der Krippe zeigt ein Altar die Stelle an, wo die heiligen drei Könige die auf

einem Steine sitzende Maria mit dem Jesuskinde anbeteten und ihr die Hulbigungsgeschenke darbrachten. Die ganze Kirche zur Geburtsstätte des Heilands ist ein Gegenstand der zärtlichsten Verehrung, und wohl nirgend wird das Herz zu sanftern und andächtigen Gefühlen gestimmt als hier. Sie besitzt einen Reichthum trefflicher Gemälde, welche die Geheimnisse der Menschwerdung, die Anbetung der Weisen, die Ankunft der Hirten und alle jene Wunder darstellen, die sich allda ereignet. Tag und Nacht dampft Weihrauch vor der Wiege des Welt-erlösers, und die Räume der Kirche tönen wieder von den Lobgesängen der auf ihren Knien liegenden Pilger aller christlichen Confessionen. Alles stimmt die Seele zu einer Begeisterung, die sich nur fühlen, aber nicht beschreiben läßt.

Als ich wieder in der den Lateinern angewiesenen Abtheilung des Klosters ankam, zeigte man mir ein verdorrtes Händchen von einem der durch Herodes erwürgten Kinder, das von den Mönchen sehr werth gehalten wird. Hierauf ging ich vor die Stadt nach dem Orte, wo die himmlischen Heerschaaren den Hirten die Geburt des Herrn verkündigten. Der Weg dahin führt eine halbe Stunde lang nach Osten zu durch ein mit Olivengärten angebautes Thal zu einer Höhle, der Grotte der Hirten. Auf zwanzig Stufen steigt man in dieselbe hinab; sie muß ehemals sehr schön gewesen sein, da man hier und da noch einige Spuren früherer Pracht bemerkt. Besonders steht man noch auf dem Fußboden hunte, viereckige, einen halben Zoll starke Steine, mit denen er ausgelegt war, und findet auch noch einige halbverfallene Altäre. Oberhalb der Grotte steht eine alte, etwa 80 Schritte im Quadrat haltende Mauer, die einen Haufen unordentlicher Ruinen umfaßt, das Dorf der Hirten, die die Stimme des Himmels vernahmen, als er ihnen die Geburt des Herrn enthüllte. Hier soll einer heiligen Sage nach der Urvater Abraham sich eine Hütte und

dem Herrn einen Altar gebaut, hier soll Jakob, als er aus Mesopotamien zurückkehrte, mit seinen Heerden gewohnt, und hier der Knabe David die Schafe seines Vaters gehütet haben.

Die Umgegend Bethlehems bot außer einigen unbedeutenden Trümmern weiter nichts Merkwürdiges mehr, und ich kehrte mit den Priestern, die mich begleiteten, wieder in das Kloster zurück. Wir kamen an einem Fellah (Landmann) vorüber, der mit einem Kameele seinen Acker pflügte, der einzige arbeitende Mensch auf dem ganzen Felde. Das Thier zog den plumpen Pflug eben so geduldig, wie unsre Ochsen. Ein Paar hundert Schritte hinter dem Kloster führten mich die freundlichen Mönche zur Milchgrotte, einer sonst kleinen, jetzt aber ziemlich geräumigen Felsenhöhle, in welcher sich die heilige Jungfrau kurz vor der Flucht nach Aegypten mit dem Jesusknaben verborgen und ihn darin gesäugt haben soll. Bei diesem süßen Geschäfte sollen einige Tropfen Milch auf den Felsen gefallen sein und diesen erweicht und weiß gefärbt haben. Und in der That sind die schmutzigweißen Kalksteine sehr mürbe, so daß man Stücken abbrechen und sie zu Staub zerreiben kann. Dieser soll ein bewährtes Arzneimittel für gebärende und säugende Mütter sein, und nicht nur die Frauen der griechischen, russischen, armenischen und anderer Pilger, sondern auch die der Türken und Araber, setzen in ihren Nöthen ein großes Vertrauen in dasselbe. Dieser Aberglaube hat denn im Laufe der Zeit die Erweiterung der Höhle veranlaßt. In dieser Grotte steht ein aus Felsen gehauener Altar, an welchem die Franziskaner häufig Messe lesen.

Seitdem habe ich während meines Aufenthaltes in Jerusalem die Geburtsstätte des Heilandes zu verschiedenen Malen besucht und bei meinem letzten Dortsein ein von dem Guardian des Klosters, Franziskus Guell, verfaßtes und meine Anwesenheit an dem heiligen Orte beglaubigendes Zeugniß erhalten,

das ich noch als theures Andenken unter meinen Schriften bewahre \*).

Von Bethlehem aus wanderte ich mit einem der italienischen Sprache kundigen Begleiter nach dem Geburtsorte des Vorläufers Christi, St. Johann in der Wüste. Er liegt westlich von Bethlehem, ist ebenfalls nur zwei Stunden von Jerusalem entfernt und bildet mit diesen beiden Städten ein gleichseitiges Dreieck. Der Weg dahin führte an Nebenhügeln, Olivenanpflanzungen und herrlich blühenden und duftenden Rosengärten vorbei. Links von der Straße erreichten wir bald den sogenannten Lustgarten Salomo's, einen Haufen großartiger Ruinen, die mit einer 16 Fuß hohen Mauer umgeben sind. Wir traten durch die offene Pforte in ein Labyrinth verfallener Hallen und Gemächer, in denen man noch die Spuren ehemaliger Pracht und Herrlichkeit erblickt. Diese Ruinen fesselten uns nicht lange. Aber wir fanden die Pforte, durch die wir eingegangen waren, verschlossen, und ein anderer Ausgang schien nicht vorhanden. So weit wir in dem großen Raume umherblickten, kein menschliches Wesen war zu erspähen, und die Mauern starrten viel zu hoch empor, als daß wir hätten wagen können, sie zu übersteigen. Wir durchirrten die Ruinen noch einmal; an einigen Stellen gewahrten wir Spuren von Feuer, das unlängst hier gebrannt hatte. Nach langem Suchen kamen wir an eine armselige, mehr unter als über der Erde erbaute Hütte, in welcher ein altes Weib saß, das bei unserm Eintritte erschrocken in die Höhe fuhr. Ich versprach ihr in arabischer Sprache ein Trinkgeld, wenn sie uns die Pforte öffne. Sie läugnete, dieselbe verschlossen zu haben, fragte jedoch zugleich, wie viel wir ihr für den Dienst

---

\*) Siehe Beilage Nr. 4.

geben wollten. „Zwanzig Para“, erwiderte ich, „wenn du öffnest, wo nicht, eben so viel Schläge.“

Unsre drohend erhobenen Stöcke und das versprochene Trinkgeld, etwa ein Groschen nach unserm Gelde, bewirkte unsre Befreiung aus der Haft schneller, als wir anfänglich geglaubt hatten. Etwa eine Stunde von Bethlehem entfernt, liegen die Teiche Salomo's, drei an der Zahl. Sie sind in beinahe unzugänglichen Bergen eingegraben, einer über dem andern, so daß die beiden untern erst bewässert wurden, wenn der obere überfloß. Sie versahen Jerusalem und Bethlehem mit Wasser, und man sieht noch die zum großen Theil verfallenen Wasserleitungen, die es in jene Städte führten. Diese Teiche tragen das Gepräge des höchsten Alterthums, und man will seinen Augen kaum trauen, wenn man sieht, wie sie in den Felsen eingehauen sind, und bedenkt, welche unermessliche Anstrengung ihre Herstellung ohne Anwendung des Pulvers zum Felsensprengen gekostet haben muß. Das Wasser zu diesen Teichen liefert eine Quelle, die sich in den unterirdischen Gewölben sammelt und nach und nach in die Teiche fließt. Die Ufer derselben bestehen aus 12 Fuß starken Mauern, die schräg nach dem Wasser zulaufen, und an diese stößt wieder ein 10 Fuß breiter Mauervorsprung, auf welchem man bequem um die Teiche gehen kann. In die Tiefe ihres Bettes führen von allen vier Seiten Stufen hinab, so daß man zu dem Wasser, es mag hoch oder tief stehen, jederzeit gelangen kann. Das ganze Werk, sicherlich eine Schöpfung des baulustigen Salomo, ist so gut erhalten, daß es noch Jahrtausende stehen kann.

Eine Stunde Wegs von hier entfernt, der über eine ziemlich steile Hügelreihe führt, erreichten wir das von tiefen fruchtbaren Thälern umschlossene arabische Dörfchen St. Johann, den Geburtsort Johannes des Täufers, von den Evangelisten

„die Stadt Juda“ genannt. Es liegt auf einer kleinen Anhöhe zwischen den höchsten Gebirgen Judäa's und schließt des Merkwürdigen viel in sich. Die Stätte, wo der heilige Johannes geboren ward, findet man eine kleine Strecke abseits vom Dorfe. Sie wurde schon in früherer Zeit von den Christen für schweres Geld erkauft und über denselben eine Kirche nebst einem anständigen Wohnhause aufgeführt. Doch gar bald wurden die Priester von den unruhigen Türken aus dem Heiligthume vertrieben und kehrten erst im Jahre 1679 wieder nach St. Johann zurück. Nun bauten sie ein ganz neues und festes Kloster von Grund aus auf, und dieses bietet ihnen seitdem eine sichere Schutzwehr gegen die Angriffe des arabischen Raubgesindels im Orte, das noch weit wilder und roher ist, als die muhamedanischen Bewohner der Umgegend, und keine Gelegenheit vorbeiläßt, die Mönche zu kränken. Das Kloster ist ein ansehnliches, geräumiges, mit hohen düstern Mauern umgebenes und durch ein starkes Thor geschütztes Gebäude, den Franziskanern vom heiligen Lande gehörig, welche spanische Mönche ihres Ordens zur Verrichtung des Gottesdienstes hierher senden. Der Guardian des Klosters, ein Spanier, mit Namen Triphon Lopez, dem ich ein Empfehlungsschreiben aus dem Kloster zu Jerusalem überbrachte, empfing mich äußerst freundlich und zuvorkommend, wies mir eine kleine Zelle an und sendete mir dann einen andern Geistlichen, beauftragt, mir die Merkwürdigkeiten der heiligen Stätte zu zeigen. Dieser führte mich zuerst auf die Terrasse des Klosters, von der aus man eine reizende Aussicht in die umliegende Gebirgslandschaft und in die herrlichen Thäler genießt, welche die Berge von Judäa und Philisteria scheiden, die wohl hoch, aber nicht steil und vom Fuße bis zum Gipfel mit den schönsten Delbäumen bestanden sind. Es ist dieser Baum einer der wichtigsten und nutzbarsten, welche die Erde erzeugt. Seine

dunkeln, unten weißgrauen Blätter sind schmal, wie die unsrer Weidenbäume, seine Blüthen nur klein und unscheinbar. Aber der Baum ersetzt durch seine guten Eigenschaften, was ihm an Schönheit abgeht. Die länglichen Früchte, die sich bei ihrer Reife gegen den Herbst schwarz färben, erreichen die Größe einer großen Corneliuskirsche, und aus ihnen preßt man das Baumöl, das im Orient anstatt des Schmalzes oder der Butter an die Speisen gethan und auch als Brennstoff verwendet wird. Nicht selten genießt man auch die Früchte mit Salz und Pfeffer eingemacht, eine sehr gesunde Speise, die den verschiedenen christlichen Sekten im Oriente während ihrer oft 30 bis 40tägigen Fasten allein zur Nahrung dient. Das Holz des Delbaumes hat herrliche Fasern und läßt sich, eine sehr feine Politur annehmend, zu den schönsten Meubeln verwenden. Kein Baum verdient den Beinamen „unsterblich“ so sehr, wie der Delbaum, denn haut man den Stamm ab, so sprossen bald neben dem alten Stocke neue Schößlinge aus den Wurzeln, die in einigen Jahren wiederum zu starken Bäumen werden. An den judäischen Bergen sind die Delbäume der Reihe nach gepflanzt; die in der Nähe des Klosters erheben sich auf Terrassen übereinander, so daß sich in den 14 bis 16 Fuß breiten Zwischenräumen, die, von 7 bis 8 Fuß hohen Mauern gebildet, bis zum Gipfel des Berges aufsteigen, die Erde sammelt, in welcher die Bäume wurzeln.

Von einem der Gipfel der judäischen Berge blickt südlich eine Burgruine herab, die aus den Zeiten der Philister herrühren soll. Nördlich fällt der Blick auf ein anmuthiges angebautes Thal, welches der Eichgrund sein soll, in welchem Saul mit seinem Heere gegen die Philister zog. Diese standen gegen Abend „auf einem Berge jenseits zwischen Sucho und Useka am Ende Damim, die Israeliten auf einem Berge

diesseits, also daß ein Thal zwischen ihnen war\*)." Dieses ist von einem Bache, den mir der Priester „Dorrente“ nannte durchschnitten, und aus ihm steckte David die fünf glatten Steine in seine Hirtentasche, mit denen er den prahlenden Riesen Goliath zu Boden schleuderte. Der Schauplatz dieses merkwürdigen Kampfes ist in diesem Thale zu suchen.

Weiter im nördlichen Hintergrunde der judäischen Gebirge bezeichnete mir der Priester ein hervorragendes Berghaupt als den Berg der Makkabäer, wo die Gebeine vieler jener Helden liegen sollen, die Judäa vom Joche Syriens befreiten. Von diesem Berge herab soll Gott dem Erzvater Noah den Befehl ertheilt haben, die Arche zu bauen und Alles, „was auf Erden kreucht und fleucht,“ hineinzuthun, als er die verdorbene Welt mit der Sündfluth strafen wollte. Außer der schon erwähnten Burg starren von den Gipfeln der Berge noch mehrere Ruinen herab, die sicherlich aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren.

Als mir der Priester alle denkwürdigen Plätze der Umgegend von der Terrasse aus genannt und gezeigt hatte, führte er mich in die in Kreuzesform erbaute, mit Marmor ausgelegte und mit drei Altären und vielen werthvollen Gemälden geschmückte Kirche, in der sich jedoch, wie in allen Kirchen des Orients, weder Stühle noch Bänke befinden, weil die Betenden mehr beim Gottesdienste knien, als sitzen und stehen. An der linken Seite der 36 Fuß langen und 24 Fuß breiten Kirche führen durch ein vergoldetes Gitter etwa 12 Stufen in eine Grotte zur Geburtsstätte Johannes des Täufers. Sie ist mit schwarzen und weißen Marmortafeln ausgelegt, mit gold-

---

\*) I Samuel 17, 1. 2.

silbergestickten Seidenvorhängen überdeckt und durch mehrere Lampen beleuchtet. Ein Stern bezeichnet die Geburtsstätte und darüber über einer Felsennische steht auf einer verzierten Marmortafel die Umschrift:

„Hic praecursor Domini natus est.“

(Hier ist der Vorläufer des Herrn geboren worden.)

Am nächsten Morgen machte ich einen Ausflug in die drei Stunden östlich von St. Johann entlegene Wüste, in welcher Johannes sieben Jahre lang in Demuth und Buße lebte. Der Weg führte mich zunächst an dem Orte vorüber, der unter dem Namen: der Ort der Heimsuchung, bekannt ist. Die Ruinen eines von der heiligen Helena erbauten Klosters bezeichnen die Stelle, wo das „Landhaus des Zacharias“ stand, in welchem Maria ihre Freundin Elisabeth besuchte. Unter diesem verfallenen Gebäude, das am Fuße eines Berges liegt und theilweise in den Felsen gehauen ist, sieht man eine offene Kapelle mit einem aus Steinen roh zusammengesetzten Altar, der den Ort bezeichnet, wo die beiden Freundinnen zusammentrafen, und an welchem alle Jahre von den Klostergeistlichen am Tage der Heimsuchung Messe gelesen wird. Unter dem eigentlichen Hause des Zacharias aber, das an der rechten Seite der Straße liegt, befindet sich ein schöner, von dem Gebirge geleiteter Brunnen, an welchem viele arabische Frauen standen und Wasser schöpften und in großen irdenen Krügen auf dem Kopfe nach Hause trugen. Ich wollte mit ihnen ein Gespräch anknüpfen, aber sie verhüllten entweder mit ihrem Kopftuche oder mit der Hand das Gesicht, und sahen mich durch die Finger an, ohne mir Rede zu stehen. Ich erreichte die Wüste in etwa einer Stunde. Sie ist nicht so öde und unfruchtbar, wie die arabische, die ich durchzogen, und von den Abhängen der sie umgebenden Berge blicken einige Dörfer herab. An einem solchen Felsenabhange fast in

der Mitte desselben befindet sich die Grotte des Täufers, die durch Menschenhand in den Felsen gearbeitet zu sein scheint. Denn der Felsen, welcher über sie herabhängt, reicht hin und wieder bis zur Erde herab und bildet auf diese Weise natürliche Säulen, die die Decke tragen. Sie ist ungefähr 4 Fuß breit und 8 Fuß lang und im Innern an der nördlichen Felswand entspringt eine Quelle, die sich vor der Grotte zwischen Felsen sammelt und ein so tiefes und breites Bett bildet, daß man sich bequem darin baden kann. Aus diesem Bett fließt sie in den Bach Dorrente, der am Fuße des Berges von Abend gegen Morgen sich hinzieht und sich endlich in das todte Meer ergießt.

Ich genoß einige Augenblicke der herrlichen Aussicht, die man von hier aus hat, und wollte endlich dem Bache nach in den Eichgrund oder das Terebintenthal gehen, aber der Führer, den mir die Mönche mitgegeben, weigerte sich hartnäckig, mir dahin zu folgen, weil er sich vor den Räubern fürchtete, die darin haufen sollten. Ich hörte ihn geduldig an, als aber wirklich seine Weigerung Ernst zu werden drohte, sagte ich ihm zürnend: „Sie nehmen 9 Piafter (1 Fl. 12 Kr. oder 20 Sgr.) für den Tag und wollen mich in dieser so unsichern Gegend verlassen? Kehren Sie indeß in Ihr Kloster zurück; ich fürchte keine Räuber und werde das Thal und die Berge allein durchziehen. Und kaum hatte er dieses Wort vernommen, so eilte er hastig von dannen. So stand ich denn allein in der Wüste St. Johannes des Täufers. Wohl wußte ich, daß der eben so mächtige als berühmte Beduinenhäuptling Abugosch diese Berge durchstreife und schon manchen Pilger seiner Habseligkeiten beraubt habe, wußte, daß reiche Wanderer ihm sogar Tribut gezahlt oder doch nicht ohne Bedekung sich in das Gebirge Judäa's gewagt hatten, um vor seinen Angriffen sicher zu sein, wer jedoch in einem fremden Lande

sehen und lernen will, der muß Bequemlichkeit und Furcht daheim gelassen haben, und so schritt ich ohne Furcht den Berg hinab und stand bald am Bache Dorrente, aus welchem ich 5 glatte röthliche Kieselsteinchen zum Andenken \*) mit mir nahm, und dann seinem Laufe nachging. Noch eine Stunde wandelte ich in dem 600 Fuß im Umfange haltenden Terebintenthale, das seinen Namen von den vielen Terebinten (Terepentinbäumen) hat, die darin wachsen, dem Schauplaze des Kampfes zwischen dem großen Goliath und dem kleinen David. Das Erdreich dieses Thales ist fruchtbar, und die rings sich hinziehenden Berge prangen im Schmucke herrlicher Oliven-, Granat- und Feigenbäume. Furchtlos verweilte ich einige Augenblicke in der über dem Thale liegenden Todtenstille, und kehrte dann durch eine Furth des Baches in der Abenddämmerung wohlbehalten nach dem Kloster zurück. Staunend empfingen mich die Mönche und mit drohend aufgehobenem Finger sagte der Guardian: „Noch keiner der Fremden, die uns besuchten, hat sein Leben so gering geachtet, wie Sie.“ Und ich antwortete: „Ich habe auf den vertraut, der den Knaben David schützte, als er ohne Rüstung, aber im Namen des Herrn Zebaoth seinem furchtbaren Feinde entgegen ging, und er hat mich wohl geführt.“ Da beugte der fromme Guardian sein Haupt und reichte mir die Hand und schwieg.

An demselben Nachmittage waren drei Polen im Kloster eingetroffen, die nach der Revolution aus ihrem Vaterlande geflohen waren und nun heimatlos über die Erde irrten. Sie waren der deutschen Sprache mächtig und auch einer derselben in der italienischen nicht unbewandert. Als wir nun

---

\*) 1. Sam. 17, 40.

Abends zu Tische saßen und uns an den verschiedenen wohl zubereiteten Fastenspeisen labten und des Weines nicht schonten, verlangte einer der Polen, der seiner Uniform nach unter einem Jägerregimente gestanden hatte, mit barscher Stimme Fleisch, Butter u. dergl. Aber sogleich verwies ihm ein Aelterer seiner Genossen, seinen Orden nach zu schließen, ein Kapitän, die unartigen Forderungen; indem er ihn bedeutete, daß er nicht in Feindes Land, sondern in einem friedlichen Kloster sei, das Alles darbiete, was es habe, ohne eine Vergeltung dafür zu fordern, und der Jäger schwieg beschämt und suchte noch früher, als wir das Nachtlager.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen kehrte ich am nächsten Morgen mit einem vom Guardian beglaubigten Zeugnisse meiner Anwesenheit nach Jerusalem zurück. \*) Der Weg führte anfänglich durch lachende Weinberge und Berggärten bergauf, war aber mit scharfen Kieselsteinen so bedeckt, daß ich nur mühsam darauf fortkommen konnte. Nach einer guten Viertelstunde zog er sich zwischen Bergen hindurch in ein langes, schönes Thal und darin zu einem den Georgiern gehörigen Kloster: Zum heiligen Kreuz genannt, welches hohe, mit ziemlich verblichenen Malereien bedeckte Mauern umgeben. Der Sage nach ist dieses Kloster an der Stelle erbaut, wo der Baum stand, aus welchem das Kreuz des Heilands gezimmert wurde. Die kurze Strecke nach der Stadt war bald erreicht und wohlgemuth langte ich in meiner Zelle in der Casa nuova, und von den Mönchen herzlich begrüßt, wieder an. Die noch wenigen Tage meines Aufenthaltes benutzte ich, die in und außer der Stadt gelegenen heiligen Stätten

---

\*) Beilage 5.

zu wiederholten Malen zu besuchen und vorzüglich den Delberg zu besteigen, um mich an seiner umfassenden Aussicht zu ergötzen. Einen Versuch, in den Vorhof des Tempels Salomo's zu dringen, um die Omar's-Moschee zu besehen, hätte ich beinahe mit dem Leben gebüßt. Vorsichtig war ich durch das Thor des Vorhofes eingetreten und wollte eben, um genau berichtet zu werden, die arabische Wache fragen, als diese meiner Frage mit Steinwürfen zuvorkam und mich auf solche Weise, daß mir oft die Steine um den Kopf sausten, durch die kleine daran stoßende Straße verfolgte. Athemlos langte ich in dem Kloster wieder an, wo mir die Mönche, denen ich meinen Vorfall erzählte, sagten, daß ich nicht der erste sei, dem es so ergangen, daß ich aber noch gut davon gekommen sei. Noch an demselben Tage kaufte ich mir Proviant für die Weiterreise, brachte mein Gepäck in Ordnung und miethete mir einen Führer mit einem Esel, um dasselbe bequem fortbringen zu können, und verließ am andern Morgen 8 Uhr — es war an einem Sonnabende, den 5. April 1834 — die heilige Stadt. Ich hatte in ihr und ihren Umgebungen 21 genußselige Tage verlebt.

Ich habe es in meiner Darstellung soviel wie möglich vermieden, von meiner Person und meinen Gefühlen an den hochheiligen Orten zu reden; ich würde mich oft haben wiederholen müssen. Denn es waren die reinsten Gefühle hoher Andacht und Gottesverehrung, die mein Herz durchglühten, es waren gottinnige Gedanken und Betrachtungen, die mich fort und fort belebten. Wer an diesen Stätten eines unreinen Gedankens fähig wäre, müßte ein verstockter Bösewicht sein. Mit diesen Empfindungen und frommen Gedanken meiner Seele haben sich meine Knie vor der Krippe gebeugt, in welcher der Erlöser als neugebornes Kind gelegen, hat mein Mund den Steinsarg geküßt, der ihn als Leiche geborgen. Ich war stets

ganz und gar durchdrungen von der hohen Bedeutung der Orte, die mein Fuß betrat.

Ich gedachte nach Alexandrien zurückzukehren, und mein Weg führte zunächst nach Rama oder Ramla, aber die Straße dahin, die Ibrahim Pascha eben in gangbaren Stand setzen ließ, war wegen der vielen Schluchten und Felsenvorsprüngen zum Gehen wie zum Reiten gleich gefährlich und beschwerlich, und fing erst bei dem genannten Städtchen etwas ebener und bequemer zu werden an.

Rama ist 5 Meilen von Jerusalem entfernt und hat eine herrliche Lage, ist aber schlecht gebaut. Die Häuser gleichen großen Lehnhütten, und die Straßen sind so abscheulich, daß man, wenn es regnet, in den Schmutz derselben bis an die Knie versinkt. Von einer sonst ziemlich bedeutenden Stadt ist es zu einem ärmlichen Dorfe mit nur 400 Einwohnern herabgesunken. Gleich bei meinem Eintritte suchte ich das daselbst befindliche Franziskanerkloster auf und nahm darin mein Nachtquartier, weil man in demselben das sicherste und bequemste Obdach findet. In der Frühe des andern Morgens wechselte ich meinen Führer mit einem andern und trat mit diesem den Weg nach dem 3 Meilen entfernten Jassa an. Diese Stadt, das alte Joppe, liegt amphitheatralisch an einem zum Ufer des mittelländischen Meeres gehörigen Berge, und ist nach der Ebene zu wohl eine Stunde weit mit den herrlichsten Delbaum-, Citronen-, Pomeranzen-, Granatäpfel-, Feigen-, Dattel- und Mandelgärten umgeben, die, aus der Ferne gesehen, einem prächtigen Walde gleichen. Welch eine Fülle der edelsten Südfrüchte findet man hier und so billig, daß man 20 bis 25 Stück der herrlichsten Apfelsinen für einen Groschen kauft! Die befestigte, mit einem Kastell gekrönte Stadt gilt für einen der ältesten Plätze der Welt, da sie der Sage nach von einem Sohne Noahs gegründet worden ist. Hier soll auch Noah

nach der Sündfluth seine Lage in Ruhe beschlossen und hier der Prophet Jonas sich zu Schiffe gesetzt haben, als er vor dem Angesichte des Herrn flüchtete, um der Stadt Ninive Buße zu predigen. Hier landeten die Schiffe aus Tyrus, welche das Cedernholz und den Marmor zum Tempelbau Salomo's herbeibrachten, und hier predigte der Apostel Petrus das Evangelium und erweckte die Labea vom Tode. Die Einwohner dieser in alter und neuer Zeit berühmten Stadt, deren Anzahl sich auf 7000, theils Christen, theils Muhamedaner, beläuft, treiben einen ansehnlichen Handel mit den verschiedenen Producten ihres Landes, das fruchtbar und gut angebaut, alle Sorten von Süd- und andern Früchten und außerdem noch Mais, Dura, Gerste, Bohnen, Linsen, Erbsen u. s. w., und verschiedene Sorten trefflicher Melonen liefert. Das gute Erdreich der Felder belohnt die Mühe des Landmanns bedeutend, Weide und Futter für Rinder, Kameele, Esel, Pferde und Schafe findet sich im Ueberfluß. Dieser Länderstrich ist einer der fruchtbarsten Palästina's, das selbst zu den fruchtbarsten Ländern der Erde gehört. Und noch bis auf den heutigen Tag sieht man die Merkmale von dem Fleiße der Juden, die dieses Land urbar machten. Sie lasen die Steine auf, setzten sie reihenweise wie Mauern aufeinander, hielten dadurch das Erdreich in Terrassen zusammen und zogen das schönste Getreide der verschiedensten Arten. Indessen steht die frühere Fruchtbarkeit des Bodens zu der jetzigen in keinem Verhältnisse mehr. Das Land seufzt gegenwärtig unter dem Druck türkischer Despotie, und ein Sprichwort sagt: „Wohin der Fuß eines Osmani tritt, da wächst kein Gras wieder.“

Am 7. April Nachmittags 1 Uhr traf ich in Jassa ein, und da es daselbst keine öffentliche Herberge gab, so wurde ich zum österreichischen Consul gewiesen, von dem ich ein Quartier und auch nähere Auskunft über meine Weiterreise erhal-

ten würde. Ich begab mich zu dem alten, äußerst höflichen und freundlichen Mann, der sich, wie mir schien, für jeden Europäer interessirte; ich war aber bei meinem Eintritt nicht wenig erstaunt über die possirliche Kleidung des alten Herrn. Sie war weder europäisch, noch orientalisches, vielmehr ein Gemisch verschiedener Volkstrachten. Ein blauseidener Kaftan umschloß seinen schwächtigen Leib und wurde an den Hüften von einem rothen Gürtel oder Shawl zusammengehalten, um seine Beine schlotterte eine schmutzigweiße, europäisch zugeschnittene Hose, und seine Füße staken in bunten Pantoffeln. Das freundliche Gesicht beschattete ein ziemlich großer Schnurrbart, das Haupt war, wie das eines Türken, glatt rasirt, und darauf balancirte ein altväterischer großer, mit Federn und Tressen besetzter Dreimaster aus der Zeit Friedrichs des Großen. So sonderbar und lachenerregend das Aussehn dieses Mannes war, so lieblich und herzgewinnend war seine Rede. Sogleich empfahl er mich an das Kloster der spanischen Franziskaner, und ertheilte mir die Nachricht, daß ein nach Alexandrien bestimmtes Schiff segelfertig im Hafen liege, aber erst in fünf Tagen dahin abgehen werde, da seine Fracht noch nicht vollständig sei. Sodann ließ er mich nach meiner Wohnung begleiten. Ich wurde von den spanischen Mönchen mit ernster Höflichkeit empfangen und während der 5 Tage meines Aufenthaltes anständig bewirthet. Während der Zeit, in welcher ich einige Ausflüge in die fruchtbaren Auen der Umgegend oder in das bunte Gewirre des Hafens machte, langten noch zwei italienische Kaufleute im Kloster an, die, in Smyrna wohnhaft, aus Jerusalem kamen und auf demselben Schiffe mit mir nach Alexandrien zu reisen gedachten.

Der 12. April war zur Abreise bestimmt, und am Morgen desselben Tages begaben wir uns, die beiden Kaufleute und ich, in die Wohnung des Herrn Francesco Domiani, so

hieß der österreichische, aus der Levante gebürtige Consul mit dem dreieckigen Hute. In seinem Bureau saßen seine beiden Söhne auf einem am Boden ausgebreiteten Teppiche und schrieben ohne Tisch und Stuhl aus freier Hand. Der eine lebte dem Andern um drei Tage voraus, denn dieser bemerkte in meinem Wanderbuche den 12. April, während jener in dem Passe der Kaufleute den 15. einschrieb, und mich wunderte nur, daß sie in der Jahreszahl übereinstimmten. Um 5 Uhr Abends gingen wir, oder wurden vielmehr von halbnackten Arabern zu dem Boote getragen, das uns zu dem wegen der vielen Klippen fern vom Hafen liegenden Schiffe brachte. Die Gesellschaft bestand außer der Mannschaft, den beiden Kaufleuten und mir in einem alten Türken und seinem Bedienten, einem Knaben von 13 Jahren, mit dem er in einem sehr zweideutigen Verhältnisse zu stehen schien, und einem Mohren, einem in Aegypten ansässigen Handelsmanne. Gleich nach unserer Ankunft lichtete der palästinaische Kauffahrer die Anker. Mit Thränen im Auge winkte ich dem gelobten Lande einen Abschiedsgruß zu, dessen Küsten uns bald im Abendnebel verschwanden, und ich lebte fortan nur noch in der Erinnerung dessen, was mein Auge daselbst geschaut hatte.

---

## Abermaliger Aufenthalt in Aegypten.

Meerfahrt. — Kampf des Nilwassers mit dem Meerwasser. — Festsetzen auf einer Sandbank. — Strenges Examen. — Verzweifelte Widerseßlichkeit des Mohren. — Schauerhafter Aufenthalt im Quarantänehaufe. — Neue Einrichtung meines Geschäfts. — Nothwendigkeit des Badens. — Tod eines habenden Soldaten durch ein Seeungeheuer. — Die Schlachtbank. — Speculation der gemeinen Frauen auf Koth. — Schreckliche Armuth der untern Volksklassen. — Bettelkinder. — Eselstreiber. — Das Reiten auf Eseln. — Ausfahrten des Vicekönigs. — Ausfahren und Reiten der Frauen des Pascha. — Die Posten in Aegypten. — Nothwendiger Besitz einer Laterne. — Strenge Strafen. — Rache des Vicekönigs an seinem grausamen Schwiegersohne. — Straßenpolizei. — Die Körperbildung der Aegypter. — Die Kinder der Armen und die der Reichen. — Die Kleidung der Aegypter. — Die Lebensart der Aegypter. — Die Frauen. — Einfachheit des Handels. — Große Bequemlichkeit im häuslichen und öffentlichen Verkehr. — Unreinlichkeit. — Sarküchen. — Unanständige Deffentlichkeit. — Große Wohlfeilheit der Lebensmittel. — Die geschlechtlichen Verhältnisse. — Die Ullme. — Ein deutscher mit einer Negerin verheiratheter Schlosser. — Schwarze Sklavinnen. — Schließung der Ehe. — Hochzeitsgebräuche. — Die Beschneidung. — Dürftige Geistesbildung. — Begräbniß-Ceremonien. — Kaffeehäuser. — Begrüßung. — Bäder und Badehäuser. — Jagd. — Aerzte und Chirurgen. — Blindheit. — Eine merkwürdige Kur in Bethlehem. — Betrügereien deutscher Quacksalber. — Das Trinkwasser. — Die Milch. — Der Nil. — Das große Nilfest. — Aussaat und Ernte. — Die Feldfrüchte. — Künstliche Bewässerung. — Kleefelder. — Der Reis. — Die Baumwolle. — Das Zuckerrohr. — Der Kaffeebaum. — Der Weinstock. — Die Dattelpalme. — Der Granatapfelbaum. — Der Paradiesapfel. — Der gemeine Feigenbaum. — Der Pharaonis-Feigenbaum. — Der indische Feigenbaum. — Die Akazie. — Aegyptens vegetativer Reichthum. — Die Religion der Muhamedaner. — Der Fatalismus. — Sekten der Muhamedaner.

**W**ährend der ersten fünf Tage ging unsre Fahrt ruhig und glücklich von statten, am sechsten aber, an welchem wir die

Mündung des einen Nilarmes bei Rosette zu passiren glaubten, wurden wir in der Nacht so weit zurück verschlagen, daß wir erst am folgenden Tage die Stelle erreichten. Ein merkwürdiges Schauspiel bot sich hier in dem Kampfe der Wellen des Nils mit denen des Meeres meinen Augen dar. Die blaue salzige Meerfluth schien sich gegen das süße, trübe Nilwasser zu vertheidigen, welches letztere, specifisch leichter als jenes, ungeheuere Wogen aufthürmte und erst drei Meilen vom Lande, immer bekämpft, seine schmutzige Farbe mit dem hellen, durchsichtigen Blau der Meeresfläche vereinigte.

Am achten Tage unsrer Abfahrt aus Palästina, den 23. April, erblickten wir die sandige Küste Alexandriens, und bald saßen wir vor dem klippenreichen Hafen auf einer Sandbank, da der Kapitän des Schiffes das Geld für einen Piloten sparen wollte und sich selbst klug genug dünkte, jene gefährlichen Stellen vermeiden zu können. Wir wären sicherlich verloren gewesen, wenn nicht eine Bootse ungerufen erschienen wäre und uns in den Hafen bugsiert hätte, woselbst der Kapitän seine unzeitige Sparsamkeit doppelt büßen mußte. Nun wurden sogleich die Anker ausgeworfen, und kaum war dies geschehen, als ein Guardian oder Wächter auf unserm Schiffe erschien, um die Schiffsmannschaft und die Passagiere zu zählen. Ein jeder wurde nach seinem Namen, nach seiner Heimath, nach dem Zwecke seiner Reise, nach seinem Handwerk und nach hundert andern Dingen gefragt, und alles sorgfältig in ein Buch eingetragen, einem jeden die Pässe, Wanderbücher und sonstige Papiere mit einer Art Feuerzange abgenommen und in ein hölzernes Gefäß zum Räuchern gethan. Das Gesundheitszeugniß, welches mir der Consul von Jassa ausgestellt hatte, fand von Seiten des Wächters nicht die mindeste Berücksichtigung, und ich und die beiden italienischen Kaufleute nebst allem unserm Gepäcke wurden in eine Barke gesetzt, um nach dem Con-

tumazhause gebracht zu werden. Mit uns Europäern wurde der Guardian auf diese Weise bald fertig, nicht so mit dem Afrikaner. Der Schwarze sträubte sich, dem Befehl Folge zu leisten, und als ihn die neun Matrosen sammt dem Kapitän mit Gewalt fortschleppen wollten, hieb er mit seiner fürchterlichen Kraft so unter sie, daß bald keiner vor Blut mehr aus den Augen sehen konnte. Zehn Männer mußten ihm weichen. So blieb er denn mit seinen Gegnern allein auf dem Schiffe, woselbst er nur 20 Tage Quarantaine hatte, während wir im Contumazhause 21 Tage abhalten mußten. Am Ufer gelandet, wurden wir wie Verbrecher hinter der Stadt hinweg nach dem Contumazhause gebracht, wo sogleich ein zweites Verhör über das Woher und Wohin mit uns angestellt wurde. Sodann wurden uns zwei Zimmer angewiesen, das eine für die Kaufleute, das andre für mich; aber o Himmel, was waren das für abscheuliche Löcher! Vergebens suchte das Auge nach einem Tische, nach einem Stuhle, nach einem Fenster, und die schmutzige Erde des Fußbodens war uns als Bett angewiesen. In diesem meinen Elende hatte ich wenigstens den leidigen Trost, daß viele Andre ein gleiches Schicksal mit mir theilten, und ich pries mich noch glücklich in meinem Zimmer, als ich die daran grenzenden Schweinställe erblickte, die mit arabischen und türkischen, schwarzen und weißen Soldatenweibern so angefüllt waren, daß man in der von ihnen ausgehenden stickenden Atmosphäre leicht die Pest hätte bekommen können. Zwar wachte ein Guardian über die Reinlichkeit und Ordnung des Hauses, und wie er darüber wachte, davon gab der 6 Fuß breite und 30 Fuß lange Gang vor den Zimmern an jedem Morgen ein schreckliches Zeugniß. Eben so nachlässig war er in Befolgung der Regel, daß keiner der später Angekommenen mit einem früher Dagewesenen in Berührung komme. Freilich hätte auf diese Weise der Wächter den gan-

zen Tag über in dem Gange stehen müssen. Derselbe war aus Vorsicht, damit keiner daran denke, zu entspringen, beständig verschlossen, aber auch ohne dies würde es keiner gewagt haben, indem jeden Flüchtling ohne weiteres Urtheil der Tod trifft. O wenn doch der, welcher die Idee zu solchen Contumazanstalten ins Leben rief, drei Tage in einem solchen Kerker den Vorschmack der Hölle kostete, er würde wie ich ausrufen: „Lieber zehnmal die Schrecken der Pest, als nur einmal das Elend der Quarantaine!“ Wie mir erging es den beiden italienischen Kaufleuten aus Smyrna, die ihre Neugierde, Alexandrien zu sehen, verwünschten, da sie dieselbe so schwer büßen mußten. Am behaglichsten in diesen unsaubern elenden Räumen befanden sich die Negerfrauen, die aus Syrien, wo ihre Männer unter den Waffen standen, in ihre Heimath zurückkehren wollten. An den unerträglichen Gestank gewöhnt, den sie fortwährend ausdünsten, verschlägt es ihnen wenig, ob sie 14 Tage auf einer Stelle liegen, wenn sie nur der Ruhe pflegen können und das Nöthige zu ihrem Lebensunterhalt bekommen. Ich und meine Reisegefährten mußten denselben aus unsern Beuteln bestreiten, allein da das Gekaufte erst durch drei bis vier Hände ging, ehe es zu uns gelangte, so erhielten wir natürlich auch nur den dritten oder vierten Theil davon, der kaum hinlänglich war, unsern Hunger zu stillen. Endlich, ach endlich! war der zwanzigste Tag vorüber. Die beiden Kaufleute hatten einige Musikanten bestellt, um den letzten Abend bei Gesang und Tanz zu feiern, und beide waren, trotz ihrer Jahre, doch recht fröhlich. Der Morgen des 14. Mai, der uns der schweren Haft entließ, wurde von uns mit Jubel begrüßt, und ich athmete tief auf, als mich die freie frische Luft wieder umfing. Unter allen schlimmen Abenteuern, die ich erlebte, soll mir der Aufenthalt in diesem fürchterlichen Hause ewig unvergeßlich bleiben!

Ich nahm meine Wohnung wieder im Hause des aus Darmstadt gebürtigen Tischlers Georg Müller, bei dem ich früher schon gewohnt hatte, und richtete mir daselbst eine Werkstätte ein. Doch betrieb ich mein Geschäft nicht wieder in Compagnie, sondern auf alleinige Rechnung, und bald war ich mit Arbeit so gesegnet, daß ich die Nächte zu Hülfe nehmen mußte. Dennoch badete ich mich an jedem Abend und jedem Morgen im nahen Meere und fühlte mich nach jedem Bade gesunder und kräftiger an Körper und Geist. Eine solche Erfrischung ist in jenem warmen Lande ein unerläßliches Bedürfniß, und nicht nur Reiche und Vornehme, sondern auch arme und gemeine Leute befriedigen es fast täglich. Vorzüglich aber mußten die Soldaten sich baden und wurden früh und Abends, je nach den einzelnen Corporalschaften, nach dem Meere getrieben.

Einige Tage nach meiner Ankunft verbreitete sich plötzlich in der Stadt das Gerücht, daß einer der badenden Soldaten von einem ungeheuern Fische verschlungen worden sei, und sogleich strömten die Einwohner nach dem Strande. Ich hatte denselben gerade verlassen, als die Soldaten sich entkleideten und folgte der wogenden Menge wieder, um mich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen. Wirklich war man mit Haken und Stangen, den Verunglückten zu suchen, beschäftigt, und man erzählte mir, daß er, nach Sitte der Araber, mit großem Geschrei, um seine Kameraden auf seine Schwimm- und Taucherkunst aufmerksam zu machen, in die Fluth gesprungen und sogleich darin untergetaucht sei. Mehrere von den Andern hatten sich genau die Stelle gemerkt, wo er verschwunden war, und vermutheten, als er nicht wieder erschien, daß er, des Lebens müde, sich ertränkt habe. So laut dieses auch einige aussprachen, so waren doch Andre unablässig bemüht, den Verlorenen zu suchen, und wirklich zogen sie nach einer

halben Stunde seinen Leichnam aus den Fluthen. Aber in welchem fürchterlichen Zustande? Arme und Beine waren ihm vom Leibe gerissen und aus den im Gesicht zurückgelassenen Spuren der Zähne sah man, daß es ein „Pescecane“ (Fischhund) gewesen, dem der Unglückliche zum Opfer gefallen war. Und in der That wurden nach etlichen Tagen von Maltheser Fischern einige solcher Seeungeheuer gefangen, deren jedes gegen 160 Pfund wiegen konnte. Das Fleisch dieser Thiere wird von den Menschen nicht gegessen, desto besser scheint ihnen das Menschenfleisch zu schmecken, und sie halten sich gewöhnlich in der Nähe der Badeplätze auf. Am liebsten aber weilten sie an jenem Strande, weil dahin alle in der Stadt gefallenen Pferde, Rinder und andre krepirten Thiere gebracht und theils von den Seefischen, theils von hungrigen Hunden verzehrt wurden, wenn die Wellen einige dieser Cadaver wieder ans Ufer spülten. Dasselbst befand sich, und zwar unter freiem Himmel, die öffentliche Schlachtbank, in welcher Schafe, Rinder, Büffelochsen und Kameele, die zum Lasttragen nicht mehr tauglich waren, abgeschlachtet wurden. In einem nahe gelegenen Hause wird das Fleisch von den Eigenthümern geviertelt, abgewogen und durch Kameele, Esel oder Lastträger nach den Fleischbänken in die Stadt gebracht. Den Koth, welcher aus den Eingeweiden dieser Thiere auf die Erde geschüttet wird, rafften die ägyptischen Frauen sogleich mit den Händen in ein Gefäß, stellen sich dasselbe auf den Kopf und laufen damit so eilends davon, daß ihnen oft die aus dem Gefäß überlaufende ekelhafte Flüssigkeit an der Stirn herabträufelt. Täglich sind sie in ziemlicher Anzahl bei der Schlachtbank zu treffen, und oft machen sie sich mit ihren Fäusten den Besitz dieser unappetitlichen Beute streitig. Eben so sammeln sie sorgfältig allen übrigen Koth auf den Straßen und vermischen ihn mit dem kurzen Stroh, das ihre Dreschmaschinen

so klein wie Häcksel schneiden, bis ein dicker Teig daraus wird. Aus dieser so zusammengekneteten Masse formen sie kleine breite Kuchen, trocknen dieselben in der Sonne und brauchen sie als Brennmaterial, da es in jenen Gegenden nur wenig Brennholz gibt. Was sie davon nicht gebrauchen, packen sie in Körbe und bringen es zum Verkauf auf den Markt.

Freilich ist die Armut unter den niedern Volksklassen fast beispiellos. Die meisten Araber vermögen mit ihrem einfachen, blauen Hemde kaum die Scham zu bedecken, und doch ist dieses Hemd ihr einziges Kleidungsstück, ihr ganzer Reichthum. Nicht selten ist diese armfelige Hülle auch noch dermaßen durchlöchert, daß man von Weitem glaubt, sie sei mit gelben Lappen geflickt, während man in der Nähe sieht, daß es die gelbe Haut ihres Körpers ist, welche durch die Löcher schimmert. Solchen wandernden Bildern des Elendes begegnet man zu Hunderten auf den Straßen. Kommt ein Europäer in eine Stadt oder in ein Dorf, so laufen ihm gleich ein Duzend nackte Kinder nach, die ihn auf arabisch mit einem guten Morgen begrüßen und sogleich ihre Hände aufhalten, um eine Gabe in Empfang zu nehmen. Gibt man den einen etwas, so lassen die andern nicht ab und verfolgen den Fremden durch die Stadt, bis er abermals etwas austheilt, seien es zuletzt auch nur einige Hiebe mit dem Stocke, worauf sie schreiend abziehen. Doch sind sie so klug, zu wissen, daß ein Fremder lieber etwas gibt, ehe er sich von ihnen durch die ganze Stadt verfolgen läßt. Schier noch zudringlicher, als diese kleinen Straßenbettler, sind die Eselstreiber, die jedem in einem ganzen Rucke Vorübergehenden mit furchtbarem Geschrei die Tugenden ihrer Thiere anpreisen. Es sind meist ebenfalls Buben, die zu Duzenden in den Straßen stehen, den nahenden Fremden alle zugleich umringen und sich oft einander in die Haare gerathen. Hat man sich den einen mit Gewalt vom Halse geschafft, so fällt man kaum

zwanzig Schritte weiter in die Hände eines Andern, und man thut wohl, immer einen Stock mit sich zu führen, um sogleich drein zu schlagen, wenn keine Redensarten mehr helfen wollen. Mit diesem Miethhandel verdienen indessen diese Buben viel Geld, denn Herren und Damen, Arme und Reiche, Schwarze und Weiße, Jung und Alt — Alles reitet. Nur muß man diese Eselstreiber zu behandeln wissen, sonst kommt man mit ihnen nicht aus. Sie fordern nämlich unverschämt und werden noch unverschämter, wenn man ihnen die Forderung zugesteht. Sie bedanken sich nicht einmal dafür, sondern halten gleich wieder die Hand zu einem Trinkgelde auf. In diesem Falle kann man nichts Besseres thun, als dem Buben ein solches mit dem Stocke zu reichen, worauf er gewiß sogleich zur Demuth zurückkehrt. Hat man indessen einen Esel gemiethet und ihn bestiegen, so darf man nur dem Buben sagen, wohin man will, und unter dem fortwährenden Geschrei des Führers: „Rihlek gamalek!“ (vorgesehen!) geht es im raschesten Laufe durch die engen menschengefüllten Gassen. Will das Thier in seinem Eifer ermatten, so stachelt es der Treiber mit einem eisenbeschlagenen Stocke zu neuer Thätigkeit an, und alle, „die nicht selbst Esel sind,“ weichen dem Reiter aus. Zwei Reiter können neben einander vorüber, begegnen sich aber zwei bepackte Thiere, so muß gewöhnlich eins wegen Mangel an Raum wieder zurückgeführt werden, wobei es oft blutige Händel gibt. Obwohl eine fast unglaubliche Anzahl solcher Thiere in jeder ägyptischen Stadt vorhanden, so ist doch an Festtagen selten eins zu bekommen, wenn man es nicht zum Voraus gemiethet hat. Denn an solchen Tagen reiten ganze Familien schaarenweise zu den Thoren hinaus, entweder auf die Jagd oder in ihre zwei Stunden von der Stadt entfernten Lustgärten. An einem solchen Tage muß man vier Piafter, etwa acht gute Groschen, Miethgeld für ein Paar Stunden bezahlen, während

man zu andern Zeiten für die Hälfte und noch weniger ein solches Saumthier vom Morgen bis zum Abend benutzen kann. Vornehme und reiche Familien haben ihre eigenen, und ich habe die ersten Generale mit ihren Frauen fast täglich durch die Stadt reiten sehen, während ihr Bedienter (Zeisz), die Hand auf das Kreuz des Esels gelegt, ihnen nachläuft. Sobald dagegen ein solcher Herr sich eines Pferdes bedient, so läuft der Bediente, eine Peise in der Hand, voran, damit der Herr das erste aller orientalischen Bedürfnisse sogleich an Ort und Stelle bereit findet. Einen Ausritt des Vicekönigs habe ich oben bei Gelegenheit der Erzählung meines Ausfluges von Kairo nach Schubra beschrieben. Zuweilen fährt Mehemed Ali auch in einem schweren, mit vier Pferden bespannten Wagen aus, dem zwei Läufer vorauslaufen, während er zu beiden Seiten von Reitern und hinten von den Peisenträgern begleitet ist. Nie habe ich ihn mit sechs Pferden ausfahren sehen. Auch die Frauen des Pascha reiten und fahren je nach ihrem Belieben, doch werden sie von der Menge weder beachtet noch begrüßt, und nicht einmal einer der Wache haltenden Soldaten präsentirt das Gewehr vor ihnen. Außer diesen europäischen hat man noch altmodische Wagen, die jedoch nicht gezogen, sondern von zwei Kameelen nach Art einer Portehaise getragen werden. Darin sitzen mit untergeschlagenen Beinen 5 bis 6 Frauen, deren tief verschleierte Figuren man durch die hölzernen Gitterfenster sehen kann. Die Kameele tragen als Zierde einen bunten Federbusch auf dem Kopfe. Wenn sich die Frauen dieses Wagens nicht bedienen, so gehen sie wohl auch tief verschleiert über die Straße, doch so, daß der verschnittene Neger, dem die Aufsicht über den Harem anvertraut ist, mit einem türkischen Säbel bewaffnet ihnen vorangeht und die Frauen ihm der Reihe nach folgen. Diese Reihenfolge beobachteten sie auch beim Reiten, aber dann reitet ihnen der

Wächter auf einem arabischen Pferde voraus, und die Frauen folgen ihm auf Eseln, deren Sättel jedoch so hoch gebaut sind, daß sie dieselben nur mittels einiger Stufen, welche sich an jedem Hause der Reichen finden, besteigen können. Zuweilen begegnet jedoch ein Esel einer Eselin, und dieser läuft, unbekümmert um die schöne Last auf seinem Rücken, jener nach und setzt die schwache Frau, die den Ungefügigen nicht zu bändigen vermag, und ehe der Sklave ihr zu Hülfe kommen kann, nicht selten unsanft auf die Erde. Um nun wieder auf ihren Sitz zu gelangen, befiehlt sie dem Diener, die Hände auf die Erde zu stützen, und steigt so über seinen Rücken hinweg wieder in den Sattel.

Die Posten in Aegypten, vorzüglich die von Alexandrien nach Kairo und Suez, werden nicht, wie bei uns, durch Pferde, sondern durch Dromedare besorgt, die zwar nicht so schnell wie jene, aber von desto längerer Ausdauer sind. Die Posten nach kleineren Stationen, oder von den Vorstädten in die Stadt werden durch laufende Postillone bedient. Sie tragen Schellen in den Händen, die sie an den Thoren ertönen lassen, um ungehindert passiren zu können.

Wie in Konstantinopel, so darf man auch in Alexandrien und Kairo Nachts die Laterne nicht vergessen, da die Stadt nicht beleuchtet ist und die Türken sich gewöhnlich schon um 9 Uhr zu Bette legen. Wird man Nachts in den Straßen ohne eine Laterne angetroffen, so setzt man sich hier denselben Verlegenheiten wie dort aus, und wird am andern Tage mit einem Verweise entlassen. Anders als mit den Europäern wird mit den Arabern in einem solchen Betretungsfalle verfahren; diese werden nach Vorschrift der türkischen Geseze hart bestraft.

Am allerstrengsten wird jedoch Diebstahl und Betrug geahndet, und daher kommt es, daß man das kleinste Kind in

einen Laden oder ein Gewölbe schicken kann, um etwas einzukaufen; es wird nie das Geringste an Maß oder Gewicht fehlen; das Kind müßte denn in den Laden eines Juden gerathen sein, der, er mag sein, in welchem Lande er will, immer auf Betrug ausgeht. Betrügerische Bäcker werden mit den Ohren an die Thüre ihres Ladens genagelt, oder erhalten die Bastonade, auf dieselbe Weise, wie ich solche während meines Aufenthaltes in der Moldau an mehreren vollziehen gesehen und beschrieben habe. Hat sich indessen Einer mehrfacher Diebstähle schuldig gemacht, so werden ihm die Füße zur Hälfte abgehauen und die Finger von den Händen geschnitten, damit sie dieselben nicht mehr zum Eingriff in anderer Leute Taschen benutzen können. Die frischen blutenden Wunden werden mit siedendem Oele getränkt, damit der Brand nicht dazu komme, und die Verbrecher sodann als warnende Schreckbilder wieder in Freiheit gesetzt.

Wie bei uns sieht man auch ganze geschlossene Gesellschaften von Sträflingen, die alle öffentlichen Arbeiten in und außer der Stadt verrichten müssen, und wer die Ehre genießen will, in dieselbe aufgenommen zu werden, darf nur eine Kuppelwirthschaft treiben und sich dabei ertappen lassen. Wenn er sein Beginnen nicht mit dem Kopfe bezahlen muß, so ist er gewiß, einen Platz in jenen geschlossenen Vereinen zu erhalten. Am aller schnellsten wird der Mörder bestraft; von Gefängniß, Untersuchung, Urtheil u. s. w. ist gar keine Rede; der nächste Baum ist sein Galgen. Ich bin unwillkürlicher Zeuge einer solchen schnellen Execution gewesen. Von den Pyramiden zurückgekehrt, kam ich mit meinen Gefährten in ein am westlichen Nilufer, Alt-Kairo gegenüber gelegenes Dorf, in welchem eben Markt gehalten wurde. Eine große Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern waren auf dem Plage versammelt, wo die Waaren feil geboten wurden, und wir schrit-

ten durch dieselben auf eine Obsthändlerin zu, um uns mit einigen Pomeranzen den brennenden Durst zu löschen. Da drehte sich einer meiner Gefährten, der so eben eine Frucht angebissen hatte, zufällig um, stieß einen lauten Schrei aus und ließ die Pomeranze fallen. Wir wandten uns ebenfalls und gewahrten, kaum zwölf Schritte hinter uns an einem Baume, einen in den letzten Todeszuckungen hängenden Araber mit kirschbraunem Gesichte, dem die Augen aus dem Kopfe getreten waren, und dem schwarzes Blut aus der Nase und weißer Schaum aus dem Munde quoll. Als die umstehenden Knaben sahen, daß der Baumelnde unsere Aufmerksamkeit erregt hatte, nahmen sie Steine und warfen ihn damit ins Gesicht, daß Blut und Schaum weit umherspritzten. Kaum vier Schritte davon sahen arabische Frauen, die Butter, Käse und andre Waaren feil hatten, und schienen sich wenig um das, was um sie her vorging, zu kümmern. Ich erkundigte mich bei einer derselben, was der Gehängte begangen habe, und erfuhr, daß er seinen Ortsvorgesetzten erschlagen, der seinen Sohn zum Soldaten eingefangen hatte. Eine regelmäßige Aushebung der Rekruten ist nämlich nicht gebräuchlich; der Ortsvorstand eines Dorfes erhält den Auftrag von der Regierung, so und so viel Mann zu liefern, und muß nun zusehen, auf welche Weise er die aufgegebene Anzahl zusammenbringt. So oft ich später Pomeranzen aß, dachte ich nicht ohne innere Nührung an das Schicksal des armen Mannes, der, um seinen Sohn zu retten, sein Leben auf eine so schmälige Weise verlor.

Von der grausam strengen Ausübung der Rechtspflege mögen folgende Beispiele zeugen. Ein Pferdeknecht eines Schwiegersohnes des Vizekönigs hatte für 5 Para (2 $\frac{1}{2}$  Pfennig) Milch getrunken und war davon gegangen, ohne sie der Verkäuferin bezahlt zu haben. Das Weib verfolgte ihn schreiend bis an den Palast seines Herrn. Dieser hört die Klägerin an und

läßt dann den Beklagten vor sich fordern. Er fragt ihn, ob es wahr sei, daß er Milch getrunken, und dieser läugnet es hartnäckig. Die Frau besteht auf der Anklage und jammert über den Verlust der 5 Para, von denen sie einen ganzen Tag leben kann. Da fragt der Herr mit zornigem Blicke noch einmal den Schuldigen, ob die Klage der Frau gerecht sei? und als dieser abermals beim Längnen verharret, droht er ihm mit Verlust seines Lebens, wenn er gelogen. „Du sollst Gerechtigkeit erhalten,“ sagte der Pascha zu dem jammernden Weibe. „Ich lasse dem Sklaven den Leib aufschneiden, und findet sich darin nicht, daß er Milch getrunken, so lasse ich dir stückweise das Fleisch vom Leibe reißen und den Hunden vorwerfen.“ Sie blieb bei der Anklage, und sogleich wurde die Operation, unter welcher der „Zeisz“ verschied, in ihrer Gegenwart vorgenommen. Man fand die Milch in seinem Magen, und der Pascha ließ dem Weibe die 5 Para auszahlen.

Ein andres Beispiel strenger Gerechtigkeit wurde bald darauf an allen Straßenecken erzählt. Ein Schmied hatte ein Pferd desselben Schwiegersohns Ali's beim Aufschlagen eines Hufeisens vernagelt, und wurde deshalb mit einem seiner Handwerksgeoffen vor den Gebieter gefordert. Kaum war er in den Vorhof des Palastes eingetreten, als er von mehreren Sklaven gepackt und zu Boden geworfen wurde. Sogleich wurden dem vernagelten Pferde zwei Eisen abgerissen und dem mitgebrachten Schmiede der Befehl ertheilt, sie seinem Gefährten aufzuschlagen. So sehr sich auch das Herz des Mannes dagegen sträubte, er mußte gehorchen, und als er mit diesem traurigen Geschäfte zu Ende war, sagte der Pascha höhrend zu dem Unglücklichen: „Nun laufe einmal, damit du auch die Schmerzen kennen lernst, die du meinem Pferde verursacht hast, und dich für die Zukunft geschickter benimmst.“

Das Gerücht dieser tyrannischen Handlung war zu den

Ohren seines Schwiegervaters gedrungen, der sich, da es eben Sommer war, nicht in Kairo, sondern in Alexandrien aufhielt, um die frische Meeresluft zu genießen. Und obwohl das Leben dieses Mannes nicht rein von Grausamkeiten ähnlicher Art ist, so beschloß er doch die gräßliche That seines Schwiegersohnes zu rächen. Bald darauf mit Anbruch des Winters, der sich in Alexandrien durch dreimonatlichen Regen kund gibt, kehrte der Vicekönig nach Kairo zurück. Denn hier zeichnet sich die Winterzeit durch die schönsten Frühlingstage aus. In seinem Schlosse angelangt, lud er seinen unmenschlichen Schwiegersohn, wie gewöhnlich, zum Kaffee und unterhielt sich mit ihm von allerlei Dingen, ohne des vernagelten Pferdes mit einer Sylbe zu gedenken. In dem Kaffee jedoch, den jener sorglos trank, lauerte der Tod, und er starb, um für die Zukunft kein vernageltes Pferd mehr zu reiten, nach Verlauf von wenig Tagen. Große Freude soll Mehemed Ali empfunden haben, als er die in den Gewölben seines Schwiegersohnes aufgehäuften Schätze in Empfang nahm. Wie hoch sich die Summe derselben belief, konnte nicht bestimmt werden, aber schon wenige Tage nach dem Tode ihres Besitzers wurden sie auf Kameelen nach der Festung gebracht. Dem Alten mochten sie sehr erwünscht sein, der ja, wie bekannt, immer in Geldverlegenheit ist, so daß er oft die Baumwolle, noch ehe sie blüht, an die Engländer um eine Ueberschlagssumme verkauft, oder sie centnerweise durch seinen ersten Minister an die Kaufleute und Juden losschlägt, um nicht in höchsteigner Person den Hausirhandel zu treiben. Der Vicekönig ist nämlich alleiniger Besitzer aller Baumwollenpflanzungen, deren Zucht im ganzen Lande nur für seine Rechnung und die der königlichen Magazine betrieben wird.

Ueber die Reinlichkeit in den Städten hat der jedesmalige Paschakah — Platzcommandant — zu wachen, und er weist al-

len denen ihre Stellen an, die Geflügel, Eier, Butter, Käse, Gemüse u. s. w. zum Verkauf auf den Markt bringen. Dennoch kann er nicht verhüten, daß seine Anordnungen und Befehle oft unbeachtet bleiben und sich die arabischen Hökerweiber, um ihre Waaren besser und eher zu verkaufen, ihre Plätze selber meist in den Straßen der Europäer wählen. Sie hatten dies in Alexandrien öfter versucht, obgleich sie nicht selten von ihren selbstgewählten Plätzen mit Verlust ihrer ganzen Vorräthe durch den Paschakah vertrieben worden waren. Eines Morgens hatte ich in der Frankenstraße einige Hühner gekauft und selbige einem Knaben gegeben, um sie in meine Wohnung zu tragen, als mit einem Male ein Aufruhr entstand, und die Frau, der ich das Geld für die Hühner bezahlen wollte, davon lief. Eiligst folgten ihr die andern im Bewußtsein ihrer Schuld nach, und als ich mich nach der Ursache dieser allgemeinen Flucht umjah, erblickte ich den Paschakah zu Pferde in Begleitung seiner vier Diener, die, ihrem Gebieter voranreitend, 6 Fuß hohe Stäbe auf den Achseln trugen. Sogleich unringten diese die Flüchtigen; die Weiber mußten sich in Reihe und Glied stellen, und nun wurde die Strafexecution für die Uebertretung der Befehle vorgenommen. Diejenigen, die mit Brot handelten, bekamen zuvor einige Hiebe, sodann wurde von den Dienern das Brot in Stücke zerrissen und auf die Straße geworfen, damit sie es nicht mehr verkaufen konnten. Die Verkäuferinnen von Geflügel hatten mit jenen gleiches Schicksal; sie bekamen erst einige Schläge auf den Kopf, dann wurden ihre Gatter, in welchen sie das Geflügel hatten, geöffnet und dasselbe freigelassen, so daß es einfangen konnte, wer da wollte. Die Gemüseverkäuferinnen kamen noch übler weg; sie mußten sich auf die Straße setzen, und nun schlugen die Gerichtsdienner mit den Kohlhäuptern, den Zwiebeln und Lauchstängeln so lange auf ihren Köpfen herum, bis kein Stück

mehr ganz und brauchbar war. Am allerschlimmsten aber erging es einer Eierverkäuferin. Sie mußte sich ganz gerade und mit erhobenem Haupte hinstellen, und damit sie diese Stellung nicht ändere, standen zu beiden Seiten zwei Diener mit erhobenen Stöcken; die beiden andern nahmen ihren Eierkorb, der etwa 250 Stück enthielt, traten 8 bis 10 Schritte von der Delinquentin zurück und warfen ihr sämtliche Eier ins Gesicht und vor die Brust, so daß sie bald über und über gelb geschminkt, und ihr Gesicht kaum noch zu erkennen war. Lachend ritt nun der Baschakah mit seinen Dienern davon. Nichtsdestoweniger sah ich dieselben Weiber nach einigen Tagen wieder auf derselben Stelle, und hörte, wie sie über das Schicksal, das sie betroffen, scherzten und lachten. Solche und ähnliche Beispiele willkürlicher, grausamer Gerechtigkeit ereignen sich fast täglich in den ägyptischen Städten, und ich habe einige derselben hier angeführt, um dem Leser zu zeigen, auf welcher niedrigen Stufe die Pflege des Rechts und der Polizei in jenem Lande noch steht. Wenden wir uns nun zu andern Gegenständen.

Die Einwohner Aegyptens sind von Natur wohlgebildet, und man kann das ganze Land durchreisen und wird doch selten Jemand zu Gesicht bekommen, der durch einen merklichen Leibesmangel verunstaltet wäre. Ihre Körperfarbe ist verschieden, weiß, schwarz, braun, gelb, letztere jedoch keine natürliche, sondern eine durch Kunst erzeugte. In der ersten Jugend werden nämlich die Kinder von ihren Eltern mit Salz und Del eingerieben und darauf so lange den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, bis sie wieder trocken geworden sind. Dadurch verhärtet sich ihre Haut gleich einem Büffelfelle, so daß weder Hitze noch Kälte mehr Eindruck auf sie machen. Nicht einmal die Fliegen und andre Insekten, die sich vor ihren Augenhöhlen, wie Bienen vor der Mündung ihres Korbes,

versammeln, scheuchen sie fort, denn sie sind unempfindlich gegen die Stiche derselben, oder zu träge, sie zu verscheuchen, und bereuen gewöhnlich ihre Trägheit erst dann, wenn sie blind geworden sind. Eben so wenig Sorgfalt verwenden die ärmern Volksklassen auf die Füße ihrer Kinder, die weder durch Schuhe noch Strümpfe geschützt sind, und da sie immer baarfuß auf dem heißen Sande umherwandeln müssen, so springen in spätern Jahren ihre Fußsohlen so auseinander, daß eine Harfenschlägerin auf den bloß liegenden Flechten ihre Kunst produciren könnte. Die Reichen und Angesehenen verschonen natürlich ihre Kinder mit jenem ekelhaften Firniß und verwenden vielmehr alles Mögliche auf die natürliche Ausbildung derselben, die in Schönheit der Körperform und der natürlichen weißen Hauptfarbe den Kindern der Europäer nicht nachstehen. Und sowohl die Töchter Aegyptens als Palästina's würden sehr ungehalten über den ungalanten Reisenden sein, der in dieser Beziehung einem europäischen Mädchen den Vorzug vor ihnen einräumen wollte.

Die Kleidung der Aegypter richtet sich nach Stand und Würden; die Mode hat gar keinen Einfluß auf sie, noch weniger bringt sie eine Veränderung derselben hervor. Die Einwohner Aegyptens und Palästina's weichen in ihrer Kleidertracht von ihrer alten und ehrbaren Gewohnheit nicht ab, und noch jetzt kann sich der Enkel mit dem Gewande seines Urgroßvaters schmücken, ohne darin lächerlich zu werden. Der Anzug der Männer in Aegypten ist von dem der Frauen nur sehr wenig verschieden und im Ganzen dem ernstern Charakter der Nation angemessen. In den Städten besteht die Körperhülle der männlichen Bevölkerung fast durchgehends in leichten weiten Beinkleidern, in einem langen Hemde (Frodje) mit weiten, und einem Unterrocke mit engen Ärmeln, der bis auf die Füße fällt und „Dolman“ genannt wird. Diesen binden

ſie unter der Bruſt mit einem Gürtel oder Shawl, der, mit Gold- und Perlenſtickereien verziert, mehrmals um den Leib geſchlungen werden kann. In dieſem Gürtel ſtecken ihre Waſſer, während der Tabaksbeutel und die Gelbbörſe zu beiden Seiten der Bruſt verwahrt ſind. Ihre Strümpfe ſind von Tuch, und ihre Schuhe meiſtens aus Schaafleder verfertigt und von gelber Farbe. Ueber den gelben Schuhen tragen ſie gleichſam als Ueberſchuhe eine Art rother Pantoffeln, die ſie, wenn ſie auf Beſuch oder zur Moſchee gehen, vor der Thüre ausziehen; an Reitern ſieht man zuweilen auch zierliche Halbſtiefeln. Der Kopfpuz beſteht aus einem weißen Turban, der beinahe ſo viel Zeug wie ein Unterrock erfordert und ſo ſchwer iſt, daß ſeine Laſt in heißen Sommertagen einem Europäer unerträglich ſein würde. Dennoch ſchützt er wiederum am beſten gegen die Sonnenſtrahlen, wie ich eigens auf meiner Wanderung nach dem Sinai erfahren habe. Dieſe Kopfbedeckung wird nicht, wie bei uns, bei Begrüßungen abgenommen, ſelbſt nicht vor den ehrwürdigſten Perſonen; der Gruß des Arabers beſteht darin, daß er die rechte Hand vor den Mund, dann vor die Stirn und zuletzt auf die Bruſt legt und dazu das Haupt verneigt.

Die Tracht der Frauen beſteht ebenfalls in weiten ſeidnen Beinkleidern und mehreren Ober- und Unterröcken von rother, grüner, gelber Farbe, die man alle ſehen kann, da das eine Gewand immer etwas kürzer iſt, als das andre. Den Kopf bedecken ſie mit einem ſchwarzſeidnen Schleier, der zu beiden Seiten herabhängt und den ſie wie eine Schleppe nach ſich ziehen. Ein handtuchartiger Streifen fällt über die Wangen bis zu den Füßen hinab; über der Naſe ſteht er mit einem weißen ſchmalen Bande in Verbindung, das abermals einen Theil des Geſichts verhüllt und bis zum Hinterhaupt ſich hinzieht. An dieſem Bande hängen von der Stirn über

die Nase bis zum Mund herab klingende Goldmünzen so dicht an einander, daß die Damen kaum sehen können und zuweilen ihre besten Freundinnen, wenn sie ihnen auf der Straße begegnen, nicht eher erkennen, bis sie an einander treten und ihre Binden und Bänder, die sich wie Vorhänge auf- und zuziehen lassen, entfernen. Ihr Gruß ist derselbe wie bei den Männern.

Die Kleidung der Armen ist, wie schon einmal erwähnt, sehr dürftig, und besteht bei den Männern lediglich aus einem blauen Hemde, das um den Leib gegürtet ist, auch tragen sie einen Turban. Dasselbe blaue Hemd, das jedoch oft kaum im Stande ist, ihre Blöße zu bedecken, dient den Weibern zur Kleidung. Außerdem winden sie noch ein blaues Tuch um den Kopf, das zu beiden Seiten in kurzen Zöpfeln herabhängt. Als Fuß tragen sie an Händen und Füßen große gläserne Ringe von verschiedenen Farben, die in Hebron, unweit Jerusalem, gefertigt werden. In einem der Nasenflügel haben sie nach Art der Bären einen eisernen oder bleiernen Ring, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie nicht wie jene daran herumgeführt werden. Mich wundert indessen, daß es noch keinem Europäer eingefallen ist, einer solchen Aegypterin einen Strick durch ihren Nasenring zu ziehen und sie in seinem Vaterlande für Geld sehen zu lassen. Nicht selten gerathen solche ägyptische Frauen aus der untersten Volksklasse mit einander in Streit, und ich habe mit eignen Augen gesehen, wie zwei in ihrer Wuth sich in die Nasenringe faßten und nicht eher los ließen, bis die eine mit dem Ringe ihrer Feindin auch zugleich ein Stück von deren Nase in den Händen hatte. Dieses hemdartige Gewand, das einzige, das Männer wie Frauen besitzen, tragen beide so lange, ohne es zu waschen, bis es ihnen stückweise vom Leibe fällt, und kümmern sich wenig darum, wenn es ihre Schaam nicht mehr zu bedecken im Stande

ist; ja es gibt Männer, die man als melancholische Heilige verehrt, welche ganz nackt, ohne daß sonderlich darauf geachtet wird, in den Städten und Dörfern umhergehen. Unwissenheit und Armuth sind unter dieser Klasse, die in Schmutz und Koth auferzogen wird, besonders vorherrschend. Dennoch gibt es in ihr eine Art Mittelstand, der die Schulen besucht, eine gewisse Bildung hat, Handel und Gewerbe treibt und sich mit dem kleinen Gewinne begnügt, den diese für ihn und seine Familie abwerfen.

Die Lebensart der Aegypter ist sehr mäßig und nüchtern, daher ste auch ihr Leben bis in die spätesten Jahre hinauszuziehen und ihre Tage mit sanftem Tode beschließen. Bei gewöhnlichen Mahlzeiten begnügen sich sogar Personen von hohem Range mit einem aus Reis, Graupen und Hammelfleisch dick gekochten Gericht. Die Schüssel ruht auf einer großen Platte; ringsum liegen Teppiche, auf welchen die Gesellschaft Mittags und Abends beim Essen mit untergeschlagenen Beinen Platz nimmt. So wenig als Tische, Sessel, Stühle, kennen sie Messer, Gabel und Löffel und betrachten diese Geräthschaften des Platzes nicht werth, den sie einnehmen. Sie langen die Speisen mit den Händen aus den Schüsseln, das Fleisch wird in Stücke geschnitten und so weich gekocht, daß es gar leicht zerfällt oder doch mit den Fingern zerlegt werden kann. Der Reis wird ohne alle Brühe angerichtet, den sie dann ohne Löffel mit den Händen, so wie das Fleisch ohne Messer und Gabel, nach dem Munde führen. Ja einige Türken wollen sogar behaupten, Mahomed habe diejenigen, die mit drei Fingern zu essen pflegen, mit einer Art von Ablass begnadigt. Ihre Kochgeschirre und Tischgeräthe bestehen aus einigen Kesseln, zwei oder drei hölzernen Näpfen, worin ste die Suppe und das Fleisch anrichten, einigen kupfernen Tellern und Bechern. Alles ist nach dem Verhältniß der wenigen Gerichte abgemessen,

und der Ueberfluß findet in diesen Häusern kein Obdach. Die Aegyptier lieben große Gastereien nicht und nehmen nur selten an solchen Antheil, ja sie besuchen sich unter einander nur wenig, und ein geselliger Ton ist ihnen fremd. Den Ausländern erzeigen sie jedoch im Falle eines Besuches eine besondere Gastfreundschaft, die freilich von der Art der unsrigen sehr verschieden, aber zugleich mit einer ernsthafteu Aufrichtigkeit verknüpft ist und sowohl von den im Lande gebornen Christen als Türken auf das Genaueste befolgt wird. Will man einen Türken besuchen, so zieht man vor der Thüre seine Schuhe und Stiefeln aus, behält aber die Mütze oder den Hut auf und tritt dann mit kreuzweise über die Brust zusammengelegten Händen und mit einer Verbeugung des Kopfes in das Zimmer. Sogleich wird einem ein Platz auf dem Divan neben dem Herrn angewiesen, sodann bringt ein Diener eine Tasse schwarzen Kaffee ohne Zucker und später eine brennende Tabakspfeife. Ist diese ausgeraucht, dann erst fragt der Herr nach dem Zwecke des Besuches, und ist dieser erörtert, so entfernt man sich wieder mit denselben Ceremonien, die beim Eintritte statt fanden. Frauen sieht man nie in den Zimmern ihrer Männer, und dadurch entbehrt die Unterhaltung der Lebendigkeit und Würze, die jedoch die in Aegypten gebornen und aufgewachsenen Menschen nicht vermiffen, weil sie sie nicht kennen. Die Frauen wohnen in einer andern Abtheilung des Hauses, im Harem, unter Aufsicht eines Verschnittenen, der sie auf allen ihren Gängen begleitet. Alle Geschäfte werden unter Männern abgemacht, und man sieht sich im Gewölbe eines Kaufmanns vergebens nach einem weiblichen Wesen um, und ein unkundiger Käufer würde übel ankommen, wenn er etwa, wie es in Europa üblich ist, zu dem ernstestn Verkäufer sagen wollte: „Lassen Sie Ihre Frau kommen, mit der handelt es sich leichter und besser.“ An ein langes Handeln und Bieten ist unter

Arabern und Türken gar nicht zu denken, nur Juden und Griechen schlagen die Hälfte des Kaufpreises vor und zwingen so den Käufer, wenn er sich nicht betrügen lassen will, zu einem ermüdenden Feilschen.

Bei dieser nüchternen, einfachen Lebensart geht dem Aegyptier, weß Standes und Alters er auch sein mag, nichts über die Bequemlichkeit, und darum sind auch fast alle Professionisten darauf bedacht gewesen, ihre Geschäfte sitzend betreiben zu können. Der Schmied hämmert und feilt, der Tischler sägt und hobelt sitzend, der Drechsler zieht sitzend den Bogen mit der einen Hand und hält in der andern das Instrument, das er zuweilen zwischen die drei Behen bald des rechten, bald des linken Fußes nimmt und damit an dem Holze oder Horne, aus dem er die schönsten Arbeiten verfertigt, auf und nieder fährt. Die Maurer legen ohne Nivwa ihre Steinplatten, indem sie so lange Wasser darauf gießen, bis es in der Mitte stehen bleibt und so darthut, daß die Platte wagerecht liegt. — Die Bäcker brauchen kein Gewicht zu ihrer Waare, sie wiegen dieselbe in ihrer Hand ab, und diese weiß immer das rechte Gewicht zu treffen. Das Brod wird aus Weizenmehl gebacken und in den Straßen zum Verkauf herumgetragen und auch in die öffentlichen europäischen Kaffeehäuser gebracht. Wenn die Verkäufer jeden Morgen ihre frische Waare dorthin bringen, nehmen sie die vom gestrigen Tage übrig gebliebene wieder zurück, denn man ist in Aegypten selten Brod, das über Nacht gelegen hat.

Wie in ihrem Hause, so lieben die Aegyptier auch auf der Straße die Bequemlichkeit über Alles. Hier sitzen einige auf ihren Polstern und bieten Südfrüchte dar, daneben handeln Andre mit ranziger Butter und ekelhaften Käsen, die, wie Klöße gestaltet, in ihrer eigenen Brühe schwimmen. Zwischen diesen sitzen zwei Araber, die sich gegenseitig die Köpfe rasiren,

dicht bei dem Gefäße, worin der Schmierkäse duftet. Nur ein kleiner Büschel Haare auf dem Scheitel wird vom Messer verschont, aber im Gesichte bleibt der ganze Bart stehen, und nur wenige wagen sich mit dem Messer an die Lippen. Die kurzen Haupthaare weht der Wind in das nahe Gefäß, aber den Eigenthümer kümmert das nicht im Mindesten, denn er setzt seine Gewaaren doch ab. Mit der Hand, die noch kurz zuvor ein nacktes schmutziges Kind geprügelt, wird der Käse gereicht, etwas Brühe hinzugeschöpft und dieselbe sodann mit der Zunge wieder reinlich abgeleckt. Ueberhaupt scheint ihnen die Zunge als Waschschwamm für die stets schmutzigen Hände zu dienen. Andre bringen gekochte Saubohnen zu Markte und verkaufen sie an die Armen, die so faul sind, sich dergleichen selbst zu kochen. Tausende nähren sich das ganze Jahr hindurch von diesem einzigen eben nicht sehr schmackhaften Gerichte. Andre holen sich ihre Nahrung aus den Garküchen; die sich zu ebener Erde mitten in der Straße befinden. Für ein Paar Paras erhalten sie hier hinreichend, dann kaufen sich Mann und Frau für 2 Pfennige Brod, setzen sich unweit der Garküche auf die Straße und verzehren in gemächlicher Ruhe ihre Mahlzeit, die oft der ganzen zahlreichen Familie nicht mehr als 4 bis 6 Pfennige kostet. In großen Städten findet man Tausende solcher Garküchen, deren Inhaber Türken oder Neger sind. Sie kochen in der Regel nur für die ärmern Volksklassen, die entweder zu träg oder zu unwissend sind, sich selbst ein Gericht zuzubereiten oder in ihren ärmlichen Hütten keinen Platz für einen Heerd haben. Was in den Garküchen nicht aufgezehrt worden ist, bieten die Inhaber auf offener Straße zum Verkauf aus, ja sie tragen nicht selten kleine Feuerherde auf den Köpfen, setzen die Speisen darauf, damit sie warm bleiben, und bringen sie so vor die Thüren ihrer Kunden, die dadurch der Mühe überhoben werden, selbst danach

zu gehen. So billig die Speisen sind und so bequem diese Einrichtung ist, so wird sie doch nur von Eingeborenen, selten von europäischen Reisenden benutzt. So wird in Aegypten Alles auf offener Straße abgemacht, Essen, Trinken, Schlafen und auch manches andre Geschäft, welches sonst dem Auge des Tages verborgen bleiben sollte, aber eben wegen der Bequemlichkeit der Einwohner nicht verborgen bleibt. Die Verkäuferinnen tranken ihre Säuglinge vor Aller Augen und lassen sie oft dicht neben ihrer zum Verkauf ausgelegten Waare ihre Nothdurst verrichten. Ist der Markt zu Ende, so nehmen sie das kleinste Kind beim linken Fuße und linken Arme, schleudern es sich über den Kopf, so daß es rittlings auf die Achsel zu sitzen kommt, und überlassen es dann dem Kleinen, sich da oben fest zu halten, wie es geht. Und ich habe Kinder von kaum einem halben Jahre auf diese Weise behandeln sehen, die dennoch nicht herunterfielen. Nun packt die Mutter so viel von ihren Geräthschaften auf den Kopf, als er zu tragen vermag, besteigt sodann den Esel, wenn sie einen hat, und reitet nach Hause, oft noch eine Freundin hinter sich, die wegen Mangel eines Saumthieres sonst zu Fuße gehen müßte.

Wohl in keinem Lande der Erde lebt man so wohlfeil, wie in Aegypten, und das Brod mag wohl nirgend so billig sein, wie hier. Für drei Pfennige erhält man so viel, daß ein erwachsener Mensch sich den ganzen Tag davon ernähren kann, ein Pfund Rindfleisch kostet 9, ein Maas Milch 3, und ein Paar junge Hühner 18 Pfennige. Letztere werden in Brutöfen bei einem gewissen Hitzegrade ausgebrütet und zu Tausenden auf den Markt gebracht, so daß mein Hauswirth täglich einige Stück seinem Hunde zum Frühstücke kaufte. Der Geschmack derselben ist indessen bei weitem nicht so zart und angenehm, als der unsrer europäischen, auf dem Wege der Natur ausgebrüteten Küchlein. Zu gewissen Zeiten kauft man in

Städtchen für 3 Piafter (6 Sgr. 8 Pf. oder 24 Kr. rheinisch) 140, auf den Dörfern 200 Eier. Eine Gans wird mit 3 bis 4 Groschen bezahlt, und sieben Stück wilde Enten oder zwölf Stück Wachteln kosten nur einen Groschen. Verschiedene andre Vögel, welche aus Europa oder von den nahen Inseln während des Winters nach Aegypten ziehen, werden zu Tausenden am Meeresufer von den Einwohnern auf Reimruthen gefangen oder von den Europäern geschossen, sodann gerupft und zum Verkauf ausgetragen. Man erhält nach Verschiedenheit ihrer Größe das Duzend für 6 bis 12 Pfennige, und sie sind wegen ihres Wohlgeschmacks bei den in Aegypten wohnenden Europäern allgemein beliebt. An grünem Gemüse ist das ganze Jahr hindurch kein Mangel, und selbst zu Weihnachten hat man verschiedene Arten, an denen sich für einen Heller vier bis fünf Personen satt essen können. Für 3 Pfennige erhält man 20 bis 30 Stück Gurken, für 1½ Pfennig 3 Bomeranzen und für dasselbe Geld eben so viel Citronen. So wenig wie die Juden, essen die Araber und Türken Schweinefleisch, und darum wird die Zucht dieser Thiere sehr spärlich betrieben, auch genießen es die Europäer nur in den Monaten December und Januar, da der Genuß desselben im Sommer hitzige Krankheiten erzeugt. Unter allen Producten ist der Wein in Aegypten das theuerste, da das Land selbst nur wenig Reben erzeugt; er kommt aus dem Auslande, meistens aus Frankreich und Spanien. Doch hat man in Alexandrien die Flasche zu 1 Piafter (2 Sgr. 3¼ Pf.), in Kairo kostet er 2 bis 3 Piafter. Angesehene europäische Familien, auch Professionisten, wenn sie in Gunst des Consuls stehen, dürfen sich jedoch zweimal im Jahre einige Fässer Wein und Brantwein kommen lassen, wenn sie vom Consul einen Erlaubnißschein dazu erhalten. Diesen zeigen sie auf der Douane

vor und erhalten den Wein ohne Eingangszoll, der sonst auf das Faß 2 Thaler beträgt.

Obwohl die Aegypter, sowie überhaupt alle Bekenner des Islam, mehrere Frauen heirathen dürfen, so machen doch nur die Reichen von dieser Erlaubniß Gebrauch, die Aermern begnügen sich gewöhnlich mit einem Weibe. Doch halten sie sich zuweilen neben ihren rechtmäßigen Weibern noch Sklavinnen, denen sie die Rechte ihrer Gattinnen einräumen, ohne daß jene etwas dawider haben dürfen. Doch sind die türkischen Frauen nicht so beschränkt, wie man gemeinhin glaubt, sie haben so gut ihre Freiheiten, wie die europäischen. In der Kühle des Abends versammeln sie sich auf den terrassenähnlichen Dächern der Häuser, oder gehen in den Gärten spazieren, oder machen Luftfahrten auf dem Nile oder auf dem Meere. Selten wird man in Aegypten oder in der Türkei hören, daß eine rechtmäßige Gattin ihrem Manne untreu wird, noch weniger, daß dieser öffentliche Häuser besucht. Dergleichen finden sich in Aegypten unzählige, und fast jede Hütte der Araber ist ein solches, obgleich diese Wirthschaften streng verboten sind. Allein die Mädchen werden von ihren Eltern nie zu häuslichen Arbeiten angehalten. Sie waschen weder ihre Wäsche, noch kochen sie selbst. Erstere lassen sie von den sogenannten Waschmännern für geringen Lohn besorgen, und ihre Nahrung holen sie sich ebenfalls für geringes Geld aus den öffentlichen Garfücken. Statt der Arbeit ziehen sie den leichtern Erwerb vor, den ihnen die Wollust bietet, und ihre ausschweifende Lebensart, verbunden mit der ihnen von Natur anklebenden Unreinlichkeit, erzeugen die ekelhaftesten Krankheiten, für deren Heilung sie nie etwas thun, sondern dieselbe dem Laufe der Natur überlassen. Wehe dem armen Europäer, der zu schwach ist, ihren Lockungen nicht zu widerstehen! Man findet die Hütten und Zelte dieser Dirnen, „Alme“ genannt, an den

Ufern des Meeres und des Nils, und sie stehen meistentheils mit den Schiffskapitänen in traulichen Verhältnissen, so daß diese jeden Europäer, den sie mit sich führen, in diese Zelte zu verlocken suchen. Doch genug hiervon! das Papier würde erröthen, wenn ich die über alle Beschreibung schändlichen und frechen Scenen bezeichnen wollte, die in solchen Häusern aufgeführt werden. Früher wurden alle Frauen, die eines unzüchtigen Umgangs mit Europäern überwiesen wurden, mit dem Tode bestraft, indem sie in einen Sack genäht und in's Wasser geworfen wurden. In neuerer Zeit hat diese tyrannische Handlung aufgehört, nicht etwa aus Mangel an schuldigen Opfern, sondern an hinlänglichen Säcken.

Immer aber bleibt es für einen Europäer höchst gefährlich, auf die Gattin eines rechtlichen Türken ein begehrlisches Auge zu richten, und ich bin Zeuge von den fürchterlichen Folgen gewesen, die sich ein ziemlich bejahrter Italiener durch seinen Leichtsinns für sein noch übriges Leben zugezogen hatte. Er war selbst Familienvater und hatte sich gelüsten lassen, eine türkische Dame in ihrem Garten am Harem zu beschleichen. Plötzlich hörte man einen furchtbaren Schrei, und als man hinzulief, fand man ihn mit ausgestochenen Augen am Boden liegen. Man hatte ihn auf einen Esel gesetzt und führte ihn mit bluttriefendem Gesicht durch die Stadt nach seiner Wohnung, wo er mit Weinen, Wehklagen und Borwürfen von seinen Kindern empfangen wurde. Noch gemeiner und unzüchtiger, als die ägyptischen „Alme“, sind die schwarzen Dirnen, die bald als Sklavinnen, bald als Freigelassene oder sogar Freigeborene in Aegypten leben. In die Sammetwangen einer solchen freien Negerin, die als Christin eine Zeit lang in Italien gelebt und von dorthier alle Sünde des Landes mit nach Aegypten gebracht hatte, verliebte sich ein mir bekannter Schloffer aus Brandenburg und versprach ihr, trotz allen warnenden

Gegenreden seiner Freunde, die Ehe. Als er nun dem Vice-Consul in Kairo seine Absicht, die Negerin zu heirathen, mittheilte, fragte ihn dieser: „Sind sie ein Christ?“ — „Ja!“ — „Ihre Geliebte auch?“ — „Allerdings.“ — „Glauben sie an Gott?“ — „Ja!“ — „Und warum glauben sie an ihn?“ — „Weil alle Menschen sagen, daß ein solcher ist.“ — Und wenn nun alle Menschen sagen, daß diese Negerin eine lüderliche Dirne ist und ich es auch sage, warum glauben sie denn das nicht?“ — „Vedreme“ (wir werden es sehen) sagte der Schloffer nach einigem Bedenken zum Consul und ließ sich bald darauf mit seiner Schwarzen trauen. Mit seinen fünf Freunden ward eine lustige Hochzeit gefeiert, die so lange dauerte, als das Faß Wein, das dabei getrunken ward. Aber schon bei der Hochzeit hatte sie die Freunde ihres Mannes liebenswürdiger gefunden, als ihn selbst, und als sich diese nach und nach zurückzogen, wollte der jungen Frau das einsame Leben in ihrem Wohnhause nicht mehr gefallen. Eines Tages kurz nach der Hochzeit langweilte sie sich dermaßen in seinen Räumen, daß sie ihren Ehegenossen mit schmähenden Vorwürfen zur Thüre hinauswarf.

„Du bist kein Mann,“ sagte sie, „du bist ein schlechter Mensch, der an keinen Gott glaubt.“ — „Ich bin Gottes Kind,“ antwortete er, „aber du bist des Teufels.“

So zankten sie sich lange, ohne daß sie in ihren Schmähereden nachgab.

„Du bist kein Christ, denn du machst kein Kreuz,“ fuhr sie fort, und ruhig antwortete er mir weiter: „Ich habe des Kreuzes genug an dir und trage es mit Geduld.“ Und in der That, er trug es geduldig, und ließ Alles über sich ergehen.

Viele Europäer leben mit solchen Negerinnen, die sie als leibeigene Sklavinnen gekauft haben und jede Stunde wieder verkaufen können, in den vertrautesten Verhältnissen. Doch

machen Europäer von diesem Rechte des Wiederverkaufs nur sehr selten Gebrauch, vielmehr schenken sie solchen Sklavinnen, wenn sie ihnen mehrere Jahre treu gedient haben, die Freiheit, so daß sie kraft des darüber erhaltenen Scheines nicht wieder verkauft werden, sondern sich verheirathen können. Dagegen werden die, welche bei Türken und Arabern in Diensten sind, nur selten frei und sterben meist, wie sie gelebt, in leibeigner Knechtschaft.

In Hochzeitsgebräuchen und Ehebündnissen sind die Aegypten sowohl wie die asiatischen Völker sehr von den Europäern verschieden, und die Ehen werden geschlossen, ohne daß das Brautpaar eher etwas davon erfährt, als am Hochzeitstage selbst. Die Eltern oder die Verwandten des Paares stiften die Ehen, wie sie ihnen am zuträglichsten scheinen; die Braut hat wenig oder gar nichts mit zu reden, und ihre Neigung wird bei der Wahl eines Mannes nicht leicht zu Rathe gezogen. Ist nun eine solche Wahl entschieden, so werden die Eltern des Bräutigams zu dem Vater der Braut zu Gaste geladen, bei welcher Gelegenheit der Tag der Hochzeit und der Preis bestimmt wird, der für die Braut zu erlegen ist. Nach der Landessitte kann nämlich der Bräutigam von seiner zukünftigen Gattin keine Mitgift verlangen, vielmehr ist er gehalten, dem Vater der Braut eine gewisse Summe Geldes für die Tochter zu bezahlen. Auch erhält die Braut aus dem Grunde keine Mitgift, damit sie keine Gelegenheit hat, stolz und herrschsüchtig zu werden, sondern sich in allen Dingen ihrem Manne unterwirft und ihre einzige Gewalt auf die vier Wände ihres Zimmers beschränkt. Je mehr Töchter also ein Vater hat, desto reicher schätzt er sich, besonders wenn dieselben wohlgebildet und gut erzogen sind. Auf den Dörfern genügt es schon, wenn man für die Braut ein Kameel, ein Maulthier oder ein Paar Esel opfert, den Städtern aber darf

man mit diesen Langohren nicht kommen. Ist man nun über die zu zahlende Summe für die Braut einig geworden und die Verlobung durch gegenseitigen Handschlag beglaubigt, so begibt sich der Bräutigam mit dem Vater der Braut zu dem Richter, um dessen schriftliche Bestätigung einzuholen. Wenn ein solches Mädchen sich verheirathet, ist sie höchstens zwölf bis dreizehn Jahre alt. Am Hochzeitstage, der oft der erste ist, an welchem Braut und Bräutigam sich von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, geht es sehr feierlich zu. Auf einem wohlgeschmückten Pferde, Maulthiere oder Kameele wird die Braut, nachdem sie zuvor von ihren verheiratheten Freundinnen feierlich gebadet und geschmückt worden ist, in das elterliche Haus, unter fortwährendem Jubel der sie umgebenden Menge zurückgebracht. Der sie begleitende Bräutigam muß es sich gefallen lassen, zu Fuß in seine Wohnung heimzukehren. Nach dem Mittagsmahle hingegen, das gewöhnlich aus Reis mit Schöpfen- oder Bockfleisch besteht, setzt er sich, ebenfalls sauber gebadet und mit weißen Kleidern angethan, auf ein Pferd und reitet dem Hause seiner zukünftigen Gattin zu. Auf dem Wege dahin kommen ihm eine Menge Frauen entgegen, die ihn unter freudigem Sauchzen und Zurufen zu dem ersehnten Ziele führen. Bald ist der Tag vergangen und mit dem hereinbrechenden Abend wird die Braut den Armen der weinenden Mutter entrisen. Ein Kameel mit einem laubenartigen, aus Palmenzweigen erbauten Thronhimmel nimmt die tief verschleierte, mit Blumen-, Gold- und Perlenschmuck überladene Braut und drei bis vier ihrer Freundinnen auf seinen geduldigen Rücken, und führt sie dem Hause des Bräutigams zu. Dem Zuge voran gehen Possenreißer mit langen Stäben, ihnen folgen einige Musikanten, deren ohrenbetäubende Musik das Jubelgeschrei der Menge noch übertönt. Der Braut zur Seite reiten ihre übrigen Freundinnen, von ihren Sklaven be-

gleitet, die zu jeder Hülfeleistung bereit sind. So bewegt sich unter immerwährendem Schreien der Zug durch die Stadt. Ist die Braut jedoch aus der ärmeren Volksklasse, so reitet sie nicht auf einem Kameele, sondern wandelt unter einem Thronhimmel, der aus vier Säulen besteht, über die ein seidenes mit goldenen, lang herunterhängenden Quasten geschmücktes Tuch gespannt ist, ohne Musik und weitere Ceremonien, und nur mit einer schlichten rothen Hose und einem blauen Hemde angethan, unter dem tollsten Jubel ihrer Begleitung durch die Straßen.

Ist der Zug vor dem Hause des Bräutigams angekommen, so geben sich Männer und Frauen in besondern Gemäthern der ausgelassensten Lustigkeit hin, und wenn die Nacht hereingebrochen ist, wird vor dem Hause des neuen Ehepaares ein Freudenfeuer angezündet und die ganze Nacht um dasselbe getanz. Mit dem Erlöschen des Feuers sind auch die Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ende.

Die Kinder der Aegypter erblicken ohne Hebamme oder sonstige ärztliche Hülfe das Licht der Welt; die Eltern glauben, daß die Natur am besten vollende, was sie begonnen. Sie verwerfen die Taufe und behalten als Abkömmlinge Abrahams die Beschneidung der Knaben bei, die sie jedoch nicht binnen acht Tagen an dem neugeborenen Kinde vollziehen, sondern meist erst im dreizehnten Jahre vornehmen, weil auch Ismael, von dem sie ihre Abstammung herleiten, erst im dreizehnten Jahre beschnitten wurde. Allein nicht alle halten an dieser Regel, sondern lassen diese heilige Handlung schon im vierten oder sechsten Jahre des Knaben verrichten. Der Tag der Beschneidung eines Knaben wird in jedem Hause festlich begangen. Im blizenden, mit Gold und Juwelen übersäten Schmucke wird der Kleine auf ein stolzes arabisches Pferd gesetzt, dessen prachtvoller, mit Edelsteinen besetzter Sattel auf



BESCHNEIDUNGSZUG IN AEGYPTEN

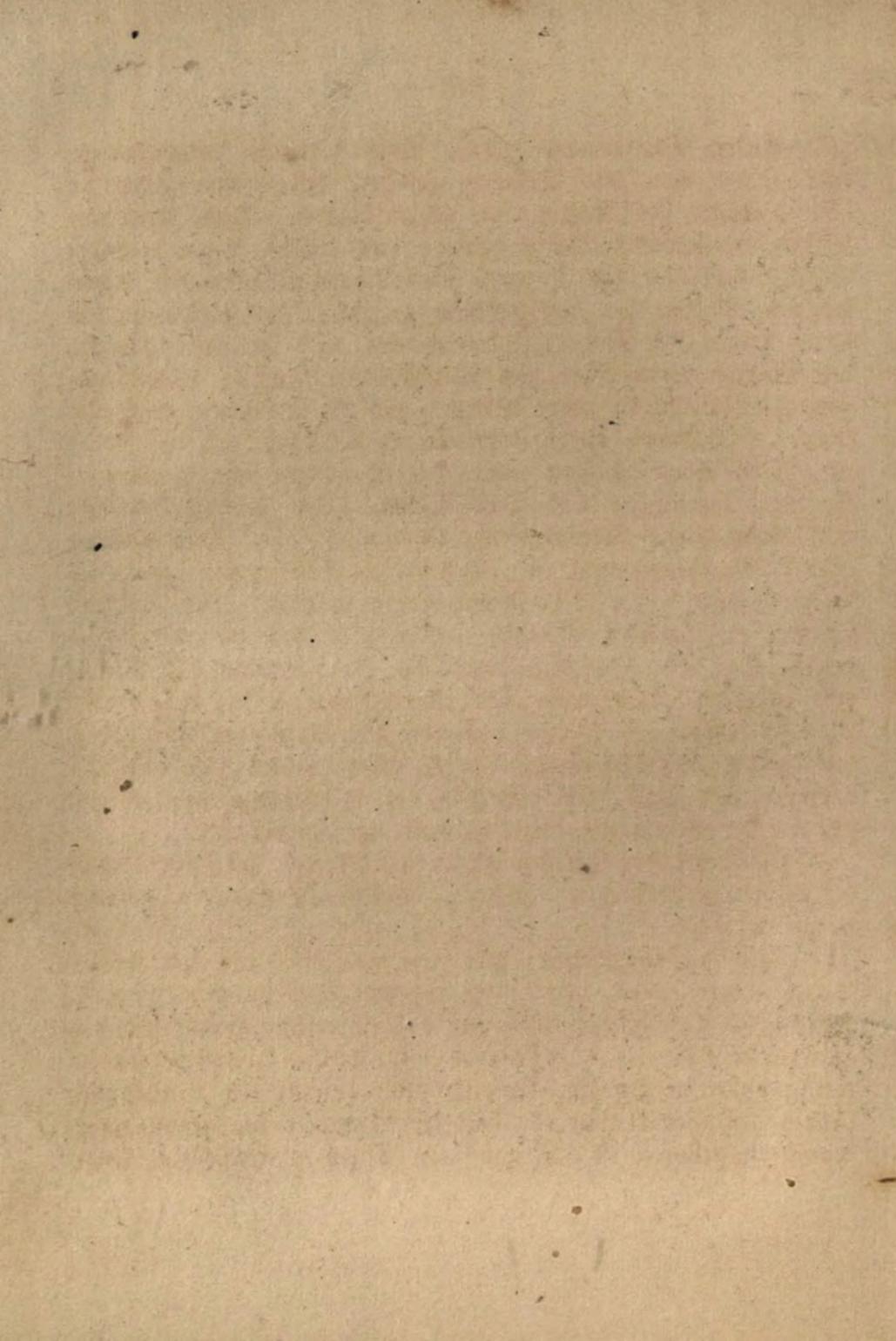


HOCHZEITZUG IN AEGYPTEN



LEICHENZUG IN AEGYPTEN

Leipzig, d. Encl. Kunst Anstalt A.H. Payne sc.



goldgestickten Schabracken ruht. Das herrliche lammfromme Pferd wird von zwei Sklaven geführt, zwei andre gehen zu beiden Seiten des Kindes, um es zu halten. Dem Zuge reitet ein verummter Reiter voran, und diesem folgen mehrere Stockschläger, die mit ihren 6 Fuß langen Stöcken der schaulustigen Menge ihre Fechterkünste zeigen. Sie verfolgen mit ihren Augen die Richtung des Hiebes und trachten danach, dem Gegner einen Hieb ins Antlitz beizubringen; wem's gelingt, der bleibt so lange Sieger, bis ein Stärkerer über ihn kommt. Während dieser Fechterkünste hält der Zug mehrmals an. Den Stockschlägern folgen die Spielleute mit Trommeln, Pfeifen, Triangeln und Dudelsäcken. Die Trommel besteht aus einem tiefen napfartigen, irdenen Gefäße, über welches eine Haut ausgespannt ist. Auf diesem Felle paukt der Spieler mit einem dicken Lederstreifen fleißig herum. Den Knaben geleiten die nächsten Freunde des Hauses jubelnd und springend. So geht der Zug durch die Hauptstraßen der Stadt, und schreiend folgt ihm die Menge nach. Ist der Knabe schon erwachsen, so legt er beständig die Hände auf die Brust und grüßt mit dem Haupte nach allen Seiten hin das ihn umjauchzende Volk, bis der Zug vor dem Hause angekommen ist, wo die Ceremonie der Beschneidung vor sich geht.

Auch mit den ärmern Kindern, die nur des Reichthums der Kleidung entbehren, werden dieselben Ceremonien vorgenommen.

Die meisten Kinder sind wohlgebildet und der größte Schatz ihrer Eltern, die alles auf ihre Erziehung verwenden. Freilich ist dieselbe fast nur auf das väterliche Haus und den Harem beschränkt, denn Staat und Kirche kümmern sich so wenig um ihre Bürger, daß sie nicht einmal ein Kirchenbuch führen. Daher kommt es, daß ein Aegypter nie genau weiß, wann er geboren ist. Fragt man Einen nach seinem Alter,

so antwortet er gewöhnlich: Ich bin drei oder vier Jahre vor oder nach der großen Ueberschwemmung, als der Nil so und so hoch stand, geboren. Selbst der Vicekönig Mehemed Ali soll nicht wissen, wie alt er ist. Erst seit neuerer Zeit hat dieser umsichtige Mann höhere und niedere Bildungsanstalten begründet, deren Theilnahme jedoch noch zu wenig allgemein ist. Die meisten Aegyptier leben in ihrer Unwissenheit dahin und können außer ihren religiösen Ceremonien nur sehr wenig lesen und schreiben.

In dieser Unwissenheit, bei ihrer naturgemäßen Erziehung und Lebensart und unter ihrem größtentheils gesunden Klima, erreichen sie ein hohes Alter. Sobald Jemand gestorben ist, wird der Leichnam von den Verwandten zu einem Brunnen getragen, deren sich viele in der Nähe der Moscheen befinden, und daselbst abgewaschen. Sodann wird die Leiche in weiße Leinwand genäht und nach Verlauf von sechs Stunden beerdigt. Vier Männer, wie bei uns, tragen den mit einem rothseidenem Tuche behangenen Sarg, doch so, daß nicht wie bei uns die Füße, sondern der Kopf vorangeht. Auf dem Sarge vorn befindet sich der Kopfschmuck, an welchem man erkennt, welches Standes oder welches Geschlechtes der Verstorbene war. Wird jedoch ein Santone (eine Art heilig gehaltener Bettler, die nackt, auf einem Esel reitend oder zu Fuß, mit unbedecktem Haupte, eine Stange in der Hand, an welcher mehrere Tuchstreifen befindlich sind, in ganzen Schwärmen bettelnd durch Städte und Dörfer ziehen), oder ein Hadjschi (ein Moslim, der in Mekka am Grabe Muhameds gewesen) beerdigt, so werden große grüne Fahnen über den Sarg gelegt, in welche der Name des Propheten eingestickt ist. Wird nun der Sarg nach dem Gottesacker getragen, so laufen alle Blinden der Stadt herbei und gehen dem Leichenzuge voran, mit weinerlicher Stimme beständig die Formel ausrufend: „Allah haikbar il

Allah, Muhamed resul Allah!“ (Gott ist wahrhaftig Gott und Muhamed der Gesandte Gottes). Erst am Grabe schweigt dieser einförmige Trauergesang. Dem Sarge einer Frau folgen die für Geld gemietheten Klageweiber, die weinen können, so oft man es verlangt. Sie haben ein weißes Tuch in ihren Händen, das sie bald über dem Kopfe aus einander schlagen, bald um denselben herum schwingen und dazu immerwährend: „Juchtheh! Juchtheh!“ schreien; ein Wort, das ich anfangs für einen Ruf der Freude hielt, bis ich später erfuhr, daß es „Schwester“ bedeute. Ist nun endlich der Leichnam in die Erde gesenkt, so wird auf dem Begräbnißplatze ein Todtentanz aufgeführt, der eher unter die Mißbräuche des Volkes, als zu dessen löblichen Gewohnheiten zu zählen ist, und mehr zum Lachen, als zur Trauer Anlaß gibt. Unweit des Grabes, jedoch außerhalb des Friedhofes, schließen die begleitenden Weiber, und zwar die nächsten Angehörigen der Verstorbenen, mit fliegenden Haaren einen Kreis, heulen und schreien aus allen Leibeskräften, zerfleischen sich Gesicht, Brust und Arme, raufen sich die Haare aus, werfen Hände voll Staub und Sand auf ihr Haupt, beschmieren sich das Gesicht mit feuchter Erde, und tanzen dazu unter den tollsten wahnstinnigsten Sprüngen; während dem klatschen die Umstehenden mit ihren Händen lauten Beifall und stimmen eine Trauermelodie an. Nach Beendigung dieser Ceremonie, die unter den Christen eben so gewöhnlich ist, wie unter den Muhamedanern, kehren die Leidtragenden ruhig wieder in die Stadt zurück.

Von der Einrichtung der türkischen Kaffeehäuser habe ich schon früher bei Gelegenheit mehreres erwähnt. Es sind meistens kleine, nicht viel Personen fassende Zimmer, in denen Türken und Araber vom frühen Morgen bis zum späten Abend sitzen und in langsamen Zügen schweigend ihren schwar-

Araber seinen Kopf in einen hohlen Kürbis, nimmt einen Sack in die Hand und geht bis an den Kürbis unter das Wasser. So schwimmt er nun den jungen Enten nach, und wenn er ihnen nahe genug ist, nimmt er eine nach der andern geräuschlos bei den Füßen, steckt sie in den Sack unter dem Wasser und fährt so fort, bis alle in seiner Gewalt sind. Sie lassen sich darum so sorglos fangen, weil sie an die Erscheinung des Kürbis gewöhnt sind.

Auch die Jagd auf Gazellen hat ihr Eigenthümliches, und ich nahm Theil an einer solchen, als ich mich, während der Pest in Kairo, in dem vier Stunden davon entfernten Abu-sabel aufhielt. Ein reicher Bei, vom Vicerönige seiner Stelle entsetzt, weil er mehr dem Vergnügen der Jagd als seinem Berufe nachgegangen war, lebte auf seinem Landgute, wohin er sich zurückgezogen hatte, einzig und allein den Freuden des Waidwerks und hielt sich ein ansehnliches Gefolge, das ihn auf seinen Zügen begleiten mußte. Einst stellte er eine Jagd auf Gazellen an, die sich in der Nähe seines Landhauses aufhielten. Zwei Sklaven führten die Windhunde, vier andre trugen die nöthigen Falken, und einer mehrere Ibis, denen man, um sie zur Gazellenjagd zu gebrauchen, die langen Beine gebrochen hatte. Als der Platz, wo die Gazellen sich aufhielten, erreicht war, setzten die Falkenwärter ihre Thiere ungeseselt auf die Hand, die durch einen starken ledernen Handschuh geschützt war. Die Falken trugen eine Lederkappe über dem Kopfe und blieben ruhig sitzen, so lange sie nicht davon befreit wurden. So wie nun die Jäger eine Gazelle erblickten, zogen sie rasch dem Falken die Kappe ab. Weilschnell schoß dieser auf die Beute, setzte sich zwischen die Hörner und hieb mit dem Schnabel so lange nach den Augen des Thieres, bis es sich wie wahnsinnig im Kreise drehte und, rings von den Windhunden umstellt, endlich durch eine Kugel seiner Dual

entledigt ward. Um nun den Falken schnell wieder zur Rückkehr auf die Faust des Jägers zu vermögen, wird der an eine Schnur gebundene Ibis losgelassen und sogleich wieder zurückgezogen, sobald ihn der Falke erblickt hat. Denn dieser setzt sich nun eilig wieder auf seinen Handschuh und wartet seines Antheils an der Beute. So grausam diese Art der Jagd ist, so artig ist sie anzusehen; auch werden die Falken zur Jagd auf Wasservögel abgerichtet, die sie pfeilschnell einfangen und an das Ufer bringen. Auch bei dieser Jagd werden sie, wenn sie sich zu weit entfernten, vom Ibis zurückgerufen. Viele der Einwohner betreiben die Jagd als einen ergiebigen Nahrungszweig und erlegen, vorzüglich wenn der Nil ausgetreten ist, eine unglaubliche Menge Wasservögel, die sie theils zur Nahrung für sich und ihre Familie behalten, theils an die Schiffer verkaufen. Leider müssen die Jäger auch zugleich ihre eigenen Hunde machen, weil man in diesen Ländern nur selten einen ausbringt, theils wegen des heißen Klima, theils wegen der Seuche, die jährlich zu viele hinwegrafft.

Die Aerzte in Aegypten sind bis auf den heutigen Tag Europäer, während die Chirurgen Araber sind, die namentlich in der Kunst des Bartabnehmens unsre europäischen Barbierer weit übertreffen. Weniger Geschicklichkeit zeigen sie beim Schröpfen, weil ihnen die nöthigen Instrumente dazu abgehen. Ich war Zeuge an mir selbst von einer solchen Operation, vor der ich allen möglichen Respect bekommen habe. Der zu schröpfende Patient sitzt auf dem Teppich des Fußbodens und der Barbier macht mit dem Rasirmesser so viele Einschnitte in verschiedene Theile des Körpers, bis er glaubt, daß es genug sind. Sodann setzt er ein Ochsenhorn auf jede Wunde, nimmt die Spitze des durchbohrten Hornes in den Mund, saugt die Luft aus demselben, bis es auf dem Fleische fest steht und hält dann die Oeffnung mit dem Finger zu. Ist das Horn mit

Blut gefüllt, so nimmt er es von der einen und setzt es über die andre Wunde und wiederholt diese Operation so lange, bis er dem Patienten die nöthige Quantität Blutes abgezapft zu haben glaubt. Die niedere, wie die höhere Heilkunde liegt trotz der fremden und geschickten Aerzte dennoch sehr im Argen, und es ist ein großes Glück für die Bewohner, daß das Land, außer von der Pest, so wenig von ansteckenden und gefährlichen Krankheiten, wie wir solche in Europa finden, heimgesucht wird. Eins der schlimmsten Uebel, von denen die Aegyptier geplagt sind, ist die Blindheit, an welcher eine zahllose Menge armer Araber und Türken leiden, so daß man durch keine Straße irgend einer Stadt geht, ohne einem Duzend solcher Unglücklichen zu begegnen, die sich durch das Gewühl drängen, oder mit ausgestreckter Hand an den Thüren der Häuser sitzen und betteln. Man nimmt allgemein als Ursache dieses Uebels den feinen, in der Luft fliegenden, ägenden Staub an, ich glaube jedoch, daß sie mehr in der Unreinlichkeit liegt, die unter den niedern Volksklassen herrscht.

In Krankheitszufällen suchen die unwissenden Einwohner bei dem ersten besten Zauberkünstler oder bei einem Europäer Hilfe, die nach der Meinung des Volks immer Aerzte (Heckim) sind. Läßt sich daher einer in einer Stadt oder in einem Dorfe sehen, so laufen sie ihm durch alle Straßen nach und zeigen ihm ihre Wunden, oder was sie sonst an sich haben. So geschah es jenem mecklenburger Maurer, Müller, den ich im lateinischen Kloster in Jerusalem fand, einmal in Bethlehäm, wohin er mir nachgefolgt war, daß ein arabisches Weib auf der Straße vor ihm stehen blieb, und ihn bat, ihr geschwollenes Bein zu heilen. Er fragte sie dagegen in seinem plattdeutschen Dialekte, ob sie Wein habe? und sie nickte, obgleich sie die Frage unmöglich verstanden haben konnte. Sie ging nach Hause, und der Maurer folgte ihr nach. In ihrer Woh-

nung angekommen, rief sie alle ihre Nachbarn zusammen, ob sich vielleicht einer darunter fände, der sich mit dem Doctor verständigen könnte. Zu den Nachbarn hatten sich bald alle Lahme, Blinde und an andern Uebeln leidende Personen gesellt, die das Haus umlagerten und alle von dem Doctor geheilt sein wollten. Dieser hatte unterdessen wiederholt „Wien, Brued und Schwienfett“ gefordert, ohne von Jemand verstanden zu werden, als der Sohn der Hausfrau aus dem Kloster zurückkehrte, welcher das Verlangen des Doctors nach Wein besser als die Uebrigen zu deuten wußte. In der Meinung, daß dieser Wein zur Kur seiner Mutter gebraucht werden solle, die der Doctor freundlich auf die Schulter klopfte und ihr lahmes Bein mit seinen Händen strich, öffnete der Sohn eine in der Stube befindliche Fallthüre, über welcher der Doctor Platz genommen hatte, und setzte ihm eine kupferne mit Wein gefüllte Schüssel vor, deren Inhalt dem Mecklenburger sogleich durch die Gurgel floß. Als eine zweite denselben Weg gegangen war, ohne daß der Wein auf das lahme Bein der Patientin eine Wirkung hervorgebracht hatte; lief der Sohn in das Kloster zurück, in welchem mir eben die Merkwürdigkeiten gezeigt wurden, und bat mich, ich möchte mit ihm nach Hause gehen, wo sich ein deutscher Arzt befinde, der seine Mutter mit „Wien, Brued und Schwienfett“ kuriren wolle, ohne daß Jemand wisse, was er unter den beiden letzten Worten verstehe. Schon habe er ihm zwei Schüsseln mit Wein vorgesetzt, die er sogleich ausgetrunken und zornig mehr gefordert habe, gewiß aus dem Grunde, weil man ihn nicht verstehe. Ich merkte sogleich, von welchem Doctor hier die Rede war und ging mit dem jungen Menschen in seine Wohnung, zu welcher man durch die davorstehende Menge kaum kommen konnte. Als sie mich gewahrten, und auch mich für einen heckim hielten, grüßten sie mich nach morgenländischer Art und wollten

mir eben ihre Gebrechen und Uebel erzählen und zeigen, als ich sie mit den Worten: „Enne mosch heckim“ (Ich bin kein Arzt) zurückwies und in die Wohnung trat. Der vermeintliche Doctor war eben mit der dritten Schlüssel beschäftigt und strich dabei das Bein der Patientin so eifrig, daß diese schon einige Linderung zu verspüren vorgab. Als jedoch der Mecklenburger mich erblickte, fing er, schon halb berauscht, zu weinen an, und betheuerte mir, daß er allen diesen Kranken helfen wolle, wenn er nur erst das Bein der guten Frau, die so vortrefflichen Wein habe, kurirt haben werde. „Broßt, alte Mutter!“ rief er ihr dann jauchzend zu und griff zur Weinschüssel. Der Sohn fragte mich, was der letzte Ausruf bedeute, und ich entgegnete lächelnd, der heckim kurirt das Bein der Mutter durch Sympathie, weil die verlangten Heilmittel nicht geschafft worden wären, und in den letzten Worten sei eine kräftige Zauberformel enthalten. „Und welches sind diese Heilmittel?“ fragte er mich. „Grasso del porco e pane negro!“ (Schwarzbrod und Schweinesett) antwortete ich.

Als das die Wittwe hörte, dankte sie mehrmals und fragte naiv, ob die andern auch sympathetisch oder vom Hansier (Schwein) geheilt werden würden? Lachend erwiderte ich: „Zawohl, von einem Hansier!“ und ging meines Weges. Kurz darauf hatte sich auch der Mecklenburger den zudringlichen Bitten seiner Patientin zu entziehen gewußt und lachte weiblich, daß ihm seine List so wohl gelungen. Als ich ihm nun erzählte, daß im April des Jahres 1832 arbeitscheue, aber verschmitzte Deutsche mit Wagen voll Heusamen in Adrianopel herumgefahren seien und selbigen als Medicin theuer verkauft hätten, da schien er von dem Beruf eines Arztes plötzlich so begeistert zu werden, daß er den Wunsch aussprach, sich demselben ganz und gar zu widmen.

Eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse der Aegypter ist

das Wasser, das im ganzen Lande und namentlich in den Städten, zu denen kein Arm des Nil geleitet werden kann, wie z. B. in Alexandrien, sehr theuer bezahlt wird, da es in diesen Städten weder Brunnen noch Quellen, wie bei uns gibt, sondern nur einzelne Cisternen, in denen das Regenwasser zusammenläuft, oder aus dem Nil in dieselben geleitet wird. In ledernen Schläuchen oder in Ziegenhäuten, deren Außenseite noch die schmutzigen Haare zur Schau trägt, wird es auf Kameelen oder Eseln zum Verkauf herumgeführt. Ein solcher Sack mit Wasser gefüllt, kostet je nach der Jahreszeit 20 bis 30 Paras, und man sieht oft Araber mit 3 bis 4 Eseln, die sich einzig und allein von diesem Wasserverkauf nähren. Auch gibt es eine Sekte ägyptischer Heiligen, die einen großen an einem Riemen befestigten Krug mit trinkbarem Wasser auf dem Rücken tragen, und den an öffentlichen Bauten ermatteten Arbeitern, oder wer sie sonst um einen erquickenden Trunk bittet, den gelben, blechernen Becher reichen, der an einem Ketten befestigt ist, damit er ihnen nicht etwa gestohlen werden kann. Ist ihr Krug leer, so füllen sie ihn wieder, und von Morgen bis Abend sieht man diese frommen Mönche durch die Straßen ziehen und ihre Labe allen Durstigen spenden. Meistentheils führen sie Nilwasser, und dieses gehört zu dem wohl-schmeckendsten und gesündesten auf der ganzen Erde, und wird selbst dann noch nicht schädlich, wenn man es auch im Uebermaße und nach dem Genuße von Südfrüchten trinkt. Auf den, der es zum erstenmale genießt, bringt es jedoch eine sonderbare, scheinbar nachtheilige Wirkung hervor. Die Unnehmlichkeit und den Nutzen des Nilwassers lernt man erst nach längerem Genuße kennen und schätzen.

Wenn der Nil zu steigen anfängt, so wird das Wasser so trübe, daß man im vollsten Sinne des Wortes keinen Drosch darin erkennen kann. Nach dem Genuße desselben zeigt sich

anfänglich am Halse, dann an den Armen und endlich am ganzen Körper eine Röthe, die von einem brennenden Jucken begleitet ist, das um so mehr zunimmt, je mehr man des Wassers trinkt, und endlich zu einer fast unerträglichen Pein wird. Auf der Haut zeigen sich kleine Bläschen, die man Nilblattern nennt, und die eben so schnell wieder vergehen, wie sie entstanden sind. Jedoch werden nicht alle Menschen davon befallen, obgleich es jedem zu wünschen wäre, da sie den Körper auf Jahre lang von allen sich darin bergenden Krankheitsstoffen reinigen.

Wenn das trübe Nilwasser nicht zusagt, reinigt es durch glühende Kohlen oder durch zu Pulver gestoßene bittere Mandeln, die alle fremdartigen Substanzen ausscheiden und zu Boden schlagen, und wer es gar nicht genießen kann, begnügt sich mit der Milch, die von den ägyptischen Landleuten in ungeheurer Masse gewonnen wird. Jedoch wird solche nicht, wie bei uns, in Flaschen oder Töpfen zum Verkauf gebracht, sondern die Fellahs treiben jeden Morgen ihre 3 bis 4 Kühe und wohl auch etliche 10 bis 20 Ziegen durch die Straßen der Stadt und schreien aus vollem Halse: „Haleb, haleb!“ (Milch). Wer nun solche haben will, ruft den Treiber an und erhält auf der Stelle aus den Kühen oder Ziegen so viel Milch gemolken, wie er bedarf. Dies dauert so lange, bis der Vorrath erschöpft ist, und hat das Gute, daß man nicht betrogen wird und die Milch stets frisch und ohne Zusatz von Wasser erhält.

Indessen wird man des längern Genusses bald überdrüssig und kehrt über kurz oder lang zum Nilwasser zurück. Ich habe erst darüber nachgedacht, was Aegypten ohne den Nil sein würde, ein unendlich dürftiges und armes Land, während es mit ihm eins der reichsten und fruchtbarsten ist. Daher genießt der Fluß beim ganzen Volke eine fast göttliche Vereh-

rung und verdient sie um so mehr, als er für das ganze Land die Quelle alles Glückes und Segens ist. Vom 10. bis 15. Juni beginnt der Nil allmählig zu steigen und zu wachsen, bis er endlich über die Ufer tritt und viele Meilen weit das Land zur offenbaren See macht. Das Steigen dauert vom genannten Monat an bis zum September, und diese Zeit bezeichnen die Araber mit dem Worte Hamsin, d. h. funfzig Tage. Zu dieser Periode wehen die heißen Winde, der austrocknende und Alles versengende Harmattan und der giftige, allem vegetativen Leben tödtliche Samum, gegen dessen Schrecken sich der Europäer durch eine schon oben beschriebene Sandbrille zu schützen sucht.

Die Fluth steigt immer höher, der dürre, oft 3 bis 5 Zoll weit aufgerissene Boden saugt das Raß gierig ein, und der Jubel der Einwohner wächst mit jeder Stunde; die Nilufer sind mit fröhlichen Menschen angefüllt, die dem steigenden Strome zuschauen, aber ihr Frohlocken wird zum Jagen, wenn der Strom nicht weit genug austritt oder sich zu früh wieder in sein Bett zurückzieht. Das Steigen und Fallen desselben wird an dem Mekias oder Nilmesser auf der Insel Rudah von eigens dazu angestellten Beamten beobachtet. Diese theilen die Ergebnisse der Fluth am Morgen den Ausrufern mit, und diese verkünden mit lauter Stimme in der Stadt, wie hoch der Strom in der Nacht gewachsen ist. Ist die Nachricht eine freudige, so werden sie von den Einwohnern mit allerlei Kleinigkeiten beschenkt, bis die Kunde kommt, daß er 20 bis 30 Fuß hoch gestiegen ist und nun die Dämme zu durchbrechen droht.

Gewöhnlich erreicht der Fluß seine höchste Höhe um den 4. oder 5. August, während meiner Anwesenheit in Kairo im Jahre 1835 traf jedoch diese frohe Nachricht erst am 21. ein, da es dem Strome beliebte, mit seinem Steigen zu zaudern

und die Einwohner deshalb in nicht geringer Angst waren. Sogleich begaben sich die Imanen und Cantonen — die muhamedanische Geistlichkeit — zu den Brunnen der Stadt, die, mit dem Nil in Verbindung, unter ihrer Aufsicht stehen und dem Volke unzugänglich sind. An denselben nahmen sie eine feierliche Ceremonie vor; sie beteten, sangen, schwenkten ihre Fahnen darüber weg und sprachen Zauberformeln aus, durch welche sie die gaffende Menge glauben machten, daß sie im Stande seien, das Wasser herauf zu beschwören. Kaum waren diese Zauberformeln beendet, als wirklich die Fluth, die bis dahin jedenfalls durch verborgene Schleußen gehemmt worden war, heraufdrang und die niedern Straßen der Stadt überschwemmte.

Zags darauf wurde der Nil „geschnitten,“ und dieses ist eins der größten Feste des ägyptischen Volkes. Die feierliche Ceremonie geschieht zu Alt-Kairo, wo der 22 Fuß breite und an einigen Stellen noch breitere Kanal während der Zeit der Ueberschwemmung das Wasser durch Groß-Kairo führt. Eine unglaubliche Menschenmasse drängt sich an den Ufern des Kanals nach dem Damme zu, der nicht dicht am Flusse selbst, sondern etwa 150 Schritte nach der Stadt zu mitten durch den Kanal gezogen und von einer bedeutenden Stärke und Höhe ist. Der Damm wird alle Jahre nach dem Durchstich von Menschenhänden wieder neu aufgeführt. Hunderte waren eben daran beschäftigt, ihn zu durchstechen, und kein Greis, kein Kind war in der Stadt geblieben, denn alle wollten dieses merkwürdige Schauspiel mit ansehen. Auf dem Flusse hinter dem Damme ruderten eine Menge Schifflein mit Wimpeln und Flaggen geschmückt, und die Ufer füllten sich immer mehr mit vornehmen Türken, die zu Pferde, mit ihren Frauen, die zu Wagen, und mit den angesehensten europäischen Kaufleuten und Consuls, die auf Eseln und Kameelen herbeigekom-

men waren. Unterdessen zog das festlich geschmückte Militär mit Musik in Parade auf und stellte sich zu beiden Seiten des Ufers, so daß voran die Artillerie mit ihren Batterien, hinter diesen die Feuerwerker, theils auf den am Ufer, theils auf den über dem Wasser erbauten Gerüsten standen. Nun begann in einzelnen Pausen das Feuern der groben Geschütze, und wenn dieses schwieg, ließen die Feuerwerker ihre Künste spielen, von denen man jedoch nur mehr hörte als sah. Dazwischen und zu der Musik und dem Trommelwirbel der Infanterie schmetterten die Trompeten der Kavallerie, die auf festlich geschmückten Schiffen heranzog, und bildeten mit dem Jubel, dem Wirren und Wogen der Menge ein ohrbetäubendes Concert. Die ganze Scene war auf und ab in Pulverdampf gehüllt, der sich nur zuweilen verdünnte und einen Blick in das Treiben der jubelnden Menge gestattete.

Das Bett des Kanals nach der Stadt zu ist noch wasserleer und einzelne Musikbanden ziehen sich darin auf und ab. Unterdessen arbeiten hundert Hände rüstig fort, den Damm zu durchbrechen, und bald sind sie ihrem Ziele nah. Auf ein gegebenes Zeichen wird er gänzlich durchstoßen, und die Wogen wälzen sich brausend der Stadt entgegen. Ihre Gewalt reißt die Arbeiter mit fort, doch bald gewinnen diese durch ihre Schwimmfertigkeit das Ufer, wo sie von dem Volke begrüßt und reichlich beschenkt werden. Uebermals donnern die Kanonen, das Schiff mit den Trompetern und die andern kleinen Schiffe und Barken ziehen unter dem lautesten Jubel des Volks nach der Stadt zurück, das Volk folgt ihnen und setzt dort das Fest durch Schmausereien und andre Lustbarkeiten bis tief in die Nacht fort. Endlich verstummt der laute Jubel; die Menge geht befriedigt nach Hause. Daß in einem solchen Gedränge sich auch Unglücksfälle ereignen, ist natürlich, allein sie stören die allgemeine Freude nicht. So ward bei der Durch-

stechung des Dammes ein kleines Schiff von den brausenden Fluthen mit fortgerissen und von diesen verschlungen, doch wurde die darauf befindliche Mannschaft gerettet. Allein dieser Unglücksfall kümmerte die tobende Menge eben so wenig, wie ein Knabe, der im Gedränge von einem Kameele zertreten wurde.

Bald ist das Nilthal ein unübersehbares Meer geworden, auf welchem die einzelnen, auf einer Anhöhe erbauten Dörfer zu schwimmen scheinen. So steht die Fluth gegen 3 Wochen, dann verläuft sie sich allmählig, bildet kleine Teiche und verschwindet endlich, auf dem Lande einen fetten, fruchtbaren Schlamm zurücklassend, der jeden Dünger ersetzt. Sogleich wird nun der Same in den Boden gestreut und der Schlamm mit einer Art Schaare darüber gezogen; eines Pfluges oder einer Egge bedarf es nur äußerst selten. Die Zeit der Aussaat ist mehrentheils im November, und schon nach wenigen Tagen geht die Saat auf, die in den milden Wintermonaten reift und im März, spätestens im April eingeerntet wird. Bei diesem Geschäft bedienen sich die Einwohner nicht, wie bei uns, der Sensen und Sicheln, obgleich ihnen der Gebrauch derselben bekannt ist, sondern die Aehren werden mit den Wurzeln ausgerauft und wiederum nicht, wie bei uns, in Garben gebunden und auf Wagen nach den Scheuern gebracht, sondern von den Kameelen auf einen großen Platz im Felde zusammen getragen, der leicht gefunden wird, da die ägyptischen Landleute ihre Ländereien stets neben einander liegen haben. Dieser Platz wird nun zu einer Tenne eingerichtet und darauf das Getreide ausgedroschen. Man bedient sich dazu einer schlittenartigen Maschine, die sich auf 4 bis 5 hölzernen Walzen bewegt, deren jede mit eben so vielen eisernen Scheiben, die wohl 1 Fuß hoch,  $\frac{1}{4}$  Zoll stark und zugespitzt sind, das Getreide, das in einem weiten Umkreise zirkelförmig ausgebreitet ist, zu

Häcksel zerschneidet. Dadurch fallen denn auch zugleich die Körner aus, die sammt den zerschnittenen Halmen in der Mitte des Kreises aufgehäuft werden und dann eine andre Lage Getreide ausgebreitet wird. Die Maschine, worauf der Führer auch seinen Sitz hat, wird von Ochsen gezogen, die so lange darüber hinweg gehen, als es dem Kutscher gefällt. Nun wird die Frucht von der Spreu gereinigt, indem man dieselbe mittels einer Art Wurfschaufel gegen den Wind wirft, so daß die Spreu davon fliegt und die Körner zu Boden fallen. Das so gewonnene Getreide wird nicht, wie bei uns, unter Dach und Fach gebracht, sondern unter freiem Himmel aufgespeichert, so daß man in Kairo nicht selten Weizenhausen sieht, die über die Häuser emporragen. Letztere Getreideart wird von besonderer Güte und in so großen Massen gebaut, daß nicht alles im Lande verzehrt werden kann, sondern ganze Schiffsladungen voll nach dem südlichen Europa den Nil hinabgehen. Außerdem werden noch Gerste, Mais, Durra, Bohnen, Erbsen und andre Hülsenfrüchte in so beträchtlicher Menge erzeugt, daß sie ebenfalls in großen Massen ausgeführt werden. Dagegen wird Roggen und Hafer gar nicht angebaut.

Auf den Aekern, die näher am Nil liegen und durch Maschinen bewässert werden können, grünt und blüht es das ganze Jahr hindurch, und wenn von ihnen die erste Ernte eingesammelt ist, schreitet man zu einer zweiten, oft auch zu einer dritten Ausfaat und Ernte. Diese Bewässerungsmaschinen sind am Ufer des Flusses erbaut und bestehen aus einem großen in Fächer getheilten und von Pferden oder Ochsen umgetriebenen Rad. Dieses schöpft das Wasser in Rinnen, die es weiter auf die von vielen Gräben durchschnittenen Aecker führen. Kleinere Maschinen dieser Art werden von den arabischen Bauern selbst getrieben. Auf den so bewässerten Feldern werden die obengenannten Getreidearten und außerdem

noch Flachß gezogen, der hier eine Länge erreicht, wie in keinem Lande Europas. Nur des Schmuckes grüner Wiesen entbehrt das Land, dafür baut man jedoch auf den Aekern eine große schöne Art Kops- und LuzernerKlee, der nicht abgemäht, sondern von dem an Pfähle gebundenen Vieh abgeweidet wird. Was dann noch übrig bleibt, wird gemäht, gedörrt und theils eigens verbraucht, theils auf Kameelen als Nahrung für Pferde und Esel zum Verkauf nach der Stadt gebracht. Indessen verschmähen es auch die arabischen Bauern nicht, ganze Büschel dieses süßen Klees, zumal wenn er noch frisch und jung ist, mit großem Appetite zu verspeisen.

Zu den ferneren Erzeugnissen des Landes gehört der Reis, eins der ersten Nahrungs- und Erwerbszweige der Bewohner, hier wie in allen andern warmen Ländern auf Aekern gebaut, die stets feucht erhalten werden müssen, da ohne hinreichende Bewässerung die Saat leicht verdorren würde. Die Aussaat, die sehr bald empor sproßt, geschieht im Juni, und die Aecker werden, wenn die Pflanzen ein wenig in die Höhe geschossen sind, alle drei Tage überschwenmt. Die Ernte findet zu Ende des September statt. Die Aehren werden abgesehritten, auf einem freien Plage in Schwaden gelegt, fleißig umgewendet und Abends in Haufen, wie bei uns das Heu zusammengereicht. Ist die Pflanze ganz getrocknet, so wird sie von den Eigenthümern auf die flachen Dächer ihrer Häuser gebracht und dort die Körner ausgeklopft.

Ein nicht minder beachtenswerthes Erzeugniß Aegyptens ist die Baumwolle, deren Anbau seit Mehemed Ali's Regierung besonders fleißig betrieben wird. Die Baumwollenstaude ähnelt unserm Haselstrauche, wird 4 bis 5 Fuß hoch, blüht fast wie eine Malve und treibt eine viersährige Samenkapsel von der Größe einer Wallnuß, die sich zur Zeit der Reife schwarzbraun färbt und in vier Theile auseinander springt.

Um die in der Hülse gelegenen Samenkörner ist die Baumwolle angewachsen, die nun von den Bauern eingesammelt wird. Die Baumwollenstauden stehen reihenweise und in Zwischenräumen von einander auf Aeckern, die der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt sein dürfen und daher meist umdämmt sind. Die Pflanze verlangt viele Pflege, und die Zucht derselben hat sich die Regierung vorbehalten und straft Jeden, der solche für eignen Nutzen zieht. Wenn sie eingeerntet ist, wird sie von den Landleuten, denen die Pflanzungen anvertraut sind, in Ballen zusammengetreten und so an die Magazine des Vicekönigs gegen einen Schein, der in der Steuerkasse statt baaren Geldes angenommen wird, abgeliefert.

Eben so stark, wie den Anbau der Baumwolle, betreibt der Vicekönig den Bau des Zuckerrohrs. Es ist dieses eine schilfartige Pflanze, die eine doppelte Mannshöhe erreicht und an den Ufern des Nil und des Jordan ohne alle Pflege wächst. Meistentheils jedoch wird es auf feuchten Aeckern oder in besondern Gärten gebaut, die das ganze Jahr hindurch bewässert werden müssen, und deshalb in die Kreuz und Quere mit Gräben durchschnitten sind. Einer weitem Pflege bedarf es nicht. Wenn es reif ist, wird es geschnitten, in Bündel gebunden und zum Verkauf auf die Märkte gebracht, wo man einen Stengel, je nach dem er lang und stark ist, für 1 bis 3 Pfennige erhält. Aus dem saftreichen Mark der Pflanze wird der Zucker bereitet. Die Rohrstengel werden durch zwei Walzen, die ein Räderwerk umdreht und gegen einander drückt, ausgepreßt, eine äußerst beschwerliche und gefährliche Arbeit, die schon manches Menschenleben gekostet hat. Da sich das Zuckerrohr nicht aufbewahren läßt, sondern schon oft nach 24 Stunden verdirbt, so müssen die Neger zur Zeit der Ernte oft Tag und Nacht vor den Walzen stehen und das Rohr daran halten. Dester überfällt sie bei der Arbeit der Schlaf, sie

bringen unvermerkt einen Finger zwischen die Walzen, die sogleich die Hand und den Arm nach sich ziehen und zerquetschen. Darum steht immer ein Anderer mit einem scharfen Beile dabei, um rasch den Finger oder die Hand abzuhaueu, damit nicht der ganze Mensch gerädert wird. Der auf diese Weise ausgepresste Zuckersaft, von welchem während der Ernte die Neger so viel genießen dürfen, als sie nur mögen, wird in Kesseln zu einem dicken Muß gesotten, dieses gereinigt, auf Fässer gefüllt und an die Raffinerien des In- und Auslandes versendet.

Den Kaffeebaum sah ich in des Vicekönigs Garten zu Schubra in großer Anzahl. Seine Blätter gleichen den Bomeranzenblättern, nur daß sie etwas länger sind. Die Blüthen weiß, die Frucht eine kleine Kirsche, in der zwei zusammengewachsene Bohnen den Kern bilden. Mit der Pflege dieses Baumes beschäftigen sich die Aegypter nur wenig, sein eigentliches Vaterland ist Arabien, wo er in vielen Gegenden angepflanzt ist, wie bei uns die Kirsch- oder Zwetschenbäume. Wollte man aber annehmen, daß in jenen Gegenden in jedem Dorfe oder Wirthshause der beste Kaffee getrunken würde, so würde man sehr irren. Die Einwohner hauen zwar den besten, aber trinken den schlechtesten von der Welt. Kommt man in den Kaffebergen in ein Wirthshaus, so erhält man, wie ich mir habe von Reisenden erzählen lassen, ein gar dünnes, erbärmliches, lauwarmes Getränk, das nicht aus den eigentlichen Bohnen, sondern aus der sie umgebenden Schale zubereitet wird. So genießen die, welche jene Naturgabe am leichtesten haben könnten, sie am wenigsten, vielleicht aus demselben Grunde, aus welchem die Winzer bei uns nur Bier trinken oder die Bergleute, die das schönste Silber ausgraben, oft kein Kupfergeld besitzen — nämlich aus Armuth, oder auch weil sie den Kaffee, eben weil sie ihn so nahe haben, am wenigsten achten.

Was mich in Aegypten am meisten befremdete, war der Mangel an Nebenpflanzungen. Der Wein scheint durchaus nicht gedeihen zu wollen, und die Reben, die man anpflanzt und zu Gartenzäunen benutzt, erreichen eine erstaunliche Höhe, bringen aber nur wenige und nicht sehr saftreiche Trauben hervor. Nur eine besondere Art des Weinstocks mit kleinen kernlosen Beeren wächst daselbst, die getrocknet und unter dem Namen kleiner Rosinen oder Korinthen in den Handel gebracht werden. Unter den übrigen Bäumen des Landes ist wohl die Dattelpalme der nutzbarste und edelste. Man findet diesen Baum in allen Gegenden Aegyptens, und es gibt männliche und weibliche; letztere tragen jedoch nur, wenn sie in der Nähe der erstern stehen. Der Stamm dieser Bäume ist schlank, schuppig und ohne Aeste, und die Früchte wachsen nicht an Zweigen mit Blättern, sondern ein Blüthenbüschel wächst unmittelbar aus der Krone und trägt oft eine bis zwei Mezen der herrlichen, nahrhaften, süßen Früchte, die sich zur Zeit ihrer Reife dunkelroth färben. Mehrere solcher Bäume reichen hin, eine arabische Familie das ganze Jahr hindurch zu ernähren, da die Araber an den täglichen Genuß derselben gewöhnt sind. Die meisten dieser Früchte werden an der Sonne getrocknet und durch Kelttern ausgepreßt. Der so gewonnene Saft dient als wohlschmeckender Zusatz an verschiedene Speisen, ohne welchen diese den Arabern nicht behagen würden. Andre werden gebacken wie unsre Pflaumen und so mehrere Jahre aufbewahrt, noch andre werden, wenn sie verschickt werden sollen, in Ziegenhäute eingenäht, um sie auf diese Weise vor dem Verderben zu sichern. Das faserige Holz des Stammes wird zu verschiedenen Geräthschaften und zum Bauen verwendet; aus den Blättern werden Hüte, Körbe und Matten u. s. w. geflochten, die man um den Preis von 2 bis 3 Groschen erhält. Die Rippe der Blätter, die nach dem Stamme

zu etwas breit ausläuft, wird von den Arabern noch breiter geklopft und wegen ihrer Fasern als Besen gebraucht. Ein einziger Araber kann bequem an einem Tage 150 Stück verfertigen, und er verkauft darum auch das ganze Duzend nur für höchstens 6 Pfennige. Aus der bastartigen schuppigen Baumrinde werden sehr dauerhafte Seile und Stricke verfertigt. Macht man im Frühjahr einige Einschnitte in die Krone des Baumes, so läuft ein süßer Saft heraus, welcher den bekannten Palmenwein liefert, der jedoch dem Europäer nur munden will, wenn er sorgsam zubereitet und noch nicht, was nur zu leicht geschieht, in Säuerung übergegangen ist. Die zarten Herzchen der Blätter und Blütenkolben liefern den äußerst schmackhaften Palmenkohl, der wie Salat zubereitet wird.

Der Granatapfelbaum, bei uns in Gewächshäusern gezogen und uns nur als Strauch bekannt, wird in Aegypten so groß wie ein Apfelbaum, und erzeugt aus seinen schönen, scharlachrothen Blüten eine herrliche Frucht von gleicher Farbe. In einzelnen Fächern birgt sie die vielen Kerne, die von einem säuerlich schmeckenden Fleische umgeben sind, das, mit etwas Zucker genossen, äußerst erfrischend ist. Die Paradiesäpfel, nur mit den Granatäpfeln durch den Namen und die Farbe der Frucht verwandt, wachsen auf den Aeftern an einer krautartigen Pflanze wie unsre Kartoffeln, jedoch nicht unter, sondern über der Erde an den Zweigen der Stauden. Die Frucht hat die Form und Größe eines Apfels, ist zwiebelartig gestaltet und reift das ganze Jahr hindurch, so daß man an einem Stocke Blüten, grüne, unreife und scharlachrothe reife Früchte findet. In ihrem Innern birgt sie unzählige kleine Samenkörner, und ihr Fleisch ist sehr saftreich. Der Saft derselben dient als Gewürz und gewährt einen außerordentlichen Wohlgeschmack. Doch genießt man meistens diese Aepfel sammt der Schale als ein eignes Gericht, indem

man sie in Butter und Eiern bäckt; auch werden sie getrocknet und aufbewahrt.

Ein ferneres Erzeugniß des ägyptischen Bodens ist der gemeine Feigenbaum, dessen saftige, birnenartige Früchte zwischen den Blättern der jungen Zweige hervorkommen und sowohl frisch als getrocknet eine gesunde Nahrung gewähren. Die Früchte dieses Baumes, wenn er auf gar zu fettem Boden steht, bedürfen, um gehörig reif zu werden, erst des Stiches irgend eines Insekts, während die auf ärmern Boden stehenden von selbst zur Reife kommen. In mehrfacher Beziehung mit dem gemeinen Feigenbaume verwandt ist der Pharaonis-Feigenbaum, nur daß sein Stamm höher und seine Zweige blätterreicher sind. Die Früchte dieses Baumes, ebenfalls wie Birnen von mittler Größe gestaltet, wachsen nicht an den Zweigen, sondern an den dicken ältern Aesten und aus dem Stamme selbst, und übertreffen die gemeinen Feigen an Saft und Süßigkeit. Sie reifen jedoch nicht eher, als bis man sie angeschnitten oder ein Insekt sie gestochen hat. Schneidet man nun irgendwo von der Frucht ein Scheibchen ab, so zeigt sich jedesmal dem Auge an der wunden Stelle das Bild eines Cruzifixes, und es geht deshalb im Lande die Sage, daß eben diese Pharaonis-Feige jene Frucht des verbotenen Baumes im Paradiese gewesen sei, durch deren Genuß Adam und Eva sich versündigt haben. Dem Namen und der Frucht nach gehört noch zu diesem Geschlechte die indische Feige, ein merkwürdiger Strauch ohne Stamm und Zweige, sondern nur aus stacheligen Blättern bestehend, von denen immer eins aus dem andern hervorstößt und sich nach allen Seiten hin ausstreckt. Man braucht diese Pflanzen zu Gartenumzäunungen, und sie gewähren, wenn sie in der Blüthe stehen, einen herrlichen Anblick. Die gelben Blüthen entstehen unmittelbar aus den Blät-

tern, aus welchen gleichfalls die kleinen gurkenähnlichen, widerlich-süßen Früchte hervordachsen.

Neben der indischen Feige entsproßt die eigentliche Akazie, die das sogenannte Gummi arabicum liefert. Es ist ein stachlicher Baum von mittlerer Höhe, aus dessen Stamm und Wurzeln das obengenannte Harz quillt, das bei uns als Heilmittel und zu andern Dingen gebraucht, für die Araber eine ernährende Speise ist, mit der sie sich tagelang auf ihren Reisen durch die Wüste begnügen.

Neben diesen genannten Bäumen und Sträuchern wachsen noch tausend andre, die ich theils nicht alle kennen gelernt habe, theils auch nicht beschreiben kann, da ich sonst kein Ende finden würde. Man muß das gesegnete Aegyptenland selbst durchwandert haben, um sich einen richtigen Begriff von dem vegetativen Reichthume des fruchtbaren Bodens zu machen, aus welchem fast ohne Bebauung Alles hervordächst, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört.

---

Ich kann nicht umhin, hier noch Einiges von den Muhamedanern im Allgemeinen und von ihren Religionsgebräuchen und sittlichen Gesetzen ins Besondere hinzuzufügen. Wir denken uns die Türken gewöhnlich ganz anders, als sie wirklich sind, wir haben vielleicht noch als Kinder von unsern Pfarrern in der Kirche beten hören, daß uns der Himmel vor ihnen bewahren möge, und wir fürchteten sie als die grausamsten, blutdürstigsten Tyrannen und die erbittertsten Erbfeinde des christlichen Glaubens; allein sie sind, bis auf Ausnahmen, sehr leutselige, nichts weniger als grausame und blutdürstige Menschen und noch weniger unduldsam gegen die Gläubigen anderer Religionen, wie man gemeinhin annimmt. Wenn das

Gespräch zwischen Türken und Christen auf Religionsangelegenheiten kommt, so sind die Erstern nicht so anmaßend, ihrer Religion vor der christlichen den Vorzug zu geben, sie erkennen die letztere vielmehr im vollsten Sinne des Wortes an, und nicht selten ist das Resultat eines solchen Gespräches, daß alle, die nur einen Gott anbeten, Brüder sind, mag der Gesandte, durch den sich Gott offenbarte, Muhamed oder Jesus Christus oder anders geheißen haben. Ich habe mich oft mit Türken in lange Gespräche dieser Art eingelassen und nie gefunden, daß sie in Zorn entbrannten, wenn ich meine Religion bevorzugte, noch weniger versuchten sie mich von der Unfehlbarkeit der ihrigen zu überzeugen. Zudem sind sie von einem Wohlthätigkeitsfinne beseelt, der allen Bekennern des Christenthums zur Ehre gereichen würde, und dieser beschränkt sich nicht auf ihre Glaubensgenossen, sondern erstreckt sich auf die aller andern Religionen. Sie befleißigen sich einer so strengen Rechtlichkeit, wie man sie selten bei Christen, und bei den griechischen Christen des Orients, die stets nur auf Betrug und Uebervorthellung ausgehen, gar nicht findet. Freilich sind ihre Religionsbegriffe von den unsrigen weit verschieden, sie haben weniger Dogmen, die dafür desto materieller und sinnlicher sind. Ihr Glaubensbekenntniß lautet: „Es ist ein einziger ewiger, unbergänglicher, unumschränkter Gott, der Erschaffer der Welt, der Belohner der Tugend und der Rächer des Lasters, und Muhamed ist der Prophet dieses Gottes!“ Nächst diesem Wesen glauben sie noch an ein Fatum, an eine gänzliche Ueberlassung in die unwiderrüflichen Rathschlüsse des göttlichen Willens. Dagegen läugnen sie das Geheimniß einer heiligen Dreifaltigkeit und erkennen in Christum wohl einen Gesandten Gottes, dem sie jedoch seine Gottheit streitig machen, so wie sie dieselbe auch am Stifter ihres Glaubens läugnen. Die Schriften des alten und neuen Bundes sehen sie als ein

in der Wesenheit wahres, von den Juden und Christen aber verfälschtes Wort Gottes an. Die Engel denken sie sich als rein körperliche, jeder menschlichen Handlung fähige Wesen, allein Adam und Eva sind nach ihrer Lehre nicht aus dem himmlischen, sondern nur aus dem irdischen Paradiese verstoßen worden. Mit ihren täglichen Abwaschungen glauben sie nicht nur die Flecken des Körpers, sondern auch die der Seele zu reinigen. Sie glauben an eine Auferstehung der Todten und an eine Hölle, nicht aber an die ewigen Strafen derselben, denn am Tage des Weltgerichts wird die Hölle nicht mehr für die Muselmänner, sondern nur für böse Christen und Juden ein Ort der Pein sein. Den Ausgewählten räumen sie im Himmel den Genuß fleischlicher Lust ein, jedoch behaupten die neuern Ausleger des göttlichen Gesetzes, daß unter diesen nur dem Scheine nach fleischlichen Lüsten die Ergötzlichkeiten des Geistes auf eine verblümete Weise verstanden werden müßten. Den Frauen ist das himmlische Paradies nicht abgesprochen, denn Muhamed war ein zu großer Liebhaber des schönen Geschlechts, als daß er mit ihm so hart hätte verfahren können. Das Kapitel 40 Vers 43 des Koran sagt: „Wer glaubet und gute Werke ausübet, sei er männlichen oder weiblichen Geschlechts, wird in das Paradies eingehen.“ Doch ist den Frauen im Himmel ein von den Männern ganz abgesonderter Platz angewiesen. Der Lehre von dem Orte der Reinigung, den die Katholiken das Fegefeuer nennen, sind sie gar nicht abgeneigt, denn sie geben zum Troste der Verstorbenen viele Almosen und beten zu Gott um die baldige Erlösung der Seelen aus der Pein des Feuers. Die dafür bestehende Formel findet sich im Koran in dem Kapitel: Von den Verstorbenen. Außer diesen Glaubenslehren gebot der Prophet noch andre sittliche Gesetze und gottesdienstliche Gebräuche und setzte im Fall der Nichtbeobachtung den Verlust aller irdischen und himmli-

ſchen Güter darauf. So iſt ihnen der Genuß des Schweinefleiſches gänzlich verboten, ſo wie der eines erſtickten Viehes oder eines ſolchen, das ein Wolf berührt hat. Mit dem ſchärfften Verbote iſt der Wein und Alles das, was ſeiner Natur nach berauschen kann, belegt, weil Muhamed einſt unbewußt und im Rausche einen ſeiner erſten Schüler mit dem Schwerte getödtet haben ſoll. Deſſenungeachtet laſſen ſie ſich den Branntwein oder ſonſtiges Aquavit trefflich ſchmecken, weil ihrer Auslegung nach dem Branntweine die berauschte Kraft nicht von der Natur, ſondern durch Kunſt gegeben worden iſt. Wie es in neuerer Zeit mit dem Verbote des Weintrinkens gehalten wird, davon habe ich einige Beiſpiele erzählt. Die Türken haben ihn lieben gelernt und verſchiedene Urſachen hervorgeſucht, die Strenge des Verbotes von ſich abzuwenden.

Strenger ſind ſie in Beobachtung der Faſten während des Ramazan, der von einem Neulicht zum andern dauert. Während dieſer Zeit enthalten ſie ſich von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang nicht nur alles Eſſens und Trinkens, ſondern auch des Tabaks und des Umgangs mit ihren Frauen. Sobald aber der Iman auf den Thürmen die Lampen aushängt, eſſen ſie, was ihnen beliebt, und bringen die ganze Nacht in Schmauſereien und Schwärmen zu. Statt des Sonntags feiern ſie den Freitag, weil Muhamed an dieſem Tage geboren und aus Mekka vertrieben wurde. Fünfmal des Tages verrichten ſie knieend, das Geſicht nach Mekka gewendet, ihr Gebet und tragen zu dieſem Ende mehrere an eine Schnur gefaßte Korallen bei ſich, die einem Roſenkranze gleichen. So oft ſie eine Koralle fallen laſſen, ruſen ſie Gott um Hülfe und Beiſtand an. Den Mond halten ſie zwar in großen Ehren, theils zum Gedächtniſſe des in dem Koran angegebenen Wunders, welches Muhamed an ihm gewirkt hat, da er deſſen zerbrochene Trümmer wieder zuſammenfügte, theils auch zur Er-

innerung, daß die alte Stadt Byzanz unter der Begünstigung des Mondlichtes von der Eroberung Philipps, Vaters Alexanders des Großen, der sie bei Nachtzeit hatte überrumpeln wollen, befreit worden ist. Deshalb haben die Muhamedaner den Mond zum Sinnbilde des Reichs und der Nation erwählt, erweisen ihm jedoch keine göttliche Verehrung. Gegen ihre Geistlichkeit tragen sie eine recht zärtliche Ehrerbietung und geben also den orientalischen und europäischen Christen ein glänzendes Beispiel der schuldigen Ehrfurcht gegen die gesalbten Diener Gottes und der Kirche. Der Mufti, als das geistliche Oberhaupt der muhamedanischen Religion, ist gesetzt, alle und jede Streitigkeiten in Glaubenssachen zu erörtern. Ihm folgt der Kadi, welcher, obgleich nur ein untergeordneter Richter und Rechtsgelehrter, doch zur Geistlichkeit gezählt wird. Darauf kommen die Imanen und Santonen, die in den türkischen Ländern das, was bei uns die Pfarrer sind. Der Kadi läßt dergleichen Candidaten ein Paar Stellen aus dem Koran lesen, setzt sie in das Predigeramt ein und fertigt ihnen ihre Bestallung darüber aus; die Imanen können ihr Predigeramt niederlegen und zum Laienstande zurückkehren. Von den Santonen ist schon früher die Rede gewesen. Ihnen folgen die Derwische, die muhamedanischen Mönche. Man kann sie in drei Klassen eintheilen; die einen führen in den Klöstern ein gemeinschaftliches Zusammenleben, die andern bleiben bei ihren Familien und treiben ihre Hanthierungen, die dritten ziehen bettelnd im Lande herum und fordern oft mehr mit Gewalt, als bittweise Almosen.

Gemäß der Lehre des Fatalismus: daß Alles, was in der Welt geschieht, nothwendig geschehen müsse, sehen die Muhamedaner allen ansteckenden Krankheiten ohne Furcht entgegen und ertragen sie, ohne die mindeste Klage zu führen. Anstatt auf Mittel zu denken, den Anfällen der Pest vorzubeugen, neh-

men sie auch nicht einmal die geringsten Maßregeln, wenn dieselbe bereits eingerissen ist. Sie sehen täglich mit großer Gelassenheit den Tod um sich her seine Ernte halten und berechnen die von ihm an einer ansteckenden Seuche Hingerafften wie Märtyrer, die sogleich in den Schoß der Glückseligkeit des Paradieses eingehen. — Macht ein Türke, bevor er stirbt, ein Vermächtniß, so kann er seine Seele mit unter die Erben zählen, und wenn z. B. ein Vater zwei Söhne hinterläßt, kann er aus dem Vermächtnisse drei Theile machen und den seinigen nach Belieben unter die Armen vertheilen oder zu einem andern Zwecke verwenden, z. B. dafür einem Pferde, einem Hunde oder sonst einem Lieblingsthier einen lebenslänglichen Unterhalt verschaffen. Sie glauben auf solche Weise ihr Vermögen zu gottseligen Werken und zum Heile ihrer Seele verwendet zu haben, weil der Schöpfer in allen seinen Geschöpfen geehrt wird und nicht unbelohnt läßt, was man an ihnen thut.

Man glaube jedoch nicht, daß alle Türken eines und desselben Glaubens sind, es finden sich unter ihnen so gut wie unter den Christen verschiedene Sekten, die in ihren religiösen Ansichten bedeutend von einander abweichen. Eine Partei dreht und deutelt an den Sätzen des Koran, verwirft die Sunna, eine Sammlung von Reden und Thaten des Propheten, die als ein Zusatz zum Koran gelten, und wird von den Rechtgläubigen, d. h. denen, die unverändert an den Sätzen des Koran und der Sunna hängen, als Ketzer und Schismatiker verdammt und verfolgt. Diese Sekten zerfallen in ältere und neuere und bestehen in weit größerer Anzahl als unter den Christen. Ich erlaube mir einige dieser Sekten anzuführen. Die hauptsächlichsten sind die Motazaliten, welche unter der Wesenheit Gottes und dessen Eigenschaften keinen Unterschied machen, den Koran als unmittelbare Offenbarung des Wortes Gottes ansehen und glauben: daß die Muselmän-

ner, welche in schwere Sünden verwickelt sind, den Glauben zwar nicht verlieren, doch aber den Rechtgläubigen nicht beigezählt werden, weil nach ihrer Meinung der rechte Glaube ohne gute Werke nicht bestehen kann; die Saschemianer, welche, um Gott nicht zum Urheber des Bösen zu machen, glauben, daß er die Ungläubigen nicht erschaffen habe; die Radhamiten, die, um der Allmacht Gottes keine Grenzen zu setzen, ihn jeder Sünde, ausgenommen der fleischlichen, für fähig halten; die Hajectiten, die Jesum Christum als das eingefleischte Wort und als künftigen Richter der Welt erkennen, zugleich aber der irrigen Meinung sind, Christus werde vor dem Ende aller Zeiten noch 40 Jahre sichtbar auf dieser Erde regieren und das Reich des Antichristes zerstören. Sie glauben ebenfalls an eine Seelenwanderung bis zu dem Tage des Gerichts, wo sodann nach ihrer weitem Lehre nur jener Leib, der zu eben dieser Zeit von der Seele bewohnt wird, zur Belohnung oder zur Bestrafung gezogen werden kann. Fernere Sektirer sind die Bascharianer, die Dhamomianer, die Wahabiten, die Radhariten, die alle Rathschlüsse Gottes verwerfen und alle Handlungen dem freien Willen des Menschen allein zuschreiben. Eine der berühmtesten Sekten sind die Alianer, die Anhänger des Kalifen Ali, die in Persien und Indien wohnen, und die geschworensten Feinde aller unbedingten Anhänger des Koran und der Sunna sind. Das Gebot, sich des Weines zu enthalten, übertreten sie aus den geringsten Ursachen und verspotten das Grüne, die Lieblingsfarbe des Propheten, indem sie es an den Schuhen und Hosen tragen. Muhameds besondere Freunde, Abubekr, Osman und Omar, sind der vorzügliche Gegenstand ihres tödtlichen Hasses, so daß sie bei jedem Hochzeitsgepränge drei Statuen aus Zucker- oder anderm Teige formen, die jene Personen vorstellen, an denen sodann die Freunde des neuen Ehepaars

ihre Wuth auslassen und sie in tausend Stücke zerschlagen. — Unter den neuern Secten sind vorzüglich zu nennen: die Sabajahiten, welche der Allwissenheit Gottes Grenzen setzen und diese von der Erfahrung abhängig machen, die Muserinen, welche alle Gottheit läugnen, und an keine Wiedervergeltung nach dem Tode glauben; die Chup=Massahiten, die an Christum als einen wahren Gott und Erlöser des menschlichen Geschlechts glauben, eine Ansicht, die selbst in Konstantinopel von Tage zu Tage mehr Beifall und Anhänger findet; die Cadizadeliten und die Stoiker des Alterthums an Strenge und Ernsthaftigkeit; sie lieben weder Musik noch sonstige Ergötzlichkeiten und reden immer nur von Gott. Dabei geben sie vor, daß unter dem von Jesu verheißenen heiligen Geist Muhamed zu verstehen, und daß die Ankunft des heiligen Geistes ein Sinnbild der Ankunft Muhameds gewesen sei. Die besten dieser neuern Sektirer sind die Eschrakiten oder Illuminaten, deren Leben ganz und gar der Betrachtung Gottes und seiner Vollkommenheiten und Eigenschaften gewidmet ist. Sie lassen die Träumereien des Propheten, insoweit sie nicht zu diesem Ziele führen, gänzlich außer Acht, und sind Leute eines exemplarischen Wandels und untadelhafter Sitten. Ihre Liebe gegen den Nächsten und besonders gegen die Armen und Hilfsbedürftigen ist thätig und ausgezeichnet, so daß diesen guten Leuten, die man in ziemlich bedeutender Anzahl in Konstantinopel findet, nichts als das Licht des wahren Glaubens zu mangeln scheint.

So weit die Mittheilungen über diese Gegenstände aus dem Munde meines Dolmetschers zu Adrianopel, des Renegaten Wilhelm, von dem ich bei meinem Aufenthalte daselbst gesprochen habe. Wer sich weiter darüber zu unterrichten wünscht, wird das Nähere in größern Werken finden, die diesen Gegenstand ausführlich behandeln.

## Die Pest in Aegypten.

---

Ungewöhnlich heißer Sommer. — Seuche unter den Hausthieren. — Besorgnisse und Gleichgültigkeit hinsichtlich der Pest. — Ausbruch der Pest in Alexandrien. — Allmähliges Steigen der Krankheit. — Errichtung eines Pesthospitals. — Andre Vorsichtsmaßregeln. — Befehl des englischen Consuls. — Entfernung der europäischen Schiffe. — Andre Unglücksfälle. — Scheitern zweier Schiffe. — Steigende Wuth der Pest. — Auswanderung der Europäer. — Meine Abreise nach Kairo. — Sturm und jagende Juden. — Lustige Streiche auf dem Schiffe. — Ankunft in Kairo. — Neue Einrichtung. — Ein alter französischer Arzt. — Glott-Bei. — Georg Müller aus Darmstadt. — Ausbruch der Pest in Kairo. — Reichard nach Abusabel. — Einzelne Pestfälle. — Häufung der Sterbefälle. — In Glott-Beis Hause. — Der Leibkutscher des Vicekönigs. — Steigende Wuth der Pest. — Doktor Leopold. — Versuche Glott-Beis. — Höhepunkt der Seuche. — Mangel. — Seltsamer Befehl des Pascha. — Aussterben einer mir bekannten Familie. — Tod meiner Reisegefährten und des Leibkutschers. — Vertilgungskrieg gegen die Katzen. — Vorsichtsmaßregeln. — Tod eines sehr Vorsichtigen. — Tod des schlesischen Tischlers Franz Kunisch. — Krankheit und Genesung des Württembergers Keller. — Meine Vorsichtsmaßregeln. — Nachlassen der Pest. — Mein Anfall der Seuche. — Immer größerer Mangel und Noth. — Fortpflanzungsmittel der Krankheit. — Zwei deutsche Barone. — Reise nach Abusabel. — Das Militairhospital. — Unterredung mit Glott-Bei. — Abreise von Kairo.

---

Die ältesten Einwohner Alexandriens konnten sich nicht erinnern, einen so heißen Sommer erlebt zu haben, wie den des

Jahres 1834, allein man dachte an nichts weniger, als an einen Ausbruch der Pest. Wollten auch Manche die schlimmen Vorboten derselben in der Seuche erkennen, die schon seit Anfang des Sommers unter den Hausthieren ungewöhnlich stark herrschte und fast alle Hunde der Stadt hinweggraffte, so theilte doch die Menge diese Bedenklichkeiten Einzelner nicht, um so mehr, als die Seuche unter den Thieren bald wieder nachließ und sich nirgend ein Pestfall ereignete. Ja man spottete der allzu großen Mengsüchlichkeit, und so ging auch ich sorglos und gleichgültig in meiner kühlen Werkstatt an mein Geschäft, nicht wissend, daß gerade in den heißesten und kältesten Tagen die verderbliche Seuche am wenigsten Macht hat. Bald sollte ich eines Bessern belehrt werden.

Es war gegen die Mitte des Monats Juni, als die sorglos glücklichen Einwohner von Alexandrien plötzlich durch die Entsezenskunde aus ihrer stolzen Sicherheit emporgeschreckt wurden: Die Pest ist ausgebrochen! Man zweifelte in den ersten Augenblicken an der Wahrheit dieser Kunde, aber nur zu bald bestätigte sie sich zum Schrecken, zur Angst und zur Furcht Aller. Außerhalb der Stadt, unweit des Franziskanerklosters und des fränkischen Hospitals, stehen auf einem Hügel eine Reihe Hütten, welche von Beduinen und Schwarzen bewohnt werden. Sie sind aus den Steinen erbaut, die man auf den Straßen findet und mit Straßenkoth verklebt, ähnlich unsern Backöfen, aber höchstens nur 6 Fuß lang und kaum 6 Fuß breit, ohne alle andre Bequemlichkeit als eine Strohmatten, auf welcher die Bewohner sitzen und liegen — stehen können sie nur selten darin — und sich bei einer Hitze von 28 bis 32° Reaumur dennoch wohl befinden. In einer solchen elenden Hütte, deren schönste mit allem Zubehör nur 6 Piaster werth ist, suchte die furchtbare Krankheit ihr erstes Opfer. Es war eine Frau, die, vom Tode gestreckt, mit den Füßen die eine Wand hinausgetreten hatte;

die andre wurde wegen des zu beschränkten Raumes ebenfalls eingerissen, um die Leichen dieser und einer zweiten Frau, die in derselben Hütte gleich nach der ersten gestorben war, fortzuschaffen; und ich sah und hörte, wie der Mann mehr um die Hütte jammerte und klagte, als um seine Weiber. Ein drittes Opfer, ein Beduine, der im Augenblicke des Todes die offene Thüre gefunden hatte, und mehrere in den Straßen vorgekommene Sterbefälle wurden von den Einwohnern wenig beachtet, als die Hitze noch zu drückend war, um der Krankheit ein schnelleres und weiteres Umsichgreifen zu gestatten. Indessen bewährte sich der Ausspruch des dem Frankenhospitale in Alexandrien als Physikus vorstehenden Dr. Groß, daß die Pest sich bis zum Herbst im Volke verhalten und dann mit um so größerer Wuth hervorbrechen werde, auf das Pünktlichste; denn schon der Monat September verlangte sein tägliches Opfer, und bald zählte jede Straße ihre Kranken und Todten. Nun erwachte Alles aus der frühern Sorglosigkeit, und wenn auch die alten Araber und Türken ruhig die Todten an sich vorübertragen sahen und nicht das Mindeste thaten, sich durch Präservative vor der Krankheit zu schützen, ja sogar die Kranken besuchten und die in Auctionen erstandenen oder durch Erbschaft überkommenen Kleider der Verstorbenen anzogen und, unbekümmert um den darin haftenden Krankheitsstoff, stolz durch die Straßen spazierten, so war doch das jüngere Geschlecht über die fatalistischen Ansichten der Alten weit aufgeklärter und mit allem Fleiße darauf bedacht, ein Pesthospital außerhalb der Stadt zu errichten, das endlich trotz vielen Widerspruchs in Stand gesetzt wurde. Dahin wurden nicht nur alle Erkrankten, sondern auch ihre Familien, sowie die Hausgenossen Aller, die an der Pest gestorben waren, gebracht, damit der Ansteckungsstoff nicht weiter um sich greife. In der Stadt selbst wurde es von Tag zu Tag einsamer und stiller, und das Schweigen der

Todesangst lag auf allen Gesichtern. Die europäischen Kaufleute verriegelten, ja vernagelten sogar die Thüren ihrer Häuser mit Brettern und ließen nur eine Oeffnung darin, durch welche Lebensmittel und Briefe abgegeben wurden, wenn sie zuvor geräuchert oder durch Wasser und Essig gezogen waren. Die Diener eines großen Hauses waren auch zugleich die Wächter desselben. Einer brachte Alles, was der Herr brauchte, bis an die Hausthüre, dort nahm es ein Andern in Empfang und beförderte es weiter. Waren es Gewaaren, so wurden diese in einen mit Essig und Wasser gefüllten Kasten gelegt, Kleider und Briefe wurden in einer Maschine geräuchert, die man vor jedem angesehenen Hause sah. Zwischen den hin und wieder in den Häusern angebrachten Doppelthüren harrten andre Diener, welche die gesäuberten Gegenstände wieder andern übergaben, die sie endlich vor dem Herrn niederlegten, in dessen Gegenwart die Reinigung noch einmal vorgenommen wurde, ehe er sie zu berühren wagte. Doch diese ängstliche Sorgfalt, mit welcher jeder für die Erhaltung seines Lebens bedacht war, gerieth plötzlich aller gegenseitige Verkehr ins Stocken. In dieser ängstlichen, gleichsam gewitterschwülen Zeit erschien eines Tages ein Befehl des englischen Consuls, daß alle unter seinem Schutze Stehenden, die sich nicht auf sechs Monate aus eigenen Mitteln verproviantiren könnten, die bis jetzt noch freie Passage benutzen und in ihre Heimath zurückkehren sollten. Mehrentheils waren es Professionisten und Fischer aus Malta, die diesem Befehle nachkamen. Auch den Schiffskapitänen, welche mit ihren Fahrzeugen im Hafen vor Anker lagen, kam die Notiz zu, daß sie nur noch eine Woche Frist zum Auslaufen hätten, da später durch einen Gordon die europäischen Häfen gesperrt werden würden und jeder weitere Verkehr mit der Stadt nicht mehr gestattet sei. Zu Folge dieser Ankündigung segelten mehrere Schiffe nur mit halber Ladung ab, andere luden Ballast und

so wie sie den Hafen im Rücken hatten, trat in allen europäischen Häfen der Gordon in Kraft, so daß sie für jedes später aus Aegypten kommende Schiff gesperrt blieben, auch wenn es sich erbot, die doppelte Quarantaine-Zeit auszuhalten. Und doch geschah es, daß viele zwecklos im Hafen von Alexandrien blieben, oder sich in andern nicht gesperrten Häfen des mittelländischen Meeres herumtreiben mußten. Zu diesem allgemeinen Unglücke der Krankheit kamen noch andere Unglücksfälle. So fuhr ein Schiff im Angesichte des Hafens durch die Unvorsichtigkeit des Lootsen auf eine Sandbank fest und scheiterte, doch wurde glücklicher Weise alle darauf befindliche Mannschaft gerettet. Es gewährte einen traurigen Anblick, diese Unglücklichen haarfuß und haarhaupt mit den durchnähten Kleidern, dem Einzigen, was sie von all ihrer Habe gerettet hatten, durch die Straßen der Stadt ziehen zu sehen, in welcher sie, kaum einer Todesgefahr entronnen, einer neuen, weit schrecklichern entgegen gingen. Jedoch fanden sie bei den europäischen Consuln und Handelsherrn die großmüthigste Unterstützung und auch eine Aufnahme in ihren Häusern, so weit dies eben anging. Ein andres Schiff war weit von Alexandrien an der afrikanischen Küste gestrandet, und obgleich die Mannschaft auch dieses Schiffes ebenfalls mit dem Leben davon kam, so starben doch die Geretteten an den öden wüsten Küsten der Barbaren den Hungertod, da sie, so weit sie auch in das Land hineingingen, kein Obdach, keine Nahrung, keine Quelle fanden. Nur Einer wurde durch wunderbare Fügung des Himmels erhalten. Er war am Meeresufer immer nach Osten zu fortgelaufen, hatte Tag und Nacht nicht angehalten, weder Hunger noch Durst, noch den Schmerz seiner blutenden Füße geachtet, und kam so mit wahrhaft riesiger Ausdauer, ein Bild des Jammers, in Alexandrien an. Hier erzählte er den Neugierigen, die ihn zu Hunderten umstanden, seine Schicksale unter Thrä-

nen und Wehklagen. Er lag in einer Straße, denn er konnte sich nicht mehr auf den Füßen, die die bloßen Knochen zeigten, erhalten. Die Einwohner leisteten ihm die thätigste Hülfe, unter der er genas und vielleicht noch lebt, wenn ihn die Pest nicht mitgenommen hat.

Das Wüthen derselben wurde nun von Tag zu Tage ärger, und bald erschreckte die Bewohner ein neuer Befehl, daß in den nächsten Tagen die Stadt auch nach der Landseite zu gesperrt, und Niemand weder hinaus- noch hereingelassen werden würde. Da nun unter den ältesten Aegyptern die Meinung herrscht, die sich auch schon oft bestätigt haben mag, daß, wenn in Alexandrien die Pest wüthe, dieselbe nicht zugleich auch in Kairo ausbrechen könne, theils wegen der zu weiten Entfernung beider Städte von einander, theils wegen des durchaus verschiedenen Klimas derselben, so benutzten viele Europäer die noch gestattete Frist und zogen, nachdem sie ihre Häuser und Läden verschlossen, nach Kairo. Andre begaben sich in ihre Gärten außerhalb der Stadt, oder bauten sich auf freiem Felde eine Hütte von Rohr und Palmenblättern, und die Armen gingen als Diener zu den Reichen, die, wie schon oben erwähnt, sich in ihren Wohnungen verschanzten. Denn wer sonst nur einen Diener hatte, brauchte jetzt zwei und drei, und gern wurde der höchste Lohn zugestanden, wenn sich nur Leute zu solchen Diensten verstehen wollten.

Bisher hatte ich mit einem Gehülfsen aus Riga fortgearbeitet, doch fand ich es bald gerathener, Alexandrien, ehe es noch von dem Gordon umgeben werden würde, ebenfalls zu verlassen und nach Kairo überzustedeln. Und so reiste ich mit meinem Gehülfsen und in Begleitung eines holsteiner Schlossers Ludwig Reichard aus Itehoe, nebst dessen arabischer Magd Fatme und eines Gerbers, Namens Mühlenhoff aus Minneberg bei Paderborn, der bereits in Kairo verheirathet war;

von dem todtbedrängten Alexandrien ab. Der Schlosser hatte sein ganzes Werkzeug in seinem Quartiere zurückgelassen und die Thüre desselben nicht bloß verschlossen, sondern auch vermauert. Ich dagegen nahm Alles mit, sowohl Holz, als Werkzeug, mein Hausgeräthe und die angefangenen Arbeiten, worunter ein schon fast fertiger Stuhlwagen und mehrere Kinderwagen sich befinden. Sechs Kameele waren kaum hinreichend, die Last meines Gepäcks nach dem Kanal Mahmudieh zu tragen. Am 2. October schifften wir uns auf demselben ein und kamen schon am folgenden Tage zu der Abtheilung des Kanals die man „Ober = Mahmudieh“ nennt. Somit waren wir am westlichen Arme des Nil, der mittels einer Zugbrücke den Kanal mit dem nöthigen Wasser versorgt. Da Schiffe diese Brücke nicht passiren können, so liegen gewöhnlich auf dem Flusse tausend kleinere Fahrzeuge bereit, um Personen und Gepäcke aufzunehmen und weiter zu befördern. Bei unserer Ankunft war großer Mangel daran; denn die aus Alexandrien flüchtenden Europäer hatten sie in Beschlag genommen und räumten uns keinen Platz nicht einmal um den doppelten Preis, den wir boten, ein, weil sie sich vor dem ansteckenden Stoffe fürchteten, den sie in den Kleidern der Menge verborgen wähten. Endlich hatten wir das Glück, vier Slavonier und einige italienische Juden zu treffen, die schon seit drei Tagen auf eine Gelegenheit, weiter zu kommen, gewartet und erst diesen Morgen gefunden hatten, und vermochten sie, uns ihnen zugesellen zu dürfen. Wir waren fröhlich und guten Muthes, als wir schon nach wenigen Stunden absegeln konnten. Der Wind war günstig, aber so stark, daß sich das Schiff fort und fort auf eine Seite neigte. Als die Abendröthe am Himmel heraufzog, baten die Juden den Gareis (Schiffscapitän), daß er vor Einbruch der Nacht landen möge, allein der Schlosser, der die arabisch gesprochenen Worte verstand und ohnehin den Juden nicht sehr

grün war, weil sie bei der Abfahrt den Kapitän veranlaßt hatten, eine größere Summe von uns zu verlangen, trat diesem Unsinne feck entgegen, und erklärte dem Kapitän mit lauter Stimme, daß er sich nicht einsullen lassen solle, zu landen, wenn nicht er mit seinen 5 Matrosen und den Juden über Bord geworfen sein wollte. Meine Worte wirkten, und er war auch ganz der Mann dazu, sie zu bethätigen, wenn es darauf ankam. Die Fahrt ging weiter, was um so nöthiger war, als Kairo jede Stunde gesperrt und unser Schiff zu spät kommen konnte.

Einer dieser Juden hatte zwei Fässer Wein auf dem Schiffe, die er in Kairo um hohen Preis zu verkaufen gedachte. Wir hatten ihn schon Tags zuvor für eins 2 Thaler über den Werth geboten, ohne daß er es uns abgelassen hätte, und ich verdachte ihn nicht darum, weil er in Kairo 5 Thaler an einem jeden Fasse zu profitiren gewiß war. Als aber der nächtliche Sturm immer ärger und die Juden immer ängstlicher um ihr Leben wurden, und einer von ihnen, um sich Muth zu trinken, zu dem Eigenthümer der Fässer sagte: „Ich will dir die Hälfte des Gewinns geben, verliere du die andre und laß uns den Wein,“ da überließ uns der angstgequälte Mensch ein Faß sogar für den Einkaufspreis, 10 Thaler. Jetzt drangen wir selbst in den Kapitän, zu landen, denn die armen lebenslustigen Juden hatten unser Mitleid erregt. In der Meinung, daß wir nur arabisch verstanden, flüsternten sie sich nämlich bei jedem Windstoß auf italienisch zu: „die fragen viel nach ihren Sachen und nach uns, die können schwimmen, wenn das Schiff sinkt, wir aber müssen elendiglich ersaufen.“

Am Mittage des nächsten Tages wurde der Wein geprobt, wobei die Juden und Slavonier thätig Theil nahmen, und eine Flasche von wenigstens 18 Maas abgezapft, deren Inhalt uns alle in die fröhlichste Laune versetzte. Als aber das Schiff

wieder unter Segel ging und pfeilschnell die Wellen des Nil durchschnitt und sich dabei noch schräger legte, als früher, fingen die Juden wieder an zu zittern und zu zagen, und ergaben sich nicht eher ruhig in ihr Schicksal, als bis ich ihnen eröffnet hatte, daß ich eben so wenig schwimmen könne, wie sie. Gegen Abend wurde die Flasche wiederum gefüllt, allein die Juden trauten uns nicht und ließen ihr volles Faß fort von unserm angezapften auf die andere Seite des Schiffes bringen. Entrüstet über dieses Mißtrauen, schwur ihnen der Schlosser Rache. „Sie wollen uns betrügen,“ sagte er deutsch zu mir, „jetzt sollen sie betrogen werden.“ Und er hielt sein Gelübde. Er gewann nämlich die Matrosen für einige Piaster, daß sie während der Nacht unser schon geleertes Faß wieder verspundeten und verpichteten, und es mit dem vollen der Juden vertauschten. Diese erwachten am andern Morgen arglos und fröhlich, und schon um 9 Uhr liefen wir in den Hafen von Bualack ein.

Wir ließen unser Gepäck auf dem Schiffe unter Fatmes Aufsicht zurück und eilten auf Eseln nach Kairo, um uns daselbst vor allen Dingen ein Quartier zu miethen. Ich nahm ein solches fast außerhalb der Stadt auf dem Platze Esbekieh, gerade dem Militärhospital gegenüber, in einem Hause, das den Europäern zur Zeit der Ueberschwemmung des Nil zum öffentlichen Versammlungsorte diente, wenn sie Jagd auf die Wasservögel machten, die auf dem nahen See zu dieser Zeit in Schaaren sich einfanden. Der Hausherr überließ mir das Gebäude auf das freundschaftlichste, doch unter der Bedingung, daß ich mir, bis zum Tage des Nilschnittes ein andres Obdach suche; um diese Zeit wollte er es selbst wieder beziehen. Nichts freute mich mehr, als das gute Zutrauen, das dieser Mann in mich setzte, indem er nichts aus dem Hause entfernte, nicht einmal die vollen Weinflaschen, die wie in einem Condi-

torladen reihenweise rings an den Wänden des Zimmers standen. Sogleich eilte ich nach Bulack zurück, um mein Gepäck auszushippen und hierher bringen zu lassen, was wiederum durch sechs Kameele bewerkstelligt wurde. Meinen Antheil an dem Faß Wein überließ ich dem Schlosser, dessen List gelungen war, ohne daß die Juden es gemerkt hatten; er brachte es durch seine Verbindungen steuerfrei nach der Stadt und verkaufte es für 15 Speciesthaler, während die Juden ihr halbgefülltes Faß noch odendrein mit 2 Thalern versteuern mußten.

Ich richtete sofort meine Werkstatt ein und sah durch zahlreiche Bestellungen bald meine Existenz gedeckt. Gleich den andern Europäern, die aus Alexandrien hierher geflüchtet waren, hielt ich es für unmöglich, daß die Pest in beiden Hauptstädten zugleich grassiren könne. Andre Meinung als wir war aber ein alter Franzose, der, ohne im Militär Dienste zu suchen, schon seit 36 Jahren als Arzt der Stadt gedient, die Eigenthümlichkeit des Landes ganz genau kennen gelernt hatte und in seinem Thun und Wesen so ganz und gar Orientale geworden war, daß man unter dem Turban und dem drei Fuß und sechs Zoll langen Barte, der, wenn er aufrecht stand, ihm bis über die Kniee reichte, schwerlich den Franzosen erkannt hätte. Er schüttelte bedenklich zu dieser allgemeinen Volksmeinung den Kopf und blieb dabei, so oft ihn auch der berühmte Arzt der Stadt, Dr. Glott, zu widerlegen suchte. Dieser Letztere, der seit 15 Jahren in Aegypten lebte, die Stelle des ersten Regimentsarztes im Heere des Vicekönigs begleitete und wegen seiner ausgezeichneten Dienste von Mehemed Ali mit dem ehrenvollen Titel eines Bei begnadigt worden war, setzte seinen Gang und seine Orden an seine Behauptung, während der französische Arzt gelobte, sich den Bart abschneiden zu lassen, wenn Kairo von der Pest verschont bliebe.

Diese mußte unterdessen in Alexandrien immer wüthender

um sich gegriffen haben, denn alle Tage kamen Haufen flüchtiger Europäer in Kairo an, und unter ihnen auch mein früherer Hausgenosse, der Tischler Georg Müller aus Darmstadt, dem ich von Kairo aus geschrieben hatte. Eine glänzende Aussicht war ihm hier eröffnet; die Zimmer des königlichen Schlosses sollten nämlich auf europäische Art eingerichtet und eine Bibliothek angelegt werden, bei welchen Arbeiten ihm die Stelle eines Werkführers zugesichert war. Freudig war er von Alexandrien hierhergeeilt und suchte mich auf. Ich empfing ihn mit herzlichem Gruß und Glückwunsch. Wir freuten uns, wieder beisammen zu sein. Im lebhaften Zwiegespräche wollte ich ihn eben in das an meine Werkstätte stoßende Besuchzimmer führen, siehe da verändert er die Farbe, klagt über plötzlich eingetretenes Unwohlsein und fängt an, sich zu erbrechen. Ein jäher Schreck durchzuckt mich — denn Kopfschmerz, Uebelkeit und Erbrechen sind die ersten Anzeigen der Pest. Nach einiger Zeit hatte er sich jedoch wieder so weit erholt, daß er nach Bulack zurückgehen konnte, um sein Gepäck zu holen, das er unter Aufsicht seiner französischen Haushälterin im Hafen zurückgelassen hatte. Unterwegs hatte sich der Anfall heftiger wiederholt, so daß Müller kaum das Schiff erreichen konnte, und noch am selbigen Tage erfuhr ich, daß er schwer darnieder liege. Abends machte ich ihm mit einigen Bekannten einen Besuch, aber er war schon seiner Besinnung nicht mehr mächtig, und am andern Morgen erhielten wir die traurige Nachricht von seinem Tode. Sogleich wurden alle, die mit ihm von Alexandrien gekommen waren, in ein besonderes Haus gesperrt, um darin 21 Tage Contumaz zu halten, und auch uns drohete ein ähnliches Schicksal. Man wußte, daß Müller in der Stadt gewesen und auch wieder von einigen Bekannten besucht worden war, und gab sich alle Mühe, diese auszuforschaften. Wir aber hatten der Haushälterin des Verstorbenen

mit Nachdruck verboten, unsre Namen zu nennen; dem Kapitän und den Matrosen waren sie gänzlich unbekannt. Indessen standen wir, im Glauben, Müller habe uns den Peststoff mitgetheilt, große Angst aus und gingen die ersten acht Tage nicht an unser Geschäft. Reichard, welcher den Verstorbenen ebenfalls mit uns besucht hatte und von gleicher Sorge, wie wir, geplagt war, verließ seine ihm bisher so treue Fatme, heirathete in aller Eile eine schöne Italienerin, die er in Kairo kennen gelernt hatte und zog nach dem vier Stunden entfernten Abusabel, wo er mit seiner jungen Frau ein glückliches Zweistädlerleben führte. Ich und mein früherer Reisegefährte Keller gingen täglich auf die Jagd und trieben uns den noch übrigen Theil des Tages in Kaffeehäusern umher, zur großen Bewunderung unserer Bekannten, denen unsere so plötzlich veränderte Lebensweise ein Räthsel war. Hätten sie die Lösung desselben erfahren, so würden sie uns wie Geächtete geflohen haben. So aber verblieben wir bei der Aussage, daß wir keine Arbeit, wohl aber Geld genug hätten, um lustig zu leben, und trieben es so noch einige Tage fort, doch in steter Furcht, als diejenigen erkannt zu werden, die den Pestkranken auf dem Schiffe besucht hatten.

In den ersten Tagen nach dem obengenannten Pestfall eignete sich kein weiterer, und allgemach wurden unsre Herzen leichter. Da wogte eines Tages ein wilder Aufruhr durch die Straßen. Tausend ängstliche Stimmen schriean durcheinander „die Pest!“ und von Neuem belastete Centnerschwere mein Herz. In einer Straße, die zuvor durch die Wache des Kommandanten von allen darin Wandelnden geräumt worden war, schritt ein Araber, von allen Seiten von blitzenden Bajonetten der Soldaten umdroht, damit er nicht entlaufe, nach dem Hospital zu, das meiner Wohnung gegenüber lag. Alle Blicke waren auf den Unglücklichen gerichtet, der sich kaum noch auf

den Füßen halten konnte und nicht nur durch Worte und Zeichen, sondern auch durch die Spitzen der Bajonette angetrieben wurde, zu laufen, damit er um so schneller das Haus erreiche. Hier wurde er im untern Stocke in ein Zimmer gebracht, und mehrere Soldaten als Wache davor gestellt, mit dem Befehl, ihn sofort zu erschießen, wenn er zu entkommen versuchen sollte. Eben so wurde sein Wohnhaus in der Stadt mit Militär besetzt, und die andern darin Wohnenden von allem Verkehr abgesperrt, weil man nicht wissen konnte, ob sie nicht auch schon von dem Ansteckungsstoff befallen waren. Der in das Hospital gebrachte Kranke verschied nach einigen Tagen.

Wieder ein Paar Tage später war die Stadt von Neuem in Aufruhr, als man aus einem Wirthshaus in der Frankensstraße einen halbtodten Franzosen, einen in der ganzen Stadt bekannten und beim Militär angestellten Musikmeister, vor der Thüre auf eine Tragbahre legte und nach dem Hospital brachte, wo er schon nach einigen Stunden verschied. Sofort wurde auch das Wirthshaus mit Soldaten besetzt, und alle darin logirenden Europäer, so wie die, welche dort speisten und eben zur Abendmahlzeit gekommen waren, mußten darin bleiben und 21 Tage Quarantaine halten. Da der Wirth, um seinen Gästen den Appetit nicht zu verderben, ihnen verschwiegen hatte, daß sich ein Pestfall in seinem Hause ereignet, so mußte er nicht nur diese, sondern auch die Wache vor dem Hause auf seine Kosten speisen und tränken. Und doch war der Wirth keine Stunde seines Lebens sicher, denn es kam wohl zehnmal in jeder Stunde zu Streitigkeiten, und eines Tages zu einer so furchtbaren Prügelei, daß wohl Mord und Todschlag das Ende gewesen wäre, hätte die Wache durch kräftiges Einschreiten den Zügellosigkeit nicht Einhalt gethan. Indessen dauerte die Quarantaine kaum acht Tage, denn die Pest griff immer weiter um sich, so daß das Absperrn der Häuser gänzlich nutz-

los war, da ohnehin das Militär des Vicekönigs nicht hinreichend gewesen wäre, alle, in denen Pestfranke lagen, zu besetzen, und man nach acht Tagen hörte, daß viele von denen, die zur Bildung des Gordons nach Alexandrien gezogen, ein Opfer der Krankheit geworden waren. Täglich sah man Kranke von einer Straße zur andern wanken, und eines Morgens gab die Sklavin eines Juden, die urplötzlich von der Pest befallen wurde, sogleich den Geist auf offener Straße auf. Ein beim Hospitale angestellter französischer Arzt, ein St. Simonist, trat zu der Todten heran und untersuchte sie trotz aller Warnungen der Umstehenden, weil er glaubte, daß die Pest nicht ansteckend sei. Aber schon am andern Tage zeigten sich die Folgen seines Vorwizes, er wurde krank in das Hospital gebracht und starb kurz darauf. Keiner der übrigen Aerzte stand ihm bei, aus Furcht angesteckt zu werden, Glott=Bei ausgenommen, der ihm, obgleich erfolglos, eine Ader schlug.

Der überall und unermüdblich helfende und rettende Glott=Bei war doch allgemach der unablässigen Anstrengung und drückenden Pestluft überdrüssig geworden und hatte sich zu einer Landparthie nach Abusabel entschlossen, um dort einige Tage auszuruhen. Eines Morgens schickte er seinen Diener mit der Frage zu mir: ob sein Kabriolet, an dem einige Reparaturen nöthig waren, ihm für den morgenden Tag zur Verfügung stehe, und als ich diese Frage mit Ja beantworten ließ, kam er selbst in meine Wohnung, nahm die Arbeit in Augenschein und bat mich, den Wagen in die Remise des Vicekönigs zu bringen, die meiner Wohnung gegenüber neben dem Militär-Hospitale lag. Dem Hofkutscher des Vicekönigs ließ Glott=Bei den Auftrag zukommen, mich in seine Wohnung zu geleiten, wohin ich die Rechnung bringen sollte. Ich hatte diesen Leibkutscher schon früher in einer Locante kennen gelernt, wo er fast täglich sein Frühstück in gebratenen Hühnerlebern und

einer Flasche französischen Tischwein bestehend, eingenommen hatte. Nur da war er zufrieden. Er war ein in der Wallachei geborner Grieche, der sieben Sprachen und darunter die deutsche ziemlich geläufig sprach, aber dabei ein durchtriebener, in der ganzen Stadt berühmter Vagabund, der mir manche neue Arbeit und Reparatur an den Staatswägen und an denen der älteren Damen des Harems zugewiesen hatte, ohne daß ich bis dieser Stunde einen Heller dafür bezahlt erhalten habe. Er hatte die Kasse für dergleichen Ausgaben in den Händen und war dabei der Erste aller Hofdiener, die er auf eine schändliche Weise um ihren Sold betrog, den er in seine Tasche schüttete, und doch war er dabei Gott und aller Welt schuldig. Heute frühstückten wir zusammen in der Locante und begaben uns dann nach dem Palaste Glott-Beis. Auf einer Treppe, die zum zweiten Stock führte, trat ich in einen großen Saal, in welchem die Aerzte der Stadt sich zu einer allgemeinen Berathung versammelt hatten. Sie standen, abgesondert von Glott-Bei, in einem niedrigen Verschlag, der einem Jeden, mit dem sie zu thun hatten, seine bestimmte Grenze anwies, und waren so vor jeder Berührung gesichert. Außerhalb dieses Verschlags, an einem Tische, saß Glott-Bei, zu dem alle ungehindert Zutritt hatten, der alle Schriften ungeräuchert in Empfang nahm, während die andern sie nur dann erst berührten, wenn die Papiere eine Zeit lang in dem Räucherkasten gelegen hatten; ja er warnte mich sogar, ihm nicht zu nahe zu kommen, weil er mit Pestkranken verkehre. Ich aber gab ihm unverzagt mein Conto und nahm einige Augenblicke darauf die Summe aus seiner Hand in Empfang. Als das der jüdische Schreiber des Arztes sah, der ebenfalls hinter dem Verschlag saß, flüsterte er mir zu: „Und wenn mir Glott-Bei 1000 Thaler geben wollte, ich würde sie aus seiner Hand nicht annehmen.“ Glott-Bei hatte diese Worte verstanden, und sagte mit freundlichem

Lächeln: „Brav, mein Herr, daß Sie Muth haben!“ Darauf ließ er sich mit mir in ein längeres Gespräch ein, fragte mich, ob ich ihm einen Wagen bauen könnte, der leicht über den Sand gehe, und bat um näheren Aufschluß, als ich ihm diese Frage mit Ja beantwortete. Ich erwiderte: „Der Verfertiger eines Wagens für die Wüste muß sich nach den Füßen des Kameels richten, das mit leichtem Schritt über den Sand geht, die Radfelgen müssen breit sein, wie die Füße jedes Thiers, damit sie ebenfalls nur den Sand berühren und nicht einsinken.“

Mit einem gnädigen Beifallsnicken und der Aufforderung mich in Kairo nach allem Nöthigen umzusehen, wurde ich entlassen. Der Hofkutscher erhielt den Befehl, bis Morgen 6 Uhr zwei Pferde für Glott-Bei in Bereitschaft zu halten.

Die Krankheit hatte sich bis jetzt nur mit einzelnen Opfern begnügt, aber schon in der folgenden Nacht raffte sie 150 Menschen hinweg, und der Vicekönig ertheilte auf diese traurige Nachricht dem Glott-Bei den Befehl, sowohl über seinen Harem, als auch über die seines Sohnes Ibrahim, sowie über die Paläste seiner und Ibrahims Prinzen das wachsamste Auge zu halten und Aerzte dahin zu beordern, die alle sogleich rettend zur Hand stehen sollten. Somit war die Lustfahrt Glott-Beis vereitelt, und er ging wieder furchtlos an seinen Beruf, während die übrigen Aerzte stets in Todesangst schwebten. Keiner war davon mehr ergriffen, als ein alter italienischer Doktor, den ich nach meiner Rückkehr vom Berge Sinai in Suez kennen gelernt und ihm dort für seine Conchilien Kästchen gefertigt hatte. Er war damals nach Medina mit Ibrahims Armee gezogen und nun zur unglücklichen Stunde nach Kairo zurückgekehrt und so von Furcht und böser Ahnung niedergebeugt, daß ihn kein Wort des Trostes erheben konnte. Er kannte die Pest genau und wußte was er von ihr zu befürchten hatte, da er über die kräftigen, rüstigen Jahre des Mannes hinaus war.

Die Krankheit war in ihrer immer raschern Ausbreitung von allem denkbaren Grausen und von einer Verzweiflung begleitet, die meine Feder zu schildern zu schwach ist. Niemand, der einen solchen ungeheuern Zustand nicht selbst erlebt hat, wird sich davon eine richtige Vorstellung machen können. Jeder mußte jeden Augenblick den Tod erwarten; in den Häusern und auf den Gassen stürzten Hunderte in jeder Stunde nieder, um nicht wieder zu erstehen. Auch mir sollte ein lieber Freund entrissen werden. Eines Morgens trat ein Schweizer, Namens Baumgärtner, mit trübem Antlitz in meine Werkstätte und benachrichtigte mich, daß sein Stubengenosse und unser beiderseitiger Freund, Dr. Leopold aus Polen, der unweit von mir wohnte und mich fast täglich besucht hatte, plötzlich, doch wie es schein, nicht an der Pest erkrankt sei. Obwohl ich mich selbst unbehaglich fühlte, so besuchte ich ihn doch am andern Morgen, aber er konnte mir auf meine Frage nach seinem Wohlergehen kaum antworten. Ich wendete mich mit derselben Frage an den Dr. Fischer aus München, der ebenfalls zugegen war, aber ohne zu antworten, griff er nach meinem Puls, verschrieb mir etwas und bestellte mich am andern Morgen wieder in die Wohnung unseres Freundes. Gegen 8 Uhr des andern Morgens stand ich vor demselben. Baumgärtner sah aus dem Fenster, benachrichtigte mich, daß Dr. Fischer wieder nach Abusabel zurückgekehrt sei und nöthigte mich hinauf. Ich folgte seiner Einladung und trat ein. Aber welch ein trauriger Anblick bot sich meinem Auge dar! Leopold lag entseelt auf seinem Bette, nicht vom Fieber, sondern von der Pest hinweggerafft, da sein ganzer Körper mit linsengroßen dunkelschwarzen Flecken übersät war. Ich machte meinem Freunde bittere Vorwürfe, daß er mich so unbesonnen herausgelockt habe, und er antwortete mir: damit ich gleich ihm bestätigen könne, daß unser Freund wirklich an der Pest gestorben sei. Dabei erzählte er

mir, daß abermals ein Vorwitz die Ursache auch seines Todes gewesen sei. Denn da nicht bloß die Kranken, sondern auch die Todten in das Hospital gebracht wurden, um daselbst secirt zu werden, damit sich die Aerzte überzeugten, ob sie wirklich an der Pest und nicht an einer andern Krankheit gestorben seien, so hatte Dr. Leopold die Sectionen mit vorgenommen; kurz nach einer solchen hatte er sich mit dem Sectoirmesser leicht an der Hand geritzt und sich dadurch den Tod zugezogen.

Ich benachrichtigte sogleich den Glott-Bei davon, der bis diese Stunde noch nicht glauben wollte, daß die Krankheit wirklich ansteckend sei. Um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, erbat er sich vier zum Tode verdamnte Verbrecher vom Vicekönig, ließ zweien derselben die Kleider von Pestkranken anziehen und impfte den beiden andern die Pestbeulen ein. Sie starben alle vier an der Pest. Und doch genügten diese erfolgreichen Versuche dem forschenden Arzte noch immer nicht. Sein Durst nach Ueberzeugung trieb ihn zum Aeußersten; er warf das Hemd eines Pestkranken über seinen bloßen Leib, setzte sich zu Pferde und ritt mehrere Stunden im raschesten Trabe um die Stadt. Aber siehe! der Peststoff haftete an seinem Leibe nicht; er blieb unverfehrt und lebt vielleicht noch bis auf die heutige Stunde.

Nach dieser an seinem eigenen Leibe gemachten Probe war er um so thätiger, und stets da zu finden, wohin sich kein anderer Arzt getraute, und wohin ihm selbst seine würdigen untergebenen Kunstgenossen, die Doktoren, mit Zagen zu folgen wagten.

Die Seuche hatte allgemach ihren Höhepunkt erreicht und wüthete mit unbeschreiblicher Heftigkeit und fast täglich starben von den 300,000 Einwohnern der Stadt 2500, Juden und Christen nicht mitgerechnet, rettungslos dahin. In solcher Wuth hielt sie acht Tage an und ließ erst nach dieser Zeit etwas nach, doch so, daß immer noch 2000 und 1500 Men-

schen ihr täglich zum Opfer fielen. Die Straßen waren wie ausgestorben, nur einzelne franke Gestalten wandelten, den Blick des Schmerzes und der Verzweiflung im Auge, durch dieselben und fielen röchelnd neben ihren todten Brüder hin, die fast vor jedem Hause lagen. Aus den Häusern drang das Weinen der Kinder, die ihre Eltern, die Schmerzenstöne der Gattin, die den Gatten verloren hatte. Hier Schreien der Angst und Verzweiflung, dort lautes Gebet der Gläubigen, das in einen Fluch ausgeht, da Allah seine rettende Hand zur Hilfe nicht aus dem Himmel reicht und die irdische zur Rettung zu schwach ist. Die ärztliche Wirksamkeit hat aufgehört. Jeder ist sich selbst überlassen, und alle Bande der Ordnung sind gebrochen — ein ungeheueres Verhängniß, ein unendlicher Jammer ruht auf der Stadt. Zu diesem Elende gesellen sich Hunger und Durst, tausend Stimmen schreien in kläglicher Angst nach Brod und Wasser, und nicht nur die Kranken sterben dahin, denn welcher Fuß will das Haus des Todes betreten und ihnen Hülfe bringen? sondern auch die von ihm verschont gebliebenen sind nahe daran, den Qualen des Hungers und Durstes zu erliegen, und mischen ihr Klaggetön dem Todesröcheln der Sterbenden bei. Da geht ein strenger Befehl durch die Stadt, der Jedem zu weinen und zu klagen verbietet; aber was soll der Befehl des Pascha? Nach wie vor macht sich die Angst, der Schmerz, die Verzweiflung in unendlichem Wehegeheul Luft, nach wie vor wüthet die Seuche und will trotz Jammer und Elend, trotz Fluch und Gebet kein Ende finden. Und auf solcher Höhe hielt sich die entsetzlichste aller Krankheiten wochenlang.

„Kein Reichthum schützt, kein Stand, kein Ort:

Hier jammern Wittwen, Eltern dort.

Und da verwaisste Kinder.

Der Seuche Todeshauch erreicht

Auch den, der ängstlich vor ihr flucht,

Dem Frommen, wie den Sünder.“

„Auch Krast und Vorsicht rettet nicht:  
Wir haben keine Zuversicht,  
Als nur zu Gottes Güte.  
O hilf uns, hilf in dieser Noth,  
Allmächtiger! und wehr' den Tod,  
Daß er nicht länger wüthe!“

A. Cramer.

Eines Morgens sprach ein Bekannter aus Triest bei mir ein und klagte mir, daß sein ältester Sohn am Fieber leide.

„Wohl an demselben, wie es Andre haben,“ entgegnete ich darauf, und der Triestiner schwieg, denn er glaubte, ich würde ihm den Zutritt nicht gestatten, wenn er die Wahrheit sagte. Am nächsten Morgen kam er mit der Nachricht wieder, daß sein erster Sohn gestorben sei, und zwei Tage darauf erzählte er mir unter Thränen, daß auch der Zweite hinweggerafft sei. Von diesem Tage an kam er nicht mehr. Er wohnte nicht weit von mir, und ich gedachte ihm einen Besuch zu machen, erhielt aber auf meine Frage zur Antwort: „Alle sind todt!“ Auch die vier Slavonier, die mit mir zugleich von Alexandrien nach Kairo geflüchtet waren, lebten nicht mehr, und dem Leibkutscher des Viceköniges hatte ebenfalls sein letztes Stündlein geschlagen. Immer in den Wagenremisen beschäftigt, kam er fast täglich zu mir, ohne daß es ihn zu verdrießen schien, wenn ich ihn verb an die Bezahlung meiner Schuld erinnerte. Meine Arbeiter, die eben so gesund und rüstig waren, wie ich, trieben Scherze mit ihm, und einst fragte er: „Welcher von uns wird wohl zunächst springen müssen?“ — „Doch nur der,“ entgegnete ich rasch, „der es am meisten verdient,“ — „Das glauben Sie nicht,“ versetzte er, „denn nur die Guten finden einen Platz im Himmel.“ — „Nun dafür sind Sie gewiß sicher,“ fuhr ich scherzend fort. — „Das denke ich auch,“ antwortete er weiter, „denn ich habe mir als bestes Mittel gegen die Pest eine Fontanelle legen und einen Zahn ausziehen

lassen.“ Und siehe! trotz dieser Vorsichtsmaßregeln war er doch nach wenigen Tagen eine Beute des Todes geworden.

Auf gleiche Weise erging es den St. Simonisten, die größtentheils in einem Hause wohnten; ehe sie noch den Messias von der reinen Jungfrau geboren werden sahen, waren sie größtentheils selbst zu einem neuen Leben eingegangen.

Da nun alle von den europäischen Ärzten gegen die Pest verordneten Mittel nicht anschlagen wollten, so wendete sich die Wuth der Einwohner gegen die Katzen, die den Ansteckungsstoff von einem Hause in das andere bringen sollten, und es begann ein allgemeiner Vertilgungskrieg gegen die armen Geschöpfe. In den Straßen und auf den Dächern standen Menschen mit Stöcken und Flinten bewaffnet und erlegten die fliehenden Thiere, deren Wehgeheul sich mit den Schmerzenslauten der Pestkranken vermischte. In den ersten Tagen eröffnete sich ein fürchterliches Bombardement, und bald war keine Katze mehr zu sehen, ohne daß deshalb die Pest aufgehört hätte.

Noch wagte sich kein Vornehmer aus den abgesperrten Häusern oder sonstigen Verstecken; man scheute jede Berührung mit den Dienern, von denen jedem sein Platz angewiesen war; und nicht einmal das Wasser durften sie der Herrschaft reichen. Es wurde derselben von den Wasserträgern mittels einer Rinne, die sie aus dem niedrigsten Fenster des Hauses auf die Straße legten zugeführt. Aber die reichsten Vorräthe nahmen endlich ab. Wer hätte auch daran gedacht, sich für ein Jahr — so lange hielt die Pest an — zu verproviantiren? — Nun mußten die Reichsten und Vornehmsten wohl alle Lebensbedürfnisse, wenn sie auch vorher durch Rauch und Wasser gereinigt waren, aus den Händen der Diener annehmen und noch obendrein große Summen zahlen, damit diese nur bei ihnen blieben. Dennoch starb Mancher, ungeachtet der ängstlichen Vorsichtsmaßregeln. So hatte sich in der Frankenstraße ein Europäer

in seinem Hause verschanzt, vor welchem ein Sklave Tag und Nacht Wache hielt. So oft der Herr ein Bedürfniß hatte, warf er dem Sklaven Geld zum Einkauf auf die Straße und zog dann die Waare, die erst tüchtig geräuchert und gewaschen sein mußte, mittels einer Kette in das obere Stock. Eines Tages aber wartete der Sklave umsonst vor dem Hause, in welchem sich trotz Poehen und Rufen kein Fenster öffnen wollte. Endlich schlägt er mit mehreren seiner Genossen das Thor ein und findet seinen Herrn in dessen Zimmer, den Stiefel in der Hand, todt auf dem Bette liegen.

Um diese Zeit war ein schlesischer Tischler, Namens Franz Kunisch, auf einer Pilgerreise von Jerusalem nach Kairo zurückgekehrt und hatte bei seinen Handwerksgenossen um Arbeit und Unterstützung angehalten, leider aber diese nicht gefunden, da es einmal keine Arbeit gab und alle Fabriken des Vicekönigs geschlossen waren, und sodann jeder einzelne für sich und seine Familie zu sorgen hatte. Einer seiner Landsleute hatte ihn zwar einen Monat lang unterhalten, ihn aber dann wieder entlassen müssen, da er kaum mehr für sich selbst zu leben hatte, und nun schlich der von Hunger und Kummer gedrückte Mensch wie ein Schatten durch die Straßen. So ging er öfter an meiner Wohnung vorbei, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, einen Deutschen länger darben zu sehen; ich rief ihn in meine Werkstatt, wo ich seinen Hunger stillte. Flehentlich bat er mich, ihn zu beschäftigen, er wolle gern für die Kost arbeiten. Und obgleich ich kaum für meine Gehülfen Arbeit hatte, räumte ich ihm doch ein Plätzchen ein, zum großen Aerger der Uebrigen, die meine Menschenliebe tadelten. Bald erholte er sich wieder, und alle meine Bekannten, die noch am Leben waren, kamen mit ihren langen Stöcken, durch die man sich auf der Straße gegen jede menschliche Berührung schützte, täglich zu mir, und wir vertrieben uns die Zeit, wie

es eben gehen wollte. So saßen wir auch am Osterheiligen=abend zusammen, als der Schlesiër plötzlich über Gliederschmerz und Kopfweh zu klagen anfing. Meine Freunde und selbst ich waren darüber betreten; ich ließ ihn durch meinen Rigaer Gehülfsen in ein Nebenzimmer bringen, der gleich darauf mit der Nachricht zurückkam, Kunisch habe sich bereits heftig erbrochen. Alle Gesichter um mich verwandelten sich: im Nu war mein Zimmer leer und ich allein mit dem Kranken. Es war gerade um die Stunde, in welcher Glott=Bei das Hospital besuchte, und ich eilte zu ihm mit der Bitte, sich meines Kranken anzunehmen und ihn in's Hospital bringen zu lassen. Er kam mit mehreren andern Aerzten und sagte, wohl nur, um mich zu beruhigen, daß mein Gehülfe keinen Pest=, sondern nur einen gewöhnlichen Fieberanfall habe. Dennoch ließ er ihn in's Hospital bringen. Als ich am andern Morgen ihn dort besuchen wollte, wurde ich nicht eingelassen, und Nachmittags erhielt ich die Nachricht, daß der Kranke mich bitten lasse, ihm einen katholischen Priester zu senden, der ihm den Leib des Herrn reiche. Bald fand ich einen, der auf der Stelle bereit war, mir zu folgen, und sein Muth, das furchtbare Haus zu betreten, gefiel mir um so mehr, als täglich wohl 300 Todte aus demselben hinausgetragen wurden. Ob einer der protestantischen Geistlichen in Kairo solches Muthes fähig gewesen wäre, möchte ich bezweifeln; diese Männer, die, wie die Sage ging, aus Handwerksgefelln ohne alle Vorbereitung Priester geworden waren und nicht einmal lesen konnten, hatten ihr Leben zu lieb, um sich in solche Gefahr zu begeben. Der katholische Priester hatte sich zwar auch aus Vorsicht mit einem linnenen theerge=tränkten Hemde begleitet, aber er fürchtete sich doch nicht, denn als ich ihn bei seiner Rückkehr aus dem Hospitale fragte: „ob er keine Furcht vor dem Tode habe?“ antwortete er demüthig: „Wie es Gott gefällt; ich lebe nur meinem Berufe!“

Am zweiten Ostertage erhielt ich die Nachricht von dem Tode des Schlessers und zugleich den Auftrag, ihm einen Sarg zu fertigen, da der Consul, unter dessen Schutz er gestanden, von ihm nichts wissen wollte. Auf der Stelle begab ich mich zu diesem Herrn, fragte nach dem Wanderbuche oder sonstigen Papieren des Verstorbenen, aber er wollte sich durchaus auf nichts einlassen. Eben wurden die Kleider meines hinübergegangenen Gehülfs gebracht, die zufolge des Gesetzes dem Consul gehörten, und da Niemand die Taschen zu untersuchen wagte, so that ich es mit einer Schmiede-Zange, fand jedoch weder einen Paß noch ein Wanderbuch, sondern nur ein Zeugniß aus Jerusalem, das den Pilger Franz Kunisch als einen Preußen aus der Provinz Schlessien gebürtig bezeichnete. Ich ließ es durch einen meiner Arbeiter in meinem Beisein mit einer Zange nach dem Consul tragen; aber trotz meiner heftigen Vorwürfe nahm sich der Consul seiner nicht an, vielleicht weil die hinterlassene Habe die Kosten der Beerdigung nicht deckte, und es blieb mir daher nichts übrig, als eiligst nach Hause zu gehen, einige Bretter zu einem Sarge zusammen zu nageln und in das Hospital zu schaffen. Glott-Bei überraschte mich bei dieser Arbeit, ich erzählte ihm das Benehmen des Consuls, und er war darüber um so mehr ent-rüstet, als ihm nicht unbekannt war, mit welcher Habsucht der Janitschar des Consuls alle Kleider seiner im Hospitale gestorbenen Schutzbefohlenen in Empfang nahm. Eine halbe Stunde später trug ein Esel die irdischen Ueberreste des Schlessers nach Fostat, wo alle Christen in einem unterirdischen Gewölbe beigesetzt werden, in welchem der Sage nach einst die heilige Jungfrau auf ihrer Flucht nach Aegypten sich mit dem Christuskinde verborgen gehalten haben soll. Der einzige Begleiter der Leiche war mein Nigaer Gehülfe, der den Erlaubnißschein des Priesters und das zur Beerdigung nöthige Geld

trug. — Und so hatte ich schon früher einen Sattlergesellen aus der Rheingegend auf meine Kosten beerdigen lassen, ohne diese vom Consul wieder bekommen zu haben, obgleich er das schöne Werkzeug des Verstorbenen und noch verschiedene andre werthvolle Dinge aus dessen Besitz um hohen Preis verkauft hatte.

Wenige Tage darauf erkrankte auch mein treuer Reisegefährte nach dem Sinai, der Würtemberger Keller und seine Krankheit erwies sich bald als die Pest. Sogleich zeigten sich bei ihm die Beulen, die meist unter den Armen, am Halse und über den Hüften hervortreten und nicht selten die Größe einer Kugelfugel erreichen. Wenn diese Beulen aufbrechen oder geöffnet werden, so läßt das Fieber auf der Stelle nach, und es tritt Hoffnung auf Genesung ein. Deshalb sind die Aerzte sogleich bedacht, diese Beulen entweder mit glühenden Eisen zu brennen oder mit Zugpflaster zu belegen, um sie in Eiterung zu bringen und überdies der Natur mit einem Brechmittel zuzuvorkommen. Der Geruch der aus diesen Wunden hervorgehenden Sauche ist fast nicht zu ertragen. Alle diese Mittel bewährten sich an meinem Freunde, der vierzehn Tage lang in einen Zustand der Besinnungslosigkeit verfiel und während dieser Zeit gerettet wurde, da die Aerzte auch die 10 Cardonen — Geschwüre von der Größe eines Laubthalers, — die sich auf dem rechten Beine des Kranken gebildet hatten, ausbrannten. Und so genas er allmählig wieder, aber die Narben, die die Pestbeulen hinterlassen hatten, waren nach drei Monaten noch so tief, daß man bequem zwei Finger in dieselben legen konnte.

Wie ich früherhin mit Gottes Hülfe so manchen Gefahren entgangen war, so auch bis jetzt der der Pest, und ich arbeitete rüstig fort an Glott-Beis neuem Kabriolet. Kein Tag verging, an welchem dieser liebenswürdige Mann mich nicht besuchte, den Fortgang der Arbeit in Augenschein nahm, und

sich nicht selten eine Viertelstunde lang auf das Freundlichste mit mir in meinem Wohnzimmer unterhielt. Der ihn begleitende Dolmetscher war ein Grieche, der immer meinem Bette zu nahe kam und sich nicht selten darauf setzte. Um dieses ferners hin zu verhüten, hatte ich eine Rolle an der Decke angebracht und durch einen Strick mein Bett befestigt, und sowie Glott=Bei mit seinem Dolmetscher zu mir kam, zog ich es in die Höhe, worüber der Arzt lachte, aber dennoch meine Vorsicht lobte. Nichtsdestoweniger war ich mit dem Griechen, der eines Tages blaß, zitternd und hinkend zu mir in die Werkstatt trat, in nähere Berührung gekommen. Es ergab sich, daß der Mensch die Pest hatte. Ich fürchtete nicht ohne Grund, von ihm angesteckt zu werden, und dachte auf Mittel, mich so viel wie möglich zu sichern. Schon hatte ich meine Kleider den Flammen übergeben und trug das Letzte auf dem Leibe, entschlossen, auch dieses denselben Weg gehen zu lassen. Indem ich noch hin und her überlegte, kam mir ein glücklicher Einfall. Ich begab mich zu meinem Nachbar, einem Schmied, und nahm eine Hand voll Hufspäne aus seiner Werkstatt, that dazu noch einiges alte Leder und das Polster eines alten mit Roßhaaren beschlagenen Stuhles, zündete Alles zusammen an und stellte mich über das Feuer, um die Kleider an meinem eigenem Leibe zu entpesten, so daß mich der Dampf beinahe erstickte. Plötzlich ergreift das Feuer einen Zipfel meines Rockes und theilt sich sogleich den übrigen Kleidungsstücken mit, ich rufe nach Hülfe und werde nur mit Mühe von meinen herbeieilenden Gehülften gerettet, aber meine sämtlichen Kleider sind untauglich geworden und ich muß mir andre vom Schneider kommen lassen auf die Gefahr hin, durch diese angesteckt zu werden.

Die Seuche hatte allmählig immer mehr nachgelassen, und ich dachte nicht im mindesten daran, daß sie noch den Weg zu mir finden würde, denn ich war an Körper und Geist munter

und gesund. In solchem Zustande legte ich mich Abends nieder und stand Morgens wieder auf. Da besiel mich in einer Nacht, kurz nachdem ich eingeschlafen war, ein schwerer ängstlicher Traum. Mir war es nämlich, als sei ich nicht mehr in Aegypten, sondern daheim in meiner lieben Heimath im Hause meines Schwagers, wo ich mit ihm — wie es in der That kurz vor meiner Abreise der Fall gewesen war — einen Schlitten fertigigte. Die Mitternacht war während der Arbeit hereingebrochen, und ich eilte nach dem Hause meines Vaters. Kaum bin ich jedoch auf der Straße, als ich einen mir bekannten Aegyptier erblicke, der mich mit zwei riesigen Windhunden verfolgt, ohne daß diese mich erreichen könnten. Bis auf den Tod ermüdet, lange ich endlich in meinem Vaterhause an, aber so wie ich die Thüre öffnen will, tritt mir aus derselben der Nachbar in einer riesengroßen schwarzen Gestalt mit feurigen Augen entgegen. Meine Kräfte schwinden, ich sinke zu Boden, und wie aus einem Grabgewölbe hervor höre ich die Stimme meines Vaters die Worte rufen: „Schenke ihm diesmal noch das Leben!“

Mit diesen Worten erwache ich, in Angstschweiß gebadet. Ein stechender Schmerz durchzuckt mein Haupt, meine Brust zieht sich zum Erbrechen zusammen, fliegende Angst treibt mich zum Stuhle. Kaum bin ich noch Herr meiner Sinne, doch wecke ich eiligst meinen Rigaer Gehülfsen, um ein Licht anzuzünden. Sein über meinen Anblick erschrockenes bleiches Gesicht bestätigt meine Ahnung, daß die Pest mich angegriffen hat. Ich vermag nicht mehr im Bette zu bleiben, die steigende Angst foltert mich furchtbar, ich denke an die Lieben in meiner Heimath, an den Tod, der mich auf ewig ihnen entreißen wird, und tausend wirre Bilder der Todesangst ziehen vor meiner Seele vorüber. Da kam mir ein lichter Augenblick der Ueberlegung, ich verließ das Bett und lief von einem Zimmer in

das andere, doch kaum im Stande, mich auf den Füßen zu halten. Plötzlich fällt mir das Mittel des italienischen Leiermannes ein, das ich ihn zu Adrianopel als bestes Schutzmittel gegen die Pest genießen sah, und so sehr mich auch dessen Gebrauch anekelte, so stürzte ich ein halbes Mäsel meines eigenen Urins mit eben so viel Branntwein vermischt hinab, denn es war mir, als ränge ich schon mit dem Tode. Sogleich ersuchte ich den Rigaer, mich mit Couverten zu überdecken, und ich lief noch drei Stunden in den Zimmern auf und ab, bis ich endlich von Schlaf und Mattigkeit überwältigt zusammen sank. Ohne Furcht trug mich nun mein Gefährte auf das Lager, und als ich am Morgen erwachte, stand Glott=Bei vor demselben. Sogleich befahl er seinem Dolmetscher, der vielleicht mein Bett mit Peststoff insicirt hatte, mir eine Ader zu öffnen, aus der erst nach wiederholten Versuchen dickes schwarzes Blut floss. Der Arzt schüttelte bedenklich das Haupt, als ich ihm offen sagte, welch' ein Mittel ich in der Todesangst genommen. So schlief ich abermals ein. Am andern Morgen wurde der Aderlaß wiederholt, und ich fühlte mich bald besser und leichter. Glott=Bei rieth mir zu magerer Kost, verbot mir jeglichen Genuß des Weins, und so war ich schon nach wenigen Tagen von diesem Pestanfall wieder genesen.

Mit mehr Muth wagte ich mich nun wieder in die Stadt, die noch immer ein Bild des Jammers darbot, obgleich die Krankheit bedeutend nachgelassen hatte. Allein der schon früher eingerissene Mangel ward von Tag zu Tag drückender, und die allgemeine Noth bald über alle Beschreibung groß. Die Bäcker wollten kein Brod mehr backen, denn sie hatten die Erfahrung, daß sich in dem frischen, oft noch warmen Brode der Peststoff festsetze und daß ganze Familien am Genuße dieser warmen Bäckerwaaren den Tod gefunden hatten. Zudem waren die Bäcker der Stadt meistens theils der Seuche zum Opfer

gefallen. Auch die Apotheker, die anfangs einen nicht unbedeutenden Gewinn gemacht und sich so vorsichtig benommen hatten, daß sie Niemand in die Offizin ließen, die Rezepte nur mit einer eisernen Zange lasen und sodann verbrannten und das zu empfangende Geld in einer mit Essig gefüllten Schüssel reinigten, waren von der Pest dennoch heimgesucht und mitten aus ihren Tinkturen, Salben und Pulvern hinweggenommen worden. Die Andern hatten ihre Offizinen geschlossen, und bald war Rath und Hülfe nur noch in dem Hospitale zu finden, wo ein französischer Schmied als Apotheker und ein deutscher Gerber als Receptarius angestellt waren, die beide unter der unmittelbaren Aufsicht Glott-Bei's standen. Die unermüdliebe Thätigkeit dieses Mannes erstreckte sich nach allen Seiten hin, und so hatte er gleich vom Anfange die dringendsten Befehle erteilt, die Häuser und Straßen rein zu halten. Leider waren diese nicht befolgt worden, und allgemach hatte sich der Schmutz und das Aas in den Straßen zu Haufen aufgethürmt, und der davon ausgehende Gestank mischte sich mit dem der Leichname, die auf den Gottesäckern zu Tausenden in einer nur höchst nothdürftig mit Erde gedeckten Grube faulten, und verpestete die Luft, der Seuche zu immer neuer Nahrung. Zur steten Fortpflanzung und Erhaltung derselben trugen ebenfalls die europäischen Consuln bei, die die ihnen anheimgefallenen Kleider ihrer verstorbenen Schutzbefohlenen sogleich wieder verkauften.

Die allgemeine Zeit der Noth, unter der am meisten die europäischen Bewohner der Stadt litten, hat wohl Niemand schwerer empfunden als zwei Deutsche, die sich beide für Barone ausgaben. Seit Monaten hatte ich sie übermüthig durch die Straßen wandeln und herrlich und in Freuden leben sehen. Dabei waren sie zu stolz, um mit einem deutschen Handwerker zu reden, und ihre Muttersprache war ihnen zu gering; sie sprachen nur französisch. Beide suchten Anstellung im Dienste

des Pascha. So lange sie Geld hatten, mochte alles angehen, aber bald blieben ihre Wechsel aus, sie machten Schulden und zehrten auf Conto; aber ihr Speisewirth ließ sich endlich nicht mehr mit leeren Worten abweisen und verschloß ihnen sein Haus. Jetzt fielen sie der Noth, dem Mangel und dem Mitleide einiger Bekannten anheim, die in Diensten des Vicerois standen. Diese erbarmten sich der Hülflosen, aber nur auf kurze Zeit, denn Mehemed Ali's Zahlungen waren schon seit zehn Monaten in's Stocken gerathen. Statt des baaren Geldes erhielten die Angestellten Wechsel auf die Staatskasse, die weit hinaus erst zahlbar waren, und wenn die Noth sie drängte, überließen sie irgend einem Geldspeculanten der Stadt diese Anweisungen mit 30 bis 40 Procent Verlust gegen baar. Der reichbesoldete Musikdirector Hempel erbarmte sich der Noth der deutschen Barone und nahm einen derselben unter sein Dach, aber auch er war gezwungen, dem jungen Adelligen diese Freistätte wieder aufzukündigen, da auch er in Noth gerieth und sich mit den Seinigen kaum zu erhalten wußte. Da war der deutsche Baron abermals hülflos. Er kam nach der Hauptstadt zurück, blaß und abgemagert, von Thür zu Thür bettelnd und hocheifreut, wenn eine milde Hand sich ihm öffnete. Seinem Gefährten ging es nicht viel besser, denn als er eines Tages durch die Frankenstraße ging, sah ich ihn vor der Thüre eines aus Hannover gebürtigen Schneiders sitzen. Freundlich rief er mir einen „guten Morgen, Herr Sachse!“ in deutscher Sprache zu, und ich war über diese Herablassung erstaunt, und noch mehr über das „Herr,“ mit dem er mich titulirte. Ich dankte ihm, und er fuhr ohne Weiteres fort: „Ich habe gehört, daß sie manchem Deutschen und selbst auch Arabern Kost und Obdach geben, wollen Sie sich nicht auch meiner erbarmen und mich in ihre Wohnung aufnehmen, wo ich Ihnen als Zuschläger gern für die Kost arbeiten will.“

So sehr mich die demüthige Bitte des stolzen Barons rührte, so konnte ich ihm doch nicht willfahren, da ich zu wenig Arbeit und schon genug Gehülfsen hatte. Und so verließ ich ihn, ohne ihm irgend Hoffnungen machen zu können; nach wenigen Tagen erfuhr ich, daß er bei dem hannöverschen Schneider als Koch in Dienst getreten sei; von dem andern Baron habe ich nichts wieder gehört und gesehen.

Glott-Weis Kabriolet, meine einzige Arbeit, war vollendet, und nichts hielt mich mehr in der decimirten Stadt, aus der ich je eher je lieber abzureisen beschloß. Zuvor gedachte ich meines holsteiner Freundes, der sich mit seiner jungen Frau auf das Land geflüchtet hatte und unweit von Abusabel in einer Rohrhütte wohnte. Die Sehnsucht trieb mich dahin und bald hatte ich die Hütte des glücklichen Paares gefunden. Pfähle ringsumher, durch eine Schnur verbunden, zeigten die Gränze an, die man nicht überschreiten durfte, ohne Gefahr zu laufen, erschossen zu werden. Einen Tag mußte auch ich Quarantaine davor halten, und wurde erst auf meine wiederholte Versicherung, daß keine Pest in Kairo mehr herrsche, eingelassen. Unfre beiderseitige Freude war herzlich, nur ward sie oft durch Thränen getrübt, wenn Reichard nach diesem oder jenem Bekannten fragte, und mein Blick nach Oben ihm andeutete, wo er sie zu suchen habe.

Zwei Tage vergingen mir daselbst im traulichen Gespräche, am dritten begleitete mich das junge Paar nach dem eine Viertelstunde von ihrer Hütte entfernten Abusabel, woselbst des Holsteiners Schwiegervater an der dortigen Bildungsschule für angehende Aerzte angestellt, eine prächtige Wohnung besaß. Diese Bildungsanstalt, zugleich auch eine Thierarzneischule, zählte schon gegen 300 inländische Zöglinge, unter Leitung des Dr. Fischer aus München und eines sehr geachteten französischen Arztes. Zu ihren praktischen Studien bot sich

gerade jetzt die beste Gelegenheit. Unweit Abusabel war ein Pestlazareth für das Militär errichtet, aus welchem mehr gesund wieder hervorgingen, als aus dem Hospitale zu Kairo. Da letzteres die Kranken Soldaten nicht mehr fassen konnte, so wurden sie hierher gebracht, und oft sah ich, wie in der Frühe des Morgens die Straße von Soldaten gesperrt war, damit der Transport ruhig von statten gehe. Die Erkrankten waren gleich wilden Thieren in hölzerne Kästen eingesperrt und wurden von Kameelen, die je zwei solcher Kästen mit etwa 4 bis 6 Mann trugen, nach dem neuen Militärlazareth gebracht. War nun ein solcher Transport, der oft aus acht bis zwölf Kameelen bestand, abgegangen, so wurde zwar die Straße wieder freigegeben, aber vor und auf dem Hospitale stand immer Wache und an jeder Ecke des Hauses ein Posten mit scharfgeladenem Gewehr, um den Kranken, der in der Tollheit wagen sollte, zu entfliehen, sogleich zu erschließen.

Nur wenige Tage brachte ich in Abusabel zu. In dieser kurzen Zeit erneuerte ich aber eine alte Bekanntschaft auf höchst unerwartete Weise. Als ich nämlich eines Morgens in Gedanken versunken über die Straße schritt, hörte ich mich plötzlich von einem Weibe beim Namen gerufen; ich blickte mich verwundert um und vor mir steht zu meiner größten Verwunderung, meines thüringischen Landsmannes und Freundes, des Musikdirectors Hempel schwarze Ehefrau, die schöne Abyssinierin. Sie ließ mir nicht Zeit zur Frage nach ihrem Manne oder nach der Ursache ihres Hierseins, sondern erzählte mir, daß Hempel sie schändlicher und lügenhafter Weise der Untreue beschuldigt, sie verstoßen und verlassen, sie mit ihren Kindern dem Elende preisgegeben und mit der Armee Ibrahim Pascha's nach Syrien gezogen sei. Ich bedauerte sie herzlich in ihrer hilflosen Lage, und reichte ihr aus meinen geringen Mitteln eine Gabe für ihre lieben kleinen un-

schuldigen Mulaten. Tief gerührt durch die Kinder ohne Vater zeigte ich zum Troste beim Abschiede nach den Himmel, wo unser aller Vater wohnt, der nie untreu wird, wenn auch Alle untreu werden. Und so hatte sich auch dieses schöne innige Eheverhältniß durch ungerechten Verdacht der Untreue aufgelöst. Mein holsteiner Freund faßte den Entschluß, mit seiner jungen Frau und all seiner Habe nach Kairo zurückzukehren. Die Kameele wurden bepackt und eines Morgens bestiegen wir unsre Esel und ritten der Stadt zu. Auf diesem Wege rasteten wir in einem Wäldchen, das Ibrahim angelegt hat, und labten uns einige Stunden an seiner Kühle. Bald kam ich in meiner Wohnung an, Reichard stieg in einem Gasthause ab, um in den nächsten Tagen nach Alexandrien zu reisen, wo er seinen fernern Wohnsitz aufzuschlagen gedachte.

Kairo war bei meiner Rückkunft wieder lebendig geworden, und obgleich die Pest noch täglich ihre 6 bis 8 Opfer verlangte, so achtete man nur wenig darauf. Ihre Wuth war gebrochen und die allzugroße Furcht vor derselben verschwunden. Meine bestellten Arbeiten waren abgeliefert und keine neuen bestellt worden, und die Aussichten für die Zukunft um so weniger lockend, als der gegenseitige Verkehr nur erst allmählich wieder angefangen hatte. Ich hielt mich nur noch so lange auf, bis das vielberühmte und schon von mir beschriebene Nilfest vorüber war, dann machte ich dem von mir hochverehrten Glott-Bei meinen Vorsatz, Aegypten zu verlassen und in meine Heimath zurückzukehren, bekannt. Dem Ehrenmanne, der wegen seiner großen, während der Krankheit erworbenen Verdienste zum General avancirt war, schien mein Entschluß sehr leid zu thun, und er versprach mir eine glänzende Ausstellung beim Vicekönig mit monatlich 1000 Piastern. Dabei sollten mir zwei Tage in der Woche, der türkische und der

christliche Sonntag ganz angehören, in welcher Zeit ich noch eine bedeutende Summe nebenbei verdienen könne, und seine liebenswürdige Beredtsamkeit gab sich alle Mühe, mir seine Vorschläge mit den glänzendsten Farben auszumalen. Auf meine Einwendung, daß ich durch meiner Hände Arbeit ein gleiches Ziel erreiche und mich nicht auf die ungewissen Zahlungen des Vicekönigs einlassen werde, gab er mir den freundlichen Rath, dennoch zu bleiben und ein Lohnkutschergeschäft zu betreiben, da die in Kairo wohnenden reichen Europäer den Mangel eigner Equipage zu schmerzlich vermißten. Dieser Vorschlag war so übel nicht. Ich hatte mir ihn schon früher überlegt und mir manchen schönen Plan erdacht; auch jetzt schwankte ich wieder. Aber die Pest warf ihre schwarzen Schatten in das freundliche Bild meiner aufkeimenden Hoffnungen.

Ich hatte zu viel Gräßliches erlebt, ich war zu vielen und großen Gefahren entronnen und kam zur Ueberzeugung, daß länger in Kairo bleiben den Himmel, der mich bisher so gnädig in seinen Schutz genommen, versuchen hieße. Ich dankte gerührt und mit Thränen im Auge für alle fernern Anerbietungen des menschenfreundlichen Arztes und eilte in den Hafen von Bulak, um ein Schiff zu suchen, das nach Alerandrien abging. Bald war ein solches gefunden, meine Papiere waren von dem österreichischen Vice-Consul, unter dessen Schutz ich gestanden, visirt, und am 28. August 1833 sagte ich der Residenzstadt des merkwürdigsten jetzt lebenden Fürsten Valet.

## S e i n f e h r .

---

Reise nach Alexandrien. — Schlechte Geschäfte. — Hempel in Noth. — Abreise nach Triest. — Schlechte Wirthschaft auf dem Schiffe. — Ungeschickte Fahrt. — Heftige Stürme. — Noth und schlechte Kost. — Der Hafen von Ragusa. — Ankunft in Triest. — Quarantaine. — Reise nach Laibach in tiefem Schnee. — Salzburg. — Ankunft in München. — Mein Wanderbuch auf der Polizei. — Hofrath von Schubert. — Gefährliche Erkrankung. — Heimkehr des Königs von seiner Reise nach Griechenland. — Audienz bei der Königin. — Ankunft des Königs Otto von Griechenland. — Aermalige Erkrankung in Augsburg. — Ankunft in Eisenberg. — Herzog Georg von Sachsen-Altenburg. — In Weimar. — Audienz bei der Großherzogin. — Waltershausen. — Ruhla. — Ankunft in Berterode.

---

**M**einen treuen Rigaer vermochte ich, mich nach Alexandrien zu begleiten. Ein günstiger Wind schwellte die Segel, und ohne Aufenthalt erreichten wir am vierten Tage die Hafenstadt. Nicht um mich lange aufzuhalten, sondern nur um mein Werkzeug und meine angefangenen Arbeiten, wenn auch mit Verlust zu verkaufen, miethete ich mir eine Wohnung. Doch gingen meine Geschäfte über alle Maßen schlecht. Die Pest hatte in Alexandrien mit gleicher Heftigkeit wie in Kairo ge-

wüthet, und alle Bekannte, nach denen ich fragte, waren gestorben. Auf den Märkten und Bazars standen die schönsten europäischen Wagen, die sonst 300 bis 400 Thaler gekostet hatten, um den Preis von 30 bis 40 Thalern zum Verkauf, aber keiner der noch Lebenden mochte sie um diesen Preis haben, aus Furcht, der Peststoff sei noch in ihnen verborgen. Und so standen die Wagen lange Zeit, bis ein speculirender Jude sie für spätere Zeiten an sich brachte. Meine fahrende Habe konnte ich wegen der ungeheuern Transportkosten unmöglich mit nach Europa nehmen, deshalb überließ ich alles um ein Spottgeld dem Holsteiner, der bereits hier festhaft geworden war, und schlug mir den großen Verlust aus dem Sinn.

Bald war ich mit einem slavonischen Schiffskapitän um den Preis der Ueberfahrt nach Triest einig, und der Tag der Abreise auf den 2. October festgesetzt worden. — Am Tage vor meiner Abfahrt eben im Begriff, mich dem Consul zu empfehlen, stieß ich auf einen mir schon von Kairo her bekannten italienischen Officier, der mich mit der Nachricht erschreckte, daß mein Landsmann, der Musikdirector Hempel, krank und hilflos in einem elenden Gasthause Alexandriens darnieder liege. Ich hatte Hempel zum letzten Male vor Ausbruch der Pest in Kairo gesehen. Damals war Ibrahim nach seinem Feldzuge in Syrien nach Aegypten zurückgekehrt und namentlich in Kairo mit großem Jubel empfangen worden. Ihm zu Ehren waren in allen Straßen Triumphbögen errichtet, und, als er Abends einzog, die ganze Stadt erleuchtet worden. Die Musikchöre aller Regimenter waren mit klingendem Spiel an ihm vorübergezogen, und das Chor Hempels hatte dem Pascha so wohl gefallen, daß er seinen Vater gebeten hatte, den deutschen Musikus in seine Dienste nehmen zu dürfen. Bald darauf war die Pest in Kairo ausgebrochen, und Ibrahim Pascha war mit einer großen Abtheilung seines

Heeres wiederum nach Syrien gezogen und hatte Hempeln unter dem Versprechen, ihm monatlich 1500 Pfaster (75 Kronthaler) zu zahlen, mitgenommen. Diese Summe war später kaum zur Hälfte gewährt, und der Musikdirektor dadurch veranlaßt worden, Ibrahims Dienst zu quittiren. Aber auf dem Schiffe war er erkrankt und in diesem Zustande in Alexandrien angekommen. Dies Alles erfuhr ich aus den mündlichen Mittheilungen des Freundes, zu dem ich sogleich geeilt war. Und in der That war er recht krank und ohne alle Pflege. Ich erzählte ihm, daß ich seine Frau in den dürftigsten Umständen in Abusabel getroffen und hoffte sein Herz für sie zu rühren; aber meine Zureden ging kalt an ihm vorüber, und die arme Frau blieb hülflos. Sein schönes Glück war nur von kurzer Dauer gewesen. Jedermann in Alexandrien scheute noch die Berührung mit Kranken; das Mitleid kannte man nur dem Namen nach, und so war der arme Mann allein auf meine Hülfe gewiesen, der ich eben Aegypten zu verlassen im Begriff stand. Ich nahm mich thätig seiner an, besorgte ein Saumthier für ihn und ließ ihn nach dem Hospital der Stadt bringen, damit er dort unter besserer Pflege genesen könne. Mancher Freund schaute uns nach, als ich so mit dem Kranken durch die Stadt zog, doch alle blieben fern, denn ihre Furcht übertraf ihre Liebe. Als ich nun den Landsmann in ein Bett gebracht hatte, reichte ich ihm die Hand zum Abschied, die er leise drückte und mir zurief: „Wir werden uns doch wiedersehen!“ — „Gewiß!“ tröstete ich ihn, „im Vaterlande!“ und ging, ihn dem Schutze des Himmels anbefahlend.

Der Morgen des 2. Oktobers 1835 fand mich im Hafen, und während meine Sachen von den Zollwächtern in Folge eines Handschreibens vom österreichischen General-Consul nur flüchtig untersucht und sodann auf das Schiff gebracht wur-

den, stand ich in stummen Betrachtungen verloren am Ufer des Meeres, dessen trügerischen Wellen ich mich noch einmal anvertrauen wollte. Wenige Freunde nur hatten mich begleitet; es waren mein Rigaer Gehülfe und der Holsteiner, die beide in Aegypten sich niederzulassen gedachten. Nach einem herzlichen Abschiedskusse reichten wir uns noch einmal die Hände, und mit Thränen im Auge sprang ich in das Boot. Es war 8 Uhr Morgens, als es vom Ufer abstieß, und mit stiller Wehmuth warf ich dem schönen Morgenlande meine letzten Abschiedsgrüße zu. Um 9 Uhr wurden die Anker gelichtet, wobei ich selbst mit Hand anlegen mußte, da die ganze Mannschaft des Schiffes nur aus dem Kapitän, seinem Scrivano (Schreiber), vier Matrosen und mir, dem einzigen Passagier, bestand. Wohl hätte der Größe nach das Schiff mehr Mannschaft bedurft, allein der Geiz des Kapitäns muthete den Vieren zu, was auf einem andern Schiffe kaum zehn vollbracht hätten. Mit günstigem Winde fuhren wir von dannen, und die flachen Küsten des Landes der Wunder und Schrecken verloren sich mehr und mehr in den Nebeln des Horizontes.

Einige Tage hindurch ging die Fahrt glücklich von Stat- ten. Der Kapitän berechnete nach dem günstigen Winde unsre Ankunft in Triest, und schien seinen Proviant nach demselben eingerichtet zu haben. Daher war er nicht wenig erstaunt, als er schon am sechsten Tage die Küste eines Landes erblickte, das weder er noch die Matrosen kannten. Jetzt erhob sich ein furchtbarer Zank zwischen dem Kapitän und dem Schreiber, welcher wohl in den ersten Tagen seine Funktion hatte versehen können, die darin bestanden, den Wind, das Meer, den Kompaß und die Seekarten zu vergleichen, in letzterer Zeit aber zu andern Geschäften verwendet worden war. Noch vor einigen Tagen riefen wir einem griechischen Schiffe, das Weg und Ziel verloren, lachend die verlangte Auskunft durch das

Sprachrohr zu, jetzt hätten wir verdient, ausgelacht zu werden. Allein diese Unordnung ging ganz natürlich zu. Da die Matrosen Tag und Nacht arbeiten mußten, so waren sie bald so ermüdet, daß sie sich kaum auf den Füßen zu halten vermochten. Daher hatte der Kapitän ihnen den Scrivano zur Unterstützung beigegeben, und dieser war endlich, der anstrengenden Arbeit ungewohnt, sammt dem Lenker des Schiffes, dem Steuermanne, vom Schlaf überfallen, und das sich selbst überlassene Fahrzeug nach einer unbekanntem Richtung hingetrieben worden. Unter den gräßlichsten Seemannsflüchen wurden nun alle Seekarten herbeigeholt, um nachzusehen, wo wir uns befänden. Der Kapitän machte Anstalt, abermals seinen Zorn an dem Schreiber auszulassen; dieser aber kam ihm zuvor und überhäufte ihn mit den heftigsten Vorwürfen über seinen Geiz, der ihn veranlaßt habe, mit so wenig Mannschaft und so geringem Proviant eine so weite Seereise anzutreten. In der That sollten unsre Portionen verkürzt werden, und wir hatten doch kaum erst ein Drittel des Wegs zurückgelegt. Nach langem Suchen auf den Karten kam man endlich auf die Vermuthung, daß das Land die Insel Candia sei, in deren sichern Häfen sich in jüngster Bestzeit die ägyptische Flotte verborgen. Sogleich wurde unser Schiff gedreht, aber conträrer Wind ließ es nicht von der Stelle. Wir mußten drei volle Tage vor den Gestaden Candias labiren, und waren endlich gezwungen, in einer Bucht der Insel Scarpanto unser Heil zu suchen. Hier ward uns der Himmel gnädig, der Wind sprang um, wir umsegelten die Insel und kamen wieder auf die richtige Fahrbahn, die wir schon vor mehreren Tagen hätten erreichen können. Ruhig war dieser Tag hingegangen und beim Untergange der Sonne fiel die ganze Mannschaft auf die Kniee und dankte in andächtigem Gebet dem Himmel für die glückliche Rettung. Diese Scene wiederholte sich

jeden Abend, wenn die Stürme es erlaubten. Kaum aber war eines Abends die Sonne ins Meer gesunken, als sich hinter derselben eine große Wolfensäule erhob, deren Erscheinung uns keine günstige Nacht verkündigte. Bald hörten wir das ferne Rollen des Donners, doch kam uns das Ungewitter nicht näher, so daß ich nach einigen Stunden zu Bette ging. Es mochte aber gerade um Mitternacht sein, als mich der Kapitän weckte und mich bat, auf das Verdeck zu gehen. „Wir sind einer gefährlichen Stelle nahe,“ sagte er mit ängstlicher Stimme, „zwei Berge liegen hier im Wasser, über welche die Wellen gehen, was für uns ein sehr schlimmer Umstand ist. Bleiben Sie hier auf dem Verdeck, und sehen Sie sich nach allen Seiten nach den Klippen um, und benachrichtigen Sie mich, wenn Sie die gefürchteten Stellen erblicken.“ Ich folgte seinem Befehle, aber es war so finster, daß das Auge kaum die allernächsten Gegenstände auf dem Schiffe entdecken konnte. Nur zuweilen, wenn ein Blitz herniederfuhr, sah ich die brausenden Wellen, aber nichts von den Klippen. Unterdessen zog das Ungewitter immer näher heran, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag erfolgte, und zuweilen war es, als wenn der ganze Himmel sich öffnete, und wir in die Wolken hinaufführen. Zu dem Rollen des Donners und dem Brausen der Wellen, die der Sturm immer höher peitschte, mischte sich das Krachen der Masten und Segelstangen, das Gebet der Matrosen und das laute Weinen und Jammern des Kapitäns. Allein als die Noth am größten, da war auch die Hülfe am nächsten. Das Leuchten eines gräßlichen Blitzstrahls zeigte mir in geringer Entfernung die gefürchteten Klippen. Ich brachte dem Kapitän die Kunde, schnell wurde das Schiff gedreht, und wir segelten wohlbehalten an ihnen vorüber. So hatte auch der Sturm sein Gutes, und der zischende Blitz war unser Wegweiser zur Rettung.

Ähnliche Stürme hatten wir fast täglich zu erleben, das Meer wurde immer unruhiger, die Wellen gingen immer höher und der kleinmüthige Kapitän wurde nicht müde, seinen Schutzpatron, den heiligen Antonius, um Hülfe anzurufen. Die Matrosen waren beständig beschäftigt, am Takelwerke zu bessern, und hätte das Schiff einen Leck bekommen, Mann und Maus wäre ertrunken, denn wir waren ohne Hände, das Wasser auszupumpen. Zu dieser allgemeinen Noth wehte der Wind uns entgegen, und wir wurden eines Tages nach der den Engländern gehörigen Insel Cerigo verschlagen, die leider zu wenig angebaut ist, als daß sie uns mit neuen Speisevorräthen hätte versehen können. Rechts blickte die Küste von Morea zu uns herüber. In einer sichern Bucht der Insel lagen wir etliche Tage hungernd und durstend vor Anker. Das Brod war aufgezehrt, die Wasserrässer waren fast ausgeleert, das Holz war zu Ende gegangen, und das letzte Del auf die Lampe geschüttet worden, welche den Compass beleuchtete. Nur an Bussbohnen, mit denen das Schiff befrachtet war, war kein Mangel; aber der Kapitän ließ sie uns in der trüben Meige des noch übrigen Wassers kaum halb aufgesotten vorsetzen, so daß sie nur der äußerste Hunger hinabwürgte. Für meine zornigen heftigsten Vorwürfe, daß in meiner Heimath die Schweine besseres Futter erhielten, blieb der Kapitän taub und war nicht zu vermögen, neue Vorräthe von den Inselbewohnern an sich zu bringen. So waren 30 Tage harte Bussbohnen ohne Salz und Schmalz unser Frühstück, unser Mittags- und unser Abendbrod.

Mittlerweile waren in dieselbe Bucht mehrere andre Schiffe eingelaufen, die ebenfalls wegen conträren Windes nicht weiter segeln konnten, und diese kamen dem schurkischen Kapitän sehr erwünscht. Sogleich fuhr er in einem Boote von einem zum andern, bettelte hier Brod, dort Del und

Wein zusammen und vertheilte es unter die Mannschaft. Allein was half uns diese Wenigkeit? Holz und Wassermangel ward von Minute zu Minute dringender, und endlich wurden die Matrosen beordert, an das nahe Land zu gehen, um das Schiff mit diesen unentbehrlichen Borräthen zu versorgen. Reichbeladen kehrten sie an Bord zurück, und nun konnten wir doch wenigstens unsre Bohnen weich kochen, die noch immer unsre tägliche Nahrung blieben. Noch an demselben Abende wurde der Wind günstiger. Sogleich wurden die Anker gelichtet, und unaufgehalten ging unsre Fahrt an den herrlichen Inseln Zante, Cephalonia, Corfu und andern Inseln des mittelländischen Meeres vorüber, dem adriatischen Meere zu, wo wir an der Küste von Dalmatien im Hafen von Ragusa vor Anker gingen. Konnten wir auch nicht sofort ans Land gehen, nach dem ich mich sehnte, da wir Quarantaine halten mußten und einen Guardian zum Aufseher bekamen, der jeden unserer Tritte und Schritte bewachte, so ergözte sich doch mein Auge an der reizenden Stadt, die auf einer Halbinsel des adriatischen Meeres an dem Abhange eines steilen Berges sich malerisch hinzieht, und ich durfte meinen Hunger an dem schönen weißen Brode stillen, das uns der Kapitän mit scheelem Gesicht reichte.

Endlich am 27. November Abends leuchteten uns die Lichter von Triest weit her über das Meer, und um 6 Uhr liefen wir in das sichere Hafenbecken der österreichischen See- und Handelsstadt ein. Ich jubelte den tausend Lichtern zu, die aus der Stadt zu uns herüberblickten. Glücklich wie ein Kind, als die Anker in das Meer hinabrollten, erwiederte ich freudig den Gruß der Quarantainewächter, die wir sofort auf unser Schiff bekamen, und überließ mich ohne Angst und Sorge dem erquickenden Schläfe und seinen goldenen Träumen, die mir die Seele in die Heimath vorausführten.

In der Frühe des andern Morgens wurde unser Schiff, das die ganze Nacht hindurch streng bewacht worden war, nach dem durch eine Mauer vom Hafen getrennte Contumazhaus gebracht, woselbst noch mehrere hundert Schiffe vor Anker lagen. Nachdem das Schiff noch einmal genau visitirt worden war, fuhren wir an das Land, woselbst uns ein Arzt und einige andre bei der Sanitätscommission Angestellte empfingen. Der Reihe nach, wie wir gekommen waren, wurde ein Jeder bedeutet, sich mit der rechten Hand unter den linken und mit der linken unter den rechten Arm und mit beiden auf den Unterleib zu schlagen. Als alle dieses Manoeuvre durchgeführt hatten, erhielten je die Passagiere eines Schiffes ihren eigenen Wächter, der als besondres Abzeichen ein Koppel mit dem kaiserlichen Wappen und einen langen Stab trägt, keinen der ihm Unbefohlenen aus dem Auge läßt und ihn auf jedem Schritte durch das Contumazhaus begleitet. Als einziger Passagier unsres Schiffes erhielt ich einen eigenen Wächter, dem ich seine Mühe Tag für Tag mit einem Thaler bezahlen mußte. Die traurige Quarantainezeit dauerte aber, weil das Schiff theilweise mit Baumwolle beladen war, 46 Tage. Das machte ein hübsches Sümchen, das ich lieber mit in die Heimath genommen hätte. So war ich denn ganz allein auf mich beschränkt, und traf nur zuweilen im Vorhofe des Contumazhauses mit den übrigen Leidensgefährten zusammen. Allein einer vermied den andern, und selbst der Arzt wagte nicht mit mir in Berührung zu kommen, als ich ihn bat, mir einen Zahn auszuziehen, der mich seit 8 Tagen peinigte. Nach der Hälfte der Contumazzeit wurde das obenbeschriebene Manoeuvre abermals, und Tags vor der Entlassung zum letzten Male wiederholt, und so war endlich der 13. Januar 1836, der letzte der 46 langweiligen Tage, herbeigekommen. Sofort trat ich in die Stadt mit ihren schnurgeraden freundlichen

Gassen, aber ich fühlte mich, als ich kaum das Schiff verlassen, nicht ganz wohl, sei es nun, daß durch die schlechte Lebensart der letzten Seereise meine Gesundheit gelitten hatte, oder das Klima mir nicht behagen wollte. Ich mußte bis zum 8. Februar in Triest verweilen und reiste noch krank und leidend aus der Stadt, von meiner unbezwinglichen Sehnsucht allzusehr nach der Heimath gezogen.

Bevor ich abreiste, beförderte ich meine Naturaliensammlung und übriges Gepäck durch einen Spediteur nach München. Mein Weg führte über die Krainer Alpen nach dem Städtchen Laibach, und ich mußte hin und wieder zu Fuße gehen, weil die Wege mit hohem Schnee bedeckt und nicht gebahnt waren, so daß man keine Spur sehen konnte. Ich zitterte am ganzen Körper, denn ich war seit Jahren des Schnees und der Kälte entwöhnt und schleppte mich nur mühsam fort. Dazu war ich in beständiger Angst, in einen Abgrund zu gerathen, an denen sich die Straße hinzieht. Einzelne bemalte Pfähle bezeichneten die Stellen, wo Reisende verunglückt waren und wo erst wenige Tage zuvor ein Saurenbauer mit 88 seiner Thiere umgekommen war. Das waren keine tröstlichen Ansichten für mich. Aber auch durch diese Gefahren half mir die Hand Gottes; ich wurde nicht kränker, ja ich gewöhnte mich allmählig an das Klima und langte endlich in dem romantischen Salzburg an, wo ich einige Tage rastete. Ich besah mir die Merkwürdigkeit des lieben Städtchens, dessen herrliches Glockenspiel mein Ohr ergötzte, bewunderte das Sigmundsthor, das 152 Schritte lang in die Felsen des Mönchsberges gehauen ist, besuchte die majestätischen Dome, den romantischen Gottesacker der Kirche des heiligen Sebastian, machte kleine Ausflüge in die malerische Umgegend und griff endlich, von ihren reizenden Bildern gesättigt, wieder zum Wanderstabe. Ueber Salrück, Trauenstein,

Ebersberg setzte ich auf gangbarer, wenn auch einförmiger und ermüdender Straße meinen Weg nach München fort, das ich, obgleich seit einigen Tagen am kalten Fieber leidend, doch mit freudigen Blicken am 13. März begrüßte. Sogleich miethete ich mir eine Wohnung neben dem Rathhause. Mein erster Gang in Bayerns Haupt- und Residenzstadt war auf die Polizei, wo ich mir eine Aufenthaltskarte auf 14 Tage oder 3 Wochen erbat, um mich von meiner Unpäßlichkeit zu erholen. Der anwesende Polizeibeamte fragte mich nach Reisegeld, und sofort reichte ich ihm das Verlangte mit der Frage: ob er mehr dergleichen sehen wolle? und mein Wanderbuch hin. Nachdem er einige Minuten darin geblättert und mich nach mehreren schlechtgeschriebenen Visa's gefragt hatte, entfernte er sich und kam einige Augenblicke darauf mit einem jungen Manne zurück.

„Wenn das Wanderbuch Ihnen gehört,“ sagte dieser freundlich zu mir, (es war der Polizeidirector von Menz) „so be-  
neide ich sie darum.“

Ich bezeichnete es als das Meinige, und er bat mich, ihm zu folgen. Wir traten eine Treppe höher in ein weites Zimmer, in welchem sich eine Gesellschaft von Offizieren und andern vornehmen Herren aus der Stadt befand. Diesen stellte mich mein Begleiter auf die artigste Weise vor, indem er auf mein Wanderbuch mit dem Bemerken deutete: daß er unter den vielen Tausenden, die er gesehen, noch kein solches gefunden, worin auf einem Blatte die Visa's aus drei Welttheilen ständen, und bald lief es von einer Hand in die andre. Zugleich zeigte ich den Herren den Firman des Sultan und meine sonstigen Papiere und Zeugnisse aus dem Oriente. Da sie nicht Alles lesen konnten, so gab mir der liebenswürdige Polizeidirector ein Paar Empfehlungszeilen an den berühmten Naturforscher Dr. G. H. von Schubert mit den Vor-

ten, daß dieser gelehrte Mann sich bereit finden lassen würde, die Visa's und die verschiedenen Zeugnisse ins Deutsche zu übersetzen.

Schon am andern Morgen gab ich mein Empfehlungsschreiben ab und wurde von dem menschenfreundlichen Gelehrten auf das Herzlichste und Zuborkommendste aufgenommen. Ich übergab ihm mein Wanderbuch und meine sonstigen Papiere, er sah sie durch, hieß mich neben sich auf das Sopha setzen, schüttelte mir wie einem alten Bekannten treuherzig die Hand und rief seine Hausfrau herbei, damit sie an unserm Gespräche Theil nehmen könne. Ich erzählte in aller Kürze meine Reise, und er theilte mir unverholen mit, daß es schon vor Jahren sein Wunsch gewesen sei, das Morgenland mit seiner lieben Hausfrau zu bereisen, daß er sich aber durch die Schilderungen der Reisenden, die so viel Gefährliches und Schauerliches von jenem Lande erzählen, in seinem Entschlusse habe wankend machen lassen. Ich erwiederte, daß solche Gefahren größtentheils nur erdichtet seien, und man sicher vor Räubern durch das ganze Land reisen könne. Diese meine Versicherung schien den alten Plan des Herrn Hofrath wieder zu beleben\*). Nach weiterm Gespräche über das Morgenland fragte er mich theilnehmend nach dem Zustande meiner Gesundheit, und ich verhehlte ihm nicht, daß die schlechte Kost auf der letzten Seereise und das ungewohnte Klima mir ein Wechselfieber zugezogen habe. Hierauf entließ mich Herr von Schubert mit einigen empfehlenden Worten an den Professor Dr. Horner und nahm mir das Versprechen ab, ihn nach meiner Herstellung öfter zu besuchen. Allein ungeachtet aller Mittel und der großen Mühe, die der gefällige Arzt anwandte,

\*) Wie schön dieser Plan ausgeführt wurde, beweist von Schuberts treffliche Beschreibung seiner Reise ins Morgenland.

besserte sich mein körperlicher Zustand so wenig, daß ich mir am Ende einen Aufwärter zu meiner Pflege halten mußte; denn in das Hospital zu gehen, wozu mir sowohl Herr Hofrath Schubert, als auch Herr Dr. Horner wiederholt riet, konnte ich mich nicht entschließen. Plötzlich drang die Nachricht in meine Krankenstube, daß König Ludwig aus Griechenland zurückkehre, und trotz aller Warnungen des Doktors hielt es mich nicht länger darin, und ich mischte mich unter die jubelnde Menge des Volkes. Und nie habe ich größern Jubel und Freude gesehen. Die meisten Häuser der Straßen, durch welche der König kommen mußte, waren mit Blumen und kostbaren Teppichen ausgeschmückt, und Tausende zu Fuß und zu Pferd eilten nach der Anhöhe vor dem Sendlinger Thore. In der Stadt aber herrschte jene feierliche Stille, die gewöhnlich einer freudigen Erwartung vorausgeht. Gegen 5 Uhr Abends verkündeten die Glocken sämtlicher Thürme die Ankunft des Königs am Burgfrieden der Stadt, und nun begann ein freudiges Wogen und Drängen nach dem Sendlinger Thore. An der Stadt wurde der König von der unübersehbaren Menge mit dem Jubelrufe: „König Ludwig hoch!“ empfangen, während die Musikchöre die Nationalhymne spielten. Unter stetem Jauchzen und Frohlocken ging der Zug langsam durch die Straßen der Residenz zu.

Darauf kehrte ich kränker als zuvor in meine Wohnung zurück, und der Arzt verzweifelte an meiner Genesung, wenn ich mich nicht der bessern Pflege im Hospitale unterwürfe. Obwohl mit Widerstreben fügte ich mich doch endlich seiner Verordnung und ließ mich dorthin bringen. Nach zehn trüben Tagen, in welchen oft das Sterbeglöckchen ertönte, und sogar einige meiner Zimmergenossen entseelt hinausgetragen wurden, verließ ich, obwohl noch etwas schwach, die Heilanstalt wieder. Und so war ich zuletzt noch im lieben Vaterlande, gleichsam

an der Schwelle der ersehnten Heimath, dem Tode, der bereits an meinem Lager gestanden, entronnen. Mein erster Weg war zu meinem freundlichen Gönner, um Abschied von ihm zu nehmen, doch bat er mich, noch einige Tage zu verweilen, um mich noch mehr zu kräftigen.

Eines Morgens war ich mit meinen Vorbereitungen zur Weiterreise beschäftigt, als ein Diener des Königs in meine Wohnung trat und „den Wagner, welcher das Morgenland bereist,“ mit seiner Sammlung um 7 Uhr Abends zu Ihrer Majestät der Königin beschied. Sogleich eilte ich zum Hofrath Schubert, denn diese Ehre verdankte ich nur ihm, und entschuldigte mich, daß ich mich bei so hohen Herrschaften nicht zu benehmen wisse; er aber tröstete und ermuthigte mich und bat, in demselben Reisekleide, in welchem ich zu ihm gekommen, auch bei Hofe zu erscheinen. Und so ließ ich denn meine kleine Sammlung in die Residenz bringen und begab mich klopfenden Herzens zur bestimmten Stunde selbst dahin, wo ich von einem Hofdiener in einen prächtigen Saal geführt wurde, um hier auf mehreren Tafeln meine Sammlung aufzustellen. Darauf wurde ich in ein Nebenzimmer und sodann wieder in den Saal zurückgeführt, in welchem alsbald die Königin, die ich schon öfter in der protestantischen Kirche gesehen hatte, aus einem Kranze reichgeschmückter Damen und Herren mit der Frage auf mich zutrat:

„Sind Sie der merkwürdige Reisende, von dem uns der Hofrath Schubert erzählt hat?“

Die Frage bejahend, verneigte ich mich in meiner Verwirrung auf türkische Weise.

„Nun so wollen Sie uns,“ fuhr die Königin fort, „jedes einzelne Stück Ihrer Sammlung erklären.“

Dabei stellte sich die Königin an meine Seite, während rechts die Herren und Damen in Galla, links aber ein Mann

im schlichten schwarzen Track stand, den ich für einen Kammerdiener hielt und ihm den Rücken zuehrte. In diesem Augenblicke gab mir die Königin einen Palmzweig in die Hand mit den Worten, ich möchte dem König sagen, woher solcher sei. Verlegen sah ich mich im Kreise der Herren um, bis die Königin, meine Verlegenheit bemerkend, auf den Herrn im schwarzen Track, mit der Aufforderung, etwas laut zu sprechen, deutete. Zitternd reichte ich dem Herrscher den Palmenzweig, der mich sogleich huldvoll anredete, nach meinen Papieren fragte und mir erzählte, daß er von Griechenland aus in Smyrna gewesen sei, und es bereue, Palästina nicht gesehen zu haben. Nach Beantwortung verschiedener anderer an mich vom Könige gethanen Fragen über das Morgenland, entfernte sich die glänzende Versammlung. Im Weggehen ersuchte mich die Königin, die Sammlung da zu lassen, indem sie am andern Tage dieselbe ihren Kindern näher in Augenschein nehmen lassen wolle. Am andern Morgen 9 Uhr erschien die hohe Frau mit ihren Prinzen und Prinzessinen in demselben Saale, jedoch ohne weitem Hofstaat, und ich erzählte stundenlang den liebenswürdigen Kindern von den fremden Ländern, die ich gesehen. Als ich entlassen werden sollte, erbat ich mir von den königlichen Prinzen und Prinzessinen die Gnade, aus meiner Sammlung sich ein Andenken zu wählen, und die Königin erlaubte, daß Jedes ein Stück, doch nur nach meiner eigenen Wahl, annehmen dürfe. Und so erhielten die Prinzessinen einige Reliquien aus Jerusalem, die Prinzen ein Straußenei nebst mehreren Muscheln aus dem See Liberias und dem rothen Meere; für den Kronprinzen, der nicht zugegen war, hatte ich eine Reitpeitsche aus Elephantenhaut bestimmt, die Königin selbst geruhete, einen am heiligen Grabe geweihten Palmzweig und einige ägyptische Münzen anzunehmen. — Hoherfreut über die mir gewordene Ehre empfahl ich mich der königlichen Guld

und Gnade; die sich dem wandernden Handwerker so freigiebig gezeigt hatte.

Während ich nun allen Ernstes darauf bedacht war, meinen Wanderstab der Heimath zuzukehren, erschallte die freudige Kunde, daß König Otto von Griechenland nach langjähriger Abwesenheit seiner geliebten Vaterstadt einen Besuch abstaten wolle, und ich beschloß, die Festlichkeiten dieses Tages noch abzuwarten.

Der Tag kam; die Stadt war festlich geschmückt, wie früher beim Einzug des Königs, und wie damals die Einwohner in freudiger Erwartung. Am prachtvoll verzierten Monumente zu Aibling, wo König Otto, als er nach Griechenland zog, von den Seinen Abschied genommen hatte, sank der tief-ergriffene Sohn in die Arme des theuern Vaters und der inniggeliebten Mutter. In Verlach harrten seiner die königlichen Geschwister. Abends 6 Uhr donnerten die Kanonen, und es begann das Glockengeläute aller Thürme der Hauptstadt. Schnell flogen die Wagen der durchlauchtigsten Aeltern über die Isarbrücke nach der Residenz. Bald folgte der erlauchte Gast dahin, wo der König mit dem ganzen Hofstaat und allen Civil- und Militärbehörden seiner Ankunft wartete. Jubelnd drängte sich das Volk, die Augen voll Freudenthränen, durch die Reihen des Militärs nach dem Wagen. Aus allen Fenstern wehten Fahnen und Tücher, und ein tausendstimmiges Lebehoch, das noch lange in den Straßen der Stadt wiedertönte, begrüßte den jungen König von Griechenland.

Am 3. Juni des Jahres 1836 verließ ich, mit einigen Empfehlungsbriefen des Hofraths von Schubert versehen, die Hauptstadt Baierns und fuhr nach Augsburg. Aber hier verschlimmerte sich mein fränklicher Zustand so sehr, daß ich mich gegen 5 Wochen aufhalten mußte. Hier überraschte mich oft der wehmüthige Gedanke, ich werde die geliebte Heimath

doch nicht wieder sehen. Aber der Vater im Himmel, der mich so oft geschützt, half mir auch jetzt wieder auf. Als ich so weit genesen war, setzte ich meine Reise fort und hielt mich einige Tage in Nürnberg auf, wo ich mich an einigen Fahrten auf der ersten Eisenbahn Deutschlands ergötzte. Rasch ging es von da über Hof, Gera und Eisenberg, woselbst ich meine Empfehlungsbriefe in die Hände des Prinzen Georg von Sachsen = Altenburg selbst abgab. Der gütige Fürst fragte nach Durchlesung des Briefs vom Hofrath v. Schubert sogleich nach meinen Kisten, die ich im Gasthose zurückgelassen hatte. Auf der Stelle wurden sie auf das Schloß gebracht und mir ein prächtiges Zimmer mit der herrlichsten Aussicht angewiesen, das ich drei Tage bewohnte. Die Stunden vergingen in belehrenden Gesprächen mit dem liebenswürdigen Fürsten und dem Kirchenrathe Dr. Klein, und ich hätte hier leben und sterben mögen. Ich zeigte dem Fürsten alle meine kleinen Seltenheiten, unter denen die Münzen von ihm besonders werth gehalten wurden. Ich gab ihm die Benennung derselben in fünf verschiedenen Sprachen an, und er holte aus seinem Kabinet ein Schächtelchen mit einem Zettel und nahm zwei ägyptische Münzen heraus, die ich sogleich als diejenigen erkannte, die ich seiner erlauchten Schwester, der Königin von Baiern, überlassen hatte. Lächelnd gestand er die Richtigkeit meiner Vermuthung ein.

Gern hätte dieser edle Fürst meine Sammlungen an sich zu bringen gewünscht, wenn ich sie nicht selbst als Andenken an meine Reise hätte behalten wollen, doch war er so gnädig, ein Straußenei und einige Muscheln als Erinnerung an den schlichten Wanderer anzunehmen. Ein mehr als reichliches klingendes Geschenk war der Lohn für diese kleine Gabe.

Mit Empfehlungs schreiben des Fürsten an Ihre Kaiserliche Hoheit, die regierende Frau Großherzogin von Sachsen-

Weimar-Eisenach und an den Präsidenten Freiherrn v. Bigesar versehen, setzte ich meine Reise über Bürgel, Jena, woselbst ich mich nur kurze Zeit aufhielt, nach Weimar fort. Dasselbst angekommen, ging ich sofort nach Belyedere, überreichte einer Hofdame das Schreiben an Ihre Kaiserliche Hoheit, die Frau Großherzogin, und kehrte sodann in die Stadt zurück, um einen zweiten Brief des Herrn Hofrath von Schubert an den (im Jahre 1842 leider zu früh verstorbenen) Hofrath Dr. Schorn zu übergeben. Dieser äußerst gefällige Mann, so wie der Geheime Hofrath Helbig und der Obermedizinalrath Dr. von Froiep schienen sich für mich zu interessiren, und ich theilte diesen Herren ein Bruchstück aus meinem Tagebuche, meine Reise nach dem Sinai, mit, das später auch in die Hände der Großfürstin kam.

Am Morgen des 9. Augustes beorderte mich ein Unteroffizier, daß ich um 11 Uhr im Residenzschlosse vor Ihrer Kaiserlichen Hoheit mit Allem, was ich aus dem Morgenlande mitgebracht, erscheinen solle. Um die bestimmte Stunde traf ich dort ein und wurde, ohne lange warten zu müssen, durch den General-Adjutanten, Obrist von Beulwitz, sogleich Ihrer Kaiserlichen Hoheit vorgestellt. Mit gewohnter Guld fragte sie auch nach dem Geringsten, und als ich ihr erzählte, daß ich schon im achten Jahre die liebende Mutter verloren, daß sich sodann Niemand um mich bekümmert, und daß ich das Geld zu meinen weiten Reisen mit meiner Hände Arbeit verdient habe, schien die hohe Frau nicht ohne Theilnahme mich anzuhören. Sodann nahm sie meine Papiere und meine Sammlung in Augenschein. Gern hätte ich ihr als einen Beweis meiner Ergebenheit Alles überlassen, allein sie schlug mein Anerbieten aus und geruhete nur, einen geweihten Palmzweig, einen Delzweig aus dem Garten Gethsemane, ein Fläschchen mit Wasser aus dem Jordan und zwei Reitgerten anzunehmen, um letztere

dem regierenden Großherzog und dem Erbgroßherzog, denen ich später vorgestellt zu werden die Ehre hatte, zu überlassen. Mit den huldreichen Worten: „Mein Sohn, ich werde Deiner für die Zukunft gedenken!“ wurde ich von der hohen Frau entlassen. Ob diese Zukunft für mich noch kommen wird? Wer kann es wissen! Froh und heiter über die Beweise fürstlicher Gnade und Milde verließ ich am 11. August die Residenzstadt meiner Heimath und eilte über Erfurt und Gotha nach Waltershausen, um die Verwandten meines fernen Freundes, des ägyptischen Musikdirectors Hempel, aufzusuchen. Hier und in dem romantisch gelegenen Flecken Ruhla verweilte ich noch einige Tage länger, als mein Vorsatz war. Endlich riß ich mich los und kehrte den freudebebenden Fuß meinem Geburtsdörfchen zu. Die Kunde meiner Ankunft war mir von Ruhla aus vorangegangen.

Es war am 30. August 1836, als ich mit Thränen der Wehmuth im Auge den kleinen Ort wieder begrüßte, wo meine Wiege gestanden. Hinter dem Garten meiner Schwester, wo ich am 15. März 1830 weinend von meinen Lieben Abschied genommen, empfingen mich die Arme der Liebe und Freundschaft, und ich sank, stumm vor Gefühl und unjubelet von der Freude der Dorfbewohner, die vom Felde herbeigeströmt waren, mich zu sehen, an manches treue Herz. Ich hatte die Heimath, die Heimath hatte mich wieder.

## Nachtrag.

---

Noch ist mir Bedürfniß, Einiges nachträglich zu erwähnen, was sich auf Männer bezieht, die ich im Morgenlande kennen gelernt, oder deren Gunst ich mir durch meine Wanderungen in den östlichen Ländern erworben hatte.

Den mir so wohlwollenden dänischen Generalconsul von Dumreicher (S. 35. 2. Band) traf ich am 9. Januar 1839 in München, wo ich mich eben auf einer Geschäftsreise aufhielt und wurde von ihm sehr gütig empfangen. Tags darauf machte ich dem Herrn Hofrath von Schubert meine Aufwartung, welcher eben von seiner Reise ins Morgenland zurückgekehrt war. Seine Freundlichkeit gönnte mir einige höchst genußreiche Stunden.

Auf derselben Reise fand ich am 12. Mai in Würzburg einen meiner Reisegefährten in Aegypten, Namens Kuchenmeister, Besitzer einer Tabagie in Würzburg. Während meiner Reise auf dem Sinai hatte dieser Landsmann in Kairo mit meinem Werkzeuge gearbeitet.

Auf einer anderweitigen Geschäftsreise im Jahre 1841 im Herzogthum Nassau erfuhr ich zufällig in einem Orte, Namens Petersberg bei St. Goar, daß mein Leidensgefährte der Nassauer Schlosser in Adrianopel, der mit mir im Gefängnisse dort saß (Seite 169, 1. Band), aus diesem Orte gebürtig sei. Ueber ihn selbst konnte ich nichts erfahren.

In demselben Monate besichtigte ich auf der Rückreise das ausgezeichnete Museum in Frankfurt am Main, das sich durch des berühmten Reisenden Müppel Verdienste so

sehr vervollständigt hat. In dem Aufseher erkannte ich sogleich einen Landsmann wieder, den ich in Groß-Kairo kennen gelernt hatte, und der mich ebenfalls sogleich wieder erkannte. Dr. Ruppel, der sich meiner gewiß erinnern haben würde, war leider abwesend.

Eine große unverhoffte Freude wurde mir aber besonders dadurch bereitet, daß mich der Mecklenburger Maurer Dietrich Müller, den ich in Jerusalem getroffen hatte, im Januar 1842 in meiner Heimath aufsuchte. Leider hing er seiner Leidenschaft zum Trank immer noch an. Ich bewirthete ihn mehrere Tage, die wir in Erinnerungen an das Morgenland verplauderten. Am 24. Januar begleitete ich ihn bis Eisenach, wo ich von ihm schied.

Im folgenden Jahre traf es sich, daß mich auf einer Geschäftsreise im nördlichen Deutschland auch der Weg durch Warin, Müllers Geburtsort, führte. Ich konnte nicht unterlassen, daselbst einige Besuche zu machen um mich von der Wirklichkeit zu überzeugen, daß Müller von hier gebürtig sei. Meinen ersten Besuch stattete ich den Herrn Pastor ab, legte ihm das, womit ich mich befaße, zur Ansicht vor und ohne es lange durchzusehen, gab er einen Theilnehmer ab, wobei er bemerkte, von Döbel schon öfters gehört und gelesen zu haben. Derselbe erzählte mir weiter, daß vor einigen Jahren ein Maurer, der von Warin stamme, von seiner Wanderschaft zurückgekehrt sei, und vorgebe, auch in Jerusalem, Bethlehem, Aegypten u. s. w. gewesen zu sein. Niemand wolle es ihm jedoch glauben, ich selbst nicht, fügte der Herr Pfarrer hinzu; denn dieser Mensch war tagtäglich betrunken, und wie kann ein solcher diese Reise unternehmen und vollenden? Er erzählte ferner: Wenige Tage nach Müllers Ankunft kam dessen Schwager zu mir und theilte mir die Nachricht mit, daß Müller jetzt von Jerusalem gekommen sei, ein schönes Crucifix von da mitgebracht

und ein Gelübde gethan habe, dasselbe in der hiesigen Kirche zum Andenken aufzustellen, sofern es der Herr Pastor annehmen wolle. Lassen sie es ihn nur bringen, erwiederte ich, damit ich den Vielgereisten auch kennen lerne, und so kam Müller halbbetrunken mit dem Crucifixe bei mir an. In seiner Gegenwart wurde es in die Kirche gebracht und auf dem Altar aufgestellt.

Der Herr Pfarrer, welcher nicht wußte, daß ich Döbel selbst sei und also im Stand war, das zuverlässigste Zeugniß über Müllers Aussagen abzugeben, bezweifelte jedoch die Richtigkeit des Crucifixes; denn er meinte: Wäre Müller wirklich in Jerusalem gewesen und hätte das Kreuz dort gekauft, so hätte er es doch nicht mit in seine Heimath gebracht, sondern lieber unterwegs verkauft und durch die Gurgel gesagt; — ein Gedanke, den ich damals selbst gefaßt hatte, als Müller in meiner Gegenwart das Crucifix käuflich an sich brachte. — Ich machte jedoch dem Herrn Pfarrer die bescheidene Einwendung, daß es vielleicht doch möglich wäre, daß Müller die Wahrheit gesagt habe, und als ich ihn bat, mir jenes Crucifix zu zeigen, fand er sich sehr bereitwillig dazu. In der schönen Kirche fand ich dasselbe auf dem Altare stehend, wo ich es sogleich für dasjenige erkannte, welches ich selbst bestellt, es aber, weil es mir nicht recht gefiel, Müllern überlassen hatte. Jetzt zeigte ich dem Herrn Pfarrer eine Stelle in meiner Reisebeschreibung, in welcher von dem Mecklenburger Müller die Rede ist, gab mich als Döbel zu erkennen und erklärte, daß allerdings Müller in Palästina gewesen sei, ich ihn dort getroffen und mehrere Tage in seiner Gesellschaft zugebracht habe.

Zugleich sprach ich meine Freude darüber aus, daß an Müller doch noch in der Art ein gutes Haar sei, daß er mit religiösen Gefühlen an seine Heimath gedacht und seinen frommen Vorsatz ausgeführt habe. Auch der ehrwürdige Herr Pfarrer

hatte eine aufrichtige Freude hierüber, gestand, daß nun Müller sehr in seiner Achtung gestiegen sei, und ich mußte ihm das Versprechen ablegen, auch dessen nächste Verwandte zu besuchen.

Und wie sich meine Angehörigen und alle Bewohner meines Ortes herzlich und aufrichtig freuten, als mich in Müllers Person ein Bekannter aus dem Morgenlande aufsuchte, so freuten sich auch dessen Freunde, als sie hörten, daß Müller wirklich im heiligen Lande gewesen sei und dort gebetet habe. Mit Trauer aber vernahm ich, daß unser Wanderer, der in der Heimath keine Ruhe hatte, in den Niederlanden sein Grab gefunden habe. — Möge er sanft ruhen! —

Im Jahre 1842 machte ich eine Reise in die Schweiz und in St. Gallen traf ich gleichfalls einen Bekannten aus früherer Zeit, Namens Wegelin, ein Schweizer. Er war zu der Zeit, wo ich mich in Aegypten aufhielt, Secretär beim russischen General-Consul in Alexandrien, und hatte mich während seines Aufenthaltes in Kairo, in Begleitung seines Landsmannes Baumgärtner, einigemal in meiner Werkstätte besucht. Daß die Freude des unverhofften Wiedersehens im Vaterlande Wegelins von beiden Seiten unbeschreiblich groß war, brauche ich wohl nicht erst zu versichern.

Das merkwürdigste Zusammentreffen aber, was es wohl geben kann, habe ich ebenfalls mit einem Schweizer, dem Bildhauer Hirth aus Solothurn, erlebt. Zum erstenmal traf ich ihn im Jahre 1832 in Smirna, der Hauptstadt Kleinasiens, zum zweitemal im Jahre 1833 zu Alexandria in Aegypten, zum drittenmal im Jahre 1834 auf dem Berge Carmel in Palästina, wo er damals an dem neu zu errichtenden Kloster arbeitete und zuletzt zu Anfang des Jahres 1843 in seinem Geburtsort Solothurn. Wir haben uns also zu verschiedenen Zeiten in drei Welttheilen begegnet.

---

# Uebersetzungen, Beugnisse und Visa's

## I.

Uebersetzung des Teskereh (türkische Vorweiskarte) aus  
Konstantinopel und des Firman des Sultan Mahumed  
des Zweiten.

(Siehe die Beilagen des I. Bandes.)

Uebersetzt von Herrn Dr. Fleischer, ord. Professor der morgen-  
ländischen Sprachen an der Universität Leipzig.

Die türkische Vorweiskarte lautet übersetzt so:

„Erlaubnißkarte zur Reise eines Deutschen nach Adrianopel.  
Der Inhalt der Erlaubnißkarte ist der, daß der Reis-  
futtah (d. h. der Reichskanzler und Minister der auswärtigen  
Angelegenheiten) einem Deutschen, Namens Ernst  
Döbel, auf Ansuchen des Muhamed Aga (des Polizeiz-  
Directors) und auf das Zeugniß seines Gesandten unent-  
geltlich die Erlaubniß erteilt hat, nach Adrianopel zu  
reisen.“

Der oben vorgedruckte Stempel enthält die Worte: İhtisâbi İstambul, d. h. Polizeiamt Constantinopel, mit der Jahreszahl 1247 (Chr. 1832). Daneben geschrieben: d. 4. Schaabân, 1247.

Der untergedruckte Stempel enthält die Worte:

Muhammed Serût,  
Richter von Constantinopel.

Daneben geschrieben: d. 6. Schaabân, 1247. Das Wirtzeichen aus Kutschuk Tschekmedsche enthält die Worte: Derbendi Tschekmedschei Saghir, d. h. Hafenort Kleintschekmedsche. Daneben: d. 7. Schaabân 1247.

(Der Urtext des Firman ist türkisch, das Original auf Pergament ist 2 Fuß breit und 2 Fuß 8 Zoll hoch, die Schrift sehr zierlich und kunstfertig. Ueber dem Text prangt in großen Dimensionen der Namenszug des Sultan als ein seltsam verschlungener Schnörkel).

Den auf dem Wege von Meiner Hohen Pforte nach Adrianopel angestellten hochansehnlichen Richtern, Commandanten und Unterbeamten sei durch gegenwärtiges kaiserliches Schreiben kund und zu wissen, daß der bei Meiner Hohen Pforte residirende bevollmächtigte Gesandte des Kaisers von Oesterreich, Baron von Ottenfels, bei mir ein Schreiben des Inhalts eingereicht hat: daß, wenn einer der österreichischen Kaufleute des Handels oder der Wallfahrt wegen sich an irgend einen Ort Meines Reichs begeben wolle, ihm von Meiner Hohen Pforte ein Reisepaß zugestellt werde, welcher

ihm nicht nur Erlaubniß dazu gebe, sondern Kraft dessen ihm auch auf dem Hin- und Herwege von keinem Kopfsteuereinehmer, oder andern Personen Etwas abgefordert oder in den Weg gelegt werden dürfe, so bitte er, daß auch ein, unter die von Mir mit den Deutschen geschlossenen Verträge begriffenen und zu den Unterthanen des Kaisers von Oesterreich gehörender Deutscher, Namens Ernst Döbel\*), der in Geschäften von Meiner Hohen Pforte aus nach Adrianopel reisen wolle, ein Hohes Regierungsschreiben erhalten möge, kraft dessen er auf dem Hin- und Herwege und während seines etwaigen Aufenthaltes an irgend einem Orte von Seiten der Kopfsteuereinehmer oder andern Personen unter keinem Vorwande gegen den Inhalt jener Verträge belästigt werden dürfe, sondern ihm im Gegentheile Schutz und Hülfe geleistet werden solle. Da es nun Mein Wille ist, daß dem Inhalte jener Verträge nachgelebt werde, so ergeht an euch, ihr Mol- las und die übrigen Genannten, von Meiner Hohen Pforte der Befehl, daß der zwar nicht in deutschem Kostüm reisende\*\*), aber deutscher Nation angehörende Obenbezeichnete auf dem Hin- und Herwege und während seines etwaigen Aufenthaltes an irgend einem Orte von Seiten der Kopfsteuereinehmer oder anderer Personen unter keinem Vorwande gegen den Inhalt jener Verträge irgend wie belästigt und beeinträchtigt werde, sondern ihm im Gegentheile Schutz und Hülfe geleistet

---

\*) Als Oesterreicher wurde ich von den Morgenländern fast überall angesehen, theils weil mein Wanderbuch in Wien ausgestellt war, theils weil die Unkenntniß des Orientalen Oesterreich gleichbedeutend hält mit Deutschland.

\*\*) Ich hatte mich in Konstantinopel ganz türkisch gekleidet und habe diese Kleidung, die das Reisen im Orient gar sehr erleichtert, auf meinen dortigen Wanderungen wenig abgelegt.

werden soll, damit er sein Geschäft gesund und wohlbehalten beendigen möge. Dieses Mein Hohes Regierungsschreiben ist bis zum Ablaufe von 5 Monaten von dato an gültig; nach dieser Zeit aber soll ihm keine Folge mehr geleistet, sondern der, welcher etwa noch Gebrauch davon machen wollte, in Verhaft genommen und wohlbewacht eiligst an Meine Hohe Pforte hergesendet werden. Dies ist mein Wille und Befehl.

Nach genommener Einsicht werdet ihr also gegenwärtigem Regierungsschreiben Folge leisten und meinem vorgedruckten kaiserlichen Namenszuge Glauben schenken. — Geschrieben im Anfang des Monats Schaabân im J. 1249 (nach Chr. 1833, Mitte October\*).

2.

### Zeugniß aus dem Sinakloster.

(Siehe Beilage 2. II. Band.)

(Der Urtext ist neugriechisch. Er ist so unleserlich geschrieben, daß bis vor Kurzem kein Gelehrter im Stande war, ihn zu entziffern und zu übersetzen. Dies gelang aber ohne sonderliche Mühe den Herren Oberschulrath Dr. Kost und Professor Dr. Wüstemann in Gotha, von welchen auch die Uebersetzung ist.)

Durch Gegenwärtiges bescheinigen wir, daß Vorzeiger dieser Schrift, Herr Ernst Christoph Tible hieher auf den Weinberg kam und das Innere und die Umgebung des Klosters

---

\*) Datum und Jahreszahl sind falsch, und ich weiß nicht, woher der Fehler entstanden sein mag. Ich verließ am 9. Januar 1832 Konstantinopel.

befuchte; und um dies glaubhaft beweisen zu können, ersuchte er uns um Gegenwärtiges zur Ueberzeugung. Das diene urkundlich. 1833. 26. October.

Neophytos Protoangellos Dimeos  
und die Gemeine der Väter.

(L. S.)

3.

**Zeugniß aus dem Kloster zu Nazareth.**

(Siehe Beilage 3. II. Band.)

(Der Urtext ist italienisch.)

Ich beglaubige durch Gegenwärtiges, daß Ernst Christoph die heiligen Orte von Nazareth, den Tisch Christi, den Berg Labor, den Jordan, überhaupt alles Andere in Augenschein genommen hat. Zur Bestätigung dieser Aussage bekräftige ich solches mit meinem Inſiegel am Tage des 10. März 1834.

Bruder Carmello Botta,

(L. S.)

Guardian.

4.

**Zeugniß aus dem Kloster zu Bethlehem.**

(Beilage 4. II. Band.)

(Der Urtext ist lateinisch.)

Im Namen des Herrn. Amen.

Ich der unterschriebene Guardian des Bethlehemiſchen Klosters bezeuge dem Herrn Ernst Christoph Tebal aus dem

Kaiserstaat Oesterreich\*), daß er auf eine fromme, demüthige und nachahmungswerthe Weise diesen heiligen Ort der Geburt unseres Herrn Jesu Christi und andere heilige Orte, die innerhalb und außerhalb dieser Stadt verehrt werden, besucht habe. Zur Beglaubigung habe ich ihm dieses eigenhändig unterschriebne und mit meinem Amtsiegel bekräftigte Zeugniß ausgestellt im Kloster zu Bethlehem am. 18. März 1843.

Bruder Franz Guell,  
Guardian.

(L. S.)

5.

### Zeugniß aus dem Kloster Sankt Johannis in der Wüste.

(Siehe Beilage 5. II. Band.)

(Der Urtext ist lateinisch.)

Im Namen des Herrn. Amen.

Ich unterschriebener Guardian des Klosters St. Johannis des Täufers in der Wüste bezeuge dem Herrn Ernst Christoph aus Porta Rota\*\*), daß er diesen heiligen Geburtsort St. Johannis des Täufers und andre Orte, welche außerhalb dieses Dorfes verehrt werden, besucht habe. Zur Beglaubigung

---

\*) Da mein Urlaubspasß als Militärpflichtiger mit dem Wanderbuche im Oesterreichischen vertauscht wurde, so mochte man mich auch daher gebürtig glauben.

\*\*) Berterode.

habe ich dieses Zeugniß mit meiner Hand ausgestellt und unterzeichnet. Am Tage des 26. März 1834.

Bruder Triphon Lopez,  
(L. S.) Guardian.

---

6.

**Zeugniß aus dem lateinischen Kloster in Jerusalem.**

(Siehe Beilage 6. II. Band.)

(Der Urtext ist lateinisch.)

In Gottes Namen. Amen.

Ich, der hier unterzeichnete apostolische Missionär und Pfarrer zu Jerusalem bekenne und bezeuge, daß Herr Ernst Christoph Döbel aus Berterode in Sachsen-Eisenach in Jerusalem angekommen ist, und daß er von da in den folgenden Tagen die vorzüglichsten Heiligthümer unserer Erlösung, die in Judäa sind, fromm und andächtig besucht hat.

Zu dessen Beglaubigung etc.

Gegeben zu Jerusalem im Kloster des Erlösers am 4. April 1834.

Bruder Johannes Baptista aus Siena.

Apostolischer Missionär und Pfarrer zu Jerusalem.

(L. S.)

---

7.

**Zeugniß des Hofrath von Schubert in München.**

Ernst Döbel aus Berterode bei Eisenach, seiner Profession nach ein Wagner, hat sich über die Wahrheit seiner Angaben

und Berichte von seinen Reisen und seinem Aufenthalt in den Morgenländern, namentlich in Aegypten, am rothen Meere und in Palästina so ausgewiesen, daß an den treuherzigen Erzählungen des wackern Mannes kein Zweifel blieb. Namentlich diese seine Erzählungen sind mir selber sehr interessant und zum Theil höchst lehrreich gewesen; da er die Gegenstände oft mit ganz andern unbefangenen Augen gesehen hat, als die Gelehrten oder die vorher aus Büchern Vorbereiteten sie zu sehen pflegen. Er hat seine weiten Reisen größtentheils allein, öfters zu Fuß und ohne alle begleitende Empfehlungen gemacht; hat der Lust am Sehen und Betrachten der merkwürdigsten Gegenden der Erde sein ganzes, mühsam erarbeitetes Eigenthum aufgeopfert. Die Gegenstände, die er mit sich bringt, und die ich sah, sind ächt; die Naturalien, namentlich vom rothen Meere, zeichnen sich durch ihre frischen Farben aus; die kleinen Steintrümmer stimmen der Art nach, ganz mit jenen größeren Massen überein, von denen sie der ehrliche Thüringer, seiner Aussage nach, entnommen hat.

München, am 16. Mai 1836.

Dr. G. H. v. Schubert.

(L. S)

Hofrath und Professor in München.

8.

**Zeugniß mehrerer Herren Gelehrten in Weimar.**

Ein junger Handwerker, Ernst Döbel aus Berterode bei Eisenach, ist auf seiner Wanderschaft als Wagnergesell während der Jahre 1830 bis 1836 nach der Moldau und von da ins Morgenland nach Aegypten und Palästina gekommen und hat dort Vieles gesehen und erlebt, was in seiner schlich-

ten Erzählung selbst denen Interesse gewährt, welche mit der Beschaffenheit jener Länder bekannt sind. Der offene Sinn, mit dem er Gegenstände und Menschen gesehen, der redliche Fleiß, mit dem er seine Bemerkungen aufgeschrieben und sogar Manches durch Zeichnung festgehalten hat, haben ihm möglich gemacht, seitdem er sich wieder in der Heimath befindet, eine schriftliche Erzählung seiner Reise auszuarbeiten, die er durch den Druck bekannt zu machen wünscht. Zweifelsohne wird namentlich die Beschreibung seines Aufenthaltes am Sinai und am rothen Meere, und die Schilderung Jerusalems und der heiligen Dexter mit Theilnahme gelesen werden.

Die Unterzeichneten haben sich von der Redlichkeit und Glaubwürdigkeit des wackern jungen Mannes überzeugt und wünschen sein Unternehmen zu fördern, indem sie Obiges zur allgemeinen Kenntniß bringen und diese Reisebeschreibung der Theilnahme Aller empfehlen.

Weimar, den 31. März 1837.

v. Gersdorf.  
(Minister.)

v. Müller.  
(Minister.)

v. Schorn.  
(Geheimer Hofrath.)

v. Froriep.  
(Ober=Medizinalrath.)

---

9.

**Zeugniß des Hofrath Dr. Falkenstein aus Dresden.**

Mit Freuden bestätige auch ich, daß die Lektüre der „Wanderungen im Morgenlande“ des unermüdeten und unerschrockenen Reisenden G. Ch. Döbel aus Berterode in Thüringen durch die naturgemäße originelle Auffassung und durch die Lebhaftigkeit und Wahrheitsliebe der Darstellung jedem

Freunde der Länder- und Völkerkunde einen wahren Genuß gewähren wird.

Die Kraft und Lebensfrische des wackern Wagners, welche ihm auf allen seinen Wanderungen jede Gefahr und jedes Ungemach der Reise glücklich überstehen ließ, spricht sich auch in seiner Erzählung aus, so daß der Verfasser dieser anziehenden Schrift, die in seinem Selbst-Verlage erschienen ist, der Theilnahme des deutschen Publikums ganz besonders empfohlen zu werden verdient.

Dresden, am 4. Mai 1844.

(L. S.)

Dr. Karl Falkenstein  
K. S. Hofrath und Ober-Bibliothekar.

## Autographie der merkwürdigsten Visa aus meinem Wanderbuche.

(Siehe fernere Beilagen des II. Bandes.)

Die Seiten I bis 10 meines Wanderbuches enthalten Oesterreichische, Ungarische und Siebenbürgische Visa's, welche ich, da sie von geringerem Interesse sind, nicht beifügte.

11. Seite.

(Siehe pag. 31 des I. Bandes.)

12. Seite.

Visa des kleinen Städtchens, dessen Name mir entfallen;  
(Siehe pag. 45) I. Bandes. Das Visa ist so undeutlich geschrie-

ben, daß es bis jetzt noch keinem der Herren Gelehrten gelang, dasselbe zu übersetzen.

13., 14. und 15. Seite.

(Siehe pag. 101 des I. Bandes.)

enthalten russische Visa weshalb ich nur eins von Herrn Professor Dr. Jordan übersetzt beigelegt habe; es heißt:

Der in diesem Buche bezeichnete österreichische Unterthan Ernst Lieber, folgt von hier nach Konstantinopel.

October, 22. Tag 1831 Jahr. Galazi

Argiropolo.

Aent • Consul.

16. Seite.

(Siehe pag. 137 des I. Bandes.)

Gesehen bei der K. K. Gesandtschaft bei der Ottomanischen Pforte (in einer Zeit, in welcher man wenig von böseartigen Krankheiten hörte.)

Gut, und wird an den Unternehmer übergeben; um sich zu Lande nach Adrianopel zu begeben.

Konstantinopel den 2. Januar 1834.

(L. S.)

Baron Barbe di Testa.

17. Seite.

(Siehe pag. 231 und 248 des I. Bandes.)

Davon heißt das Erste übersetzt:

Gesehen in diesem K. K. Oesterreichischen General-Consulat in Smyrna (woselbst keine Pest herrscht.) Gut nach Alexandrien.

Smyrna den 15. April 1833.

Der K. K. wirkliche Regierungsrath.

Oesterreichischer General-Consul.

18. Seite.

(Siehe pag. 254 des I. Bandes.)

Gesehen in diesem K. K. österreichischen Vice-Consulat.  
Out nach Suez in Klein-Arabien.

Cairo, 15. Oktober 1833.

In Abwesenheit des K. K. Vice-Consul,  
v. Stiglig.

19. Seite.

(Siehe pag. 36 des II. Bandes.)

20. Seite.

(Siehe pag. 38 und 52 des II. Bandes.)

Die Uebersetzung des arabischen Visa aus Esür ist von  
Herrn Dr. Ködiger, Professor an der Universität zu Halle,  
und lautet:

„Unter heutigem Datum, den 14. Schebät (Februar), kam  
„ein Schiff von Alexandrien nach der wohlgeschützten (Stadt)  
„Esür, und von hier wollen sie (die Reisenden) weiter ge-  
„hen — und so auch der obenerwähnte Ernst Christoph  
„Döbel, in dessen Händen diese Schrift ist, nach der wohl-  
„geschützten (Stadt) Akka, und von da wollen sie gehen  
„nach dem heiligen Jerusalem. Geschrieben am 15. Schebät  
„im Consulat. — Die Reise geschieht, um die heiligen  
„Orter zu besuchen.“

21. Seite.

(Siehe pag. 40. des II. Bandes.)

Gesehen in dem Pro-Consulat Se. Maj. von Sardinien  
und von der österreichischen bevollmächtigten Agentur in St.

Joh. d'Aeri in Caifa. Es wird dem Vorbeschriebenen übergeben, welcher nach Jerusalem reist.

Caifa, 4. März 1834.

Der Sardinische Pro-Consul und österreichische Bevollmächtigte.

L. Malagambo.

22.

(Siehe pag. 123 des II. Bandes.)

Gesehen beim K. K. österreichischen Agent-Consul in Gioffa, wo man der besten Gesundheit sich zu erfreuen hat, ohne die geringste Vermuthung von Pest-Krankheit.

Gioffa, den 12. April 1834.

Francesco Domiani, Agent-Consul









Μεταφράσις εσοφενόμεθα ὅτι  
σεσησέτω βοσφόν γεύμα  
αὐτῶν ἐρνητην τεύξωρ ἔμωρη  
ἦλθε εἰς τὴν βοσφόν ὄρος καὶ  
αὐτῶν ἦλθε τῆς αὐτῶν ἔξω  
ἐμοναζήσῃ καὶ ἀνασφάγη  
τῆς ἀσφάγη ἀνασφάγη βοσφόν  
αὐτῶν ἀνασφάγη καὶ ἔξω τῆς  
ἐνδύσῃ 1833 ὁκτωβρίου 26  
νεόφυτος ἀνασφάγη ἀνασφάγη ἦ ἡ  
ἀνασφάγη τῶν ἀνασφάγη

Copie  
des Leugnisses aus dem Kloster zu  
Nazareth.

---

Certifico colla presente d'esser vero  
come Ernst Christof visito i Luoghi  
di Nazaret cioè, l'Incarnazione,  
Mensa, Christi, Monte Tabor, Gior,  
dano, Precipio ed altriche Lui ri,  
ferivà. In quorum fidem etc.  
lo firmo et sigillo a di 10 Marzo  
1834.

F. Carmelo Bolta, Guardian.  
(L. S.)

I. D. N. A.

Ego infrascriptus Guardianus hujus Bethle-  
hemitici Conventus, fidem facio Dominum  
Arnst Christof Tebal, Imperii Austriae, visi-  
tasse pie, devote, et exemplariter hunc  
S. Locum Nativitatis D. N. I. C., et alia  
Sacra Loca, quae tam intus, quam foris  
hujus Civitatis veneruntur. In quorum  
fidem, presentes litteras mea manu sub-  
scriptas, sigilloque mei officii munitas. Dedi  
in hoc Bethlehemitico Conventu die 18.  
Martii hujus anni 1834.

Dr. Franciscus Guell  
Guardianus.



Franciscus Guell Guardianus Bethlehemi.

aus dem Kloster St. Johannes des Täufers in der Wüste.

J. D. N. A.

Ego infra scriptus Guardianus hujus  
S. Joannis Baptiste in Montana  
Conventus, fidem habeo D. Ernt  
Christoph Porta Reta, visitare hunc  
S. Locum Nativitatis S. Joannis Bapt.  
et alia loca, quae venerantur extra  
hanc Villam. In quorum fidem presen-  
tes litteras meae manu firmari et  
sigillari Die 26 Martii Anni 1434.

H. Trifon Lopez Gu



Beil. N<sup>o</sup>. 6.

Zeugniß  
aus dem lateinischen Kloster in Jerusalem.

In Dei Nomine Amen

Ego hic infrascriptus Missiarius Apostolicus, et  
Parochus Jeropolitanus, notum facere  
Dominum Ernestum Christophorum Nobel et Bertha  
raro in Ponen Ekenah. Jerusalem appulise. Hic fuisse  
quentibus diebus precipio Sanctuaris nostris Redonem  
ni, qui in Ponen feat puz ae devote visitasse

Et quorum fidei er.

Vatij Jerusalem in fono. S. Salvatorij die 5. Aprilis 1834.



To. Joannes Bapt. Leensis  
Mij. (M. d. Parochus Jerusalem)

Ein Testereh aus Konstantinopel  
(Püsküfya Muvazzıfhanası.)



تجارتخانه

تجارتخانه ادریس بیگ قوال صاحب قوال که ذیل از سبب و  
نام تجلی کونیه در شهر انکار عطا قسکه اخضر صفته ادریس بیگ  
که مخدومها انکار و اعلیٰ کمینر ادریس طراز ادریس  
ادریس بیگ

سایه



Visirzeichen aus dem Städtchen  
Kutschuk Tschekmedsche  

---

aus Maximowitsch.



9.

Vifa Eriyflant Amos  
und ist 17 17 830  
Ein Pruzer Zupfer

Handwritten signature or initials, possibly "Ludwig" or similar.

Vida. L. Centarus Paul Tomos am 14. 1730  
zur Pruzer nach der Herlesfriz

Handwritten signature or initials, possibly "Ludwig" or similar.

Handwritten title or header in a cursive script, possibly a name or title.

Handwritten text in a cursive script, consisting of several lines of text, possibly a signature or a short note.

8831

Означенный въ сей  
Книжкѣ австрійско погда  
квѣй Эрнстъ теберъ ч  
Рисодувъ отелъ въ кои  
статтии по и в.  
октудра 22. гуда 1831.  
года Галаца

Иванъ Арбузовъ



Autographendruck  
v. C. Hellfarth in  
Gotha.

Russisches Visa aus Galaz.

Pagina 101. I, Band.

Sisto in quest' S. R. legazione presso  
 la Fulgida Porta / in un tempo ov  
 sentonsi pochi accidenti peste /  
 vale a se rimette all' Economina,  
 to onde trasportarsi per Terra  
 in Adrianopoli. —

Costantinopoli 2 Gennajo 1832



Al Barone Barthelemy Testa  
 136 / 6136

Italienisches Visa.

Visto in quest' I. R. Consolato Generale  
di Austria in Smirne dove non c'è peste  
buona per Alessandria.

Smirne li 15 Aprile 1833.—

L' I. R. Consigliere attuale di Governo  
Console Generale di Austria.

no. 261.  
4/19.



Intuato

Pagina 231. I. Band.

Visto in quest' I. R. Consolato Generale  
di Austria in Smirne dove non c'è peste  
buona per recarsi al Cairo.  
Alessandria 3 Aprile 1833.



L' I. R. Consigliere attuale di Governo  
Console Generale di Austria  
Acervi

Pagina 241. I. Band.



Visto in quest' Imp. Reg.  
 Consolato Generale d'Austria  
 essere per recarsi al Sant'  
 Gio: d'Aere, con il Brig.  
 Ottomano Comandato dal  
 Capo Miqui Abussenas  
 Alessandria d. Febb. 1834 -

S. J. R. Consiglio d'Atto  
 di Governo e Consolo G.le

Acerby



بنارح صفر كبر من الاستكندرية على شواطئ البحر وصوره مقصود  
 اللوح المذكور الذي بيده هاهنا الترخيم بالدين في حوزة شرف  
 المقصود هنا في مقصود الترخيم بالدين الشريف حور  
 وفلا شواطئ في الكنتالدي



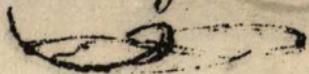
Pagina 38. II. Band.

Arabisches Visa aus Tsur  
an der Stelle des alten Tyrus.

Visto il presente passaporto,  
 si restituisca al retro  
 scritto il quale parte per  
 Gerusalemme ~

Nazareth li 9 Marzo 1834

Pagina 52 II. Band.



Vista nel Profonsoato Di S.  
M. Sarda, e incaricato p.  
l'agenzia austriaco in su Gio  
D'acris provis<sup>e</sup> in Caifa Sedente  
si restituiser al retto scritto il  
quale parte du qui p. Gerusalem  
me.

Caifa 4 Marzo 1834.

Al Profonsole Sardo  
e incaricato per  
l'austriaco

L. Malagamba

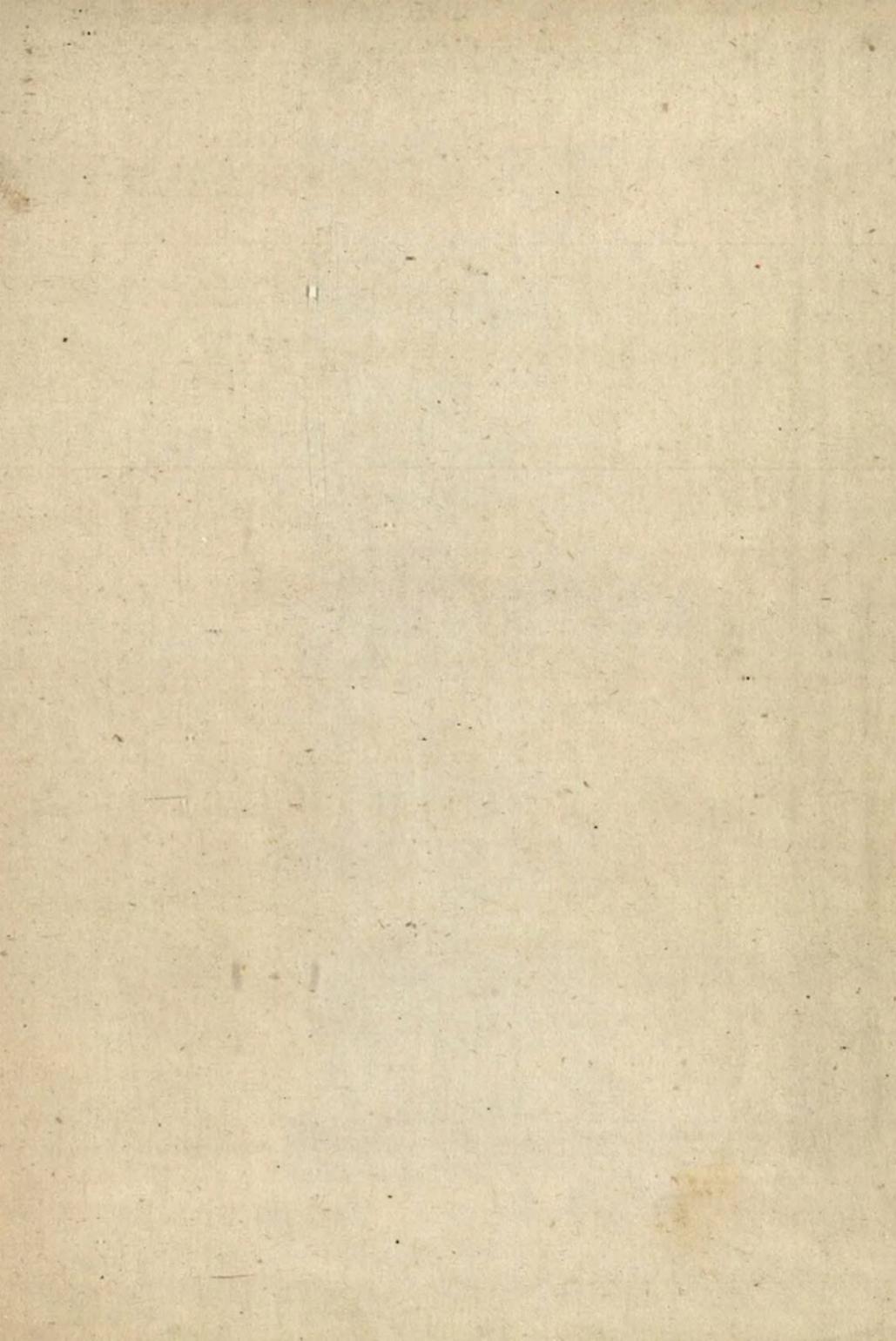


Visto in quest' S. R. Agenzia  
Consolare di Austria in  
Giaffa ove si gode perfetta  
salute senza il  
minimo sospetto di mal-  
contagione di Peste

Giaffa il 12 aprile 1834

Al  
L'Agente Consolare  
Francesco Damiani

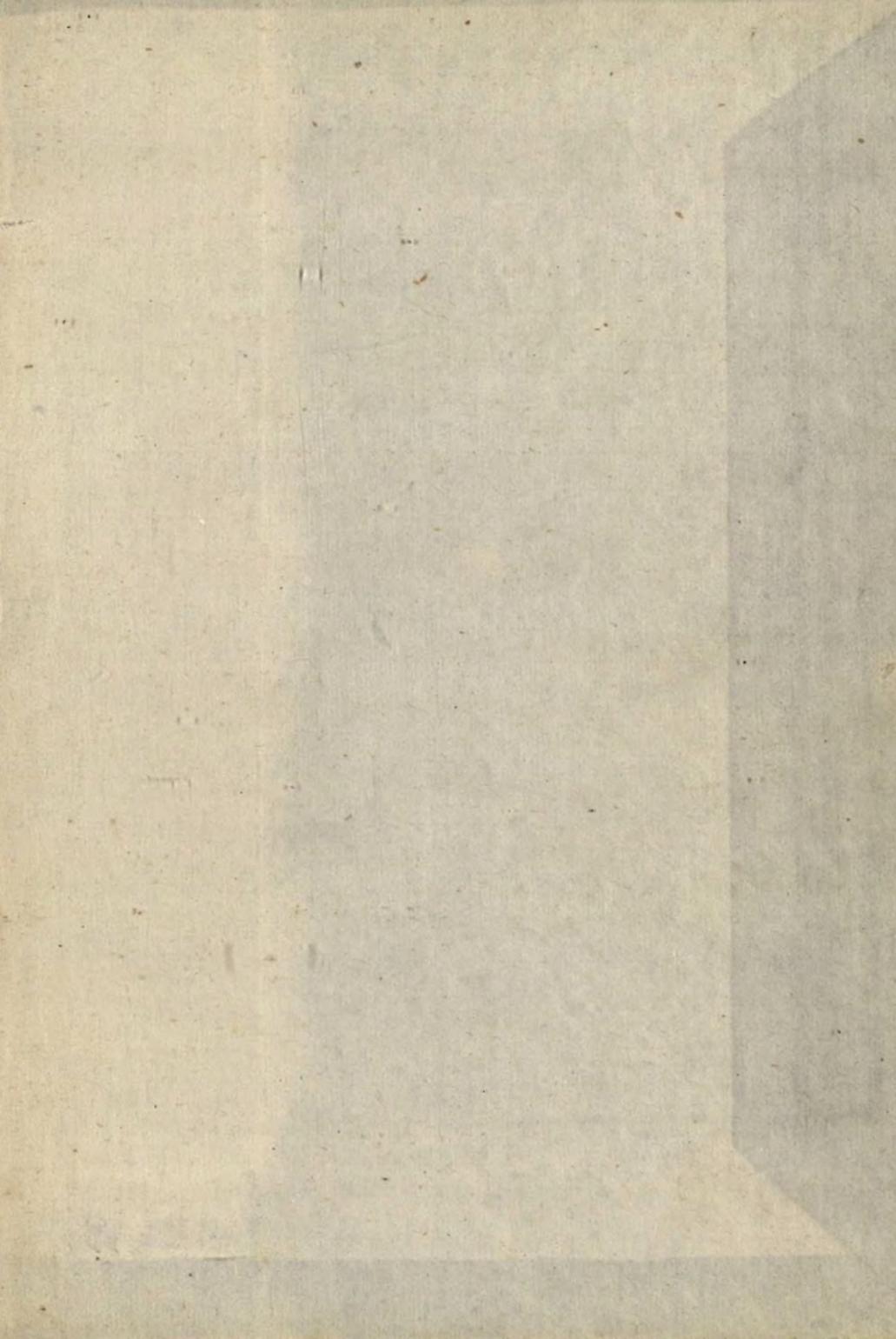




Visto in quibusdam Regibus  
 Consilium de Austria in  
 Austria cum Regibus prope  
 Salisburgum et  
 in Austria ad prope  
 Austria in Austria

Regibus in Austria  
 Regibus in Austria  
 Regibus in Austria  
 Regibus in Austria





27452

[1,2]